L. F. Clauß

Die nordische Seele

L. F. Clauß

Die nordische Seele

Die nordische Seele

Eine Einführung in die Rassenseelenkunde

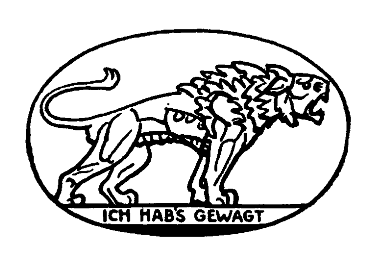
Von

Ludwig Ferdinand Clauß

Mit 48 Kunstdrucktafeln
zumeist nach Aufnahmen des Verfassers

8., durchgesehene und erweiterte Auflage

37.—42. Tausend



J. F. Lehmanns Verlag, München / Berlin 1940

Druck von Kastner & Callwey / München
Printed in Germany

Inhalt

I. Verstehen und Nicht-Verstehen.

In einer Schenke irgendwo im Schwarzwald zankten sich einmal zwei Geschwister, Sohn und Tochter des Wirts. Der Sohn war eine sehnige Erscheinung, hoch und breitgeschultert, aber schlank in den Hüften und spielend in den Gelenken. Seine Stirne bog sich jäh an beiden Schläfen und setzte sich in scharfer Kante ab von den Seitenflächen seines Gesichtes, die in langen Linien bis hinab zum Mund hinführten und zu dem vorgestoßenen Kinn. Nach rückwärts aber schwang sich aus der Stirn der Umriß des schmalen Schädeldaches, das — wenn man von der Seite zusah — weit über die Linie des schlanken Nackens ausbog. Hell und leicht flog ihm das Haar im Winde und ließ die Kurve des Schädeldachs noch jäher scheinen. Aus tiefen Höhlen griffen seine Augen mit stählerner Helle in die Welt.

Ganz anders seine Schwester. An ihr war alles kurz und rund und dunkel. Ihre Äuglein waren wie hinter kleinen Polstern versteckt, und wenn — wie jetzt im Streit — ihre Miene sich verzerrte, verschwanden sie fast völlig, und ihr Gesicht sah dann aus, als ob es ganz und gar aus zuckenden Polstern bestünde. Die Art ihres Streitens unterschied sich sehr von der des Bruders. Denn dieser sprach nicht viel und fuhr gelassen fort in seiner Arbeit. Das aber gerade reizte die Schwester noch mehr: die Worte flossen immer reichlicher und gerannen zuletzt in einem schluchzenden Krampf, der keine Befreiung brachte. Der Bruder sagte: „Sie mault in sich hinein.“ Sie aber fand keinen Weg aus ihrer hilflos keifenden Wut und wendete sich zu uns, den fremden Gästen, deren Fremdheit ihr plötzlich mit der des Bruders zusammenfallen mochte und ihr feindlich schien wie diese, denn sie schrie uns einen Fluch zu, der nicht einem einzelnen galt, sondern der gesamten „roten Rasse“. — „Rot“ war in ihrem Munde ein Schimpfwort, das nach dem rötlich blonden Haar ihres Bruders zielte.

Das Seltsamste aber war, daß die beiden sich um gar nichts stritten. Sie zankten sich immer: der Zank war die Weise ihres Verkehrs und entsprang nicht aus besonderem Anlaß, sondern offenbar aus einem tiefgegründeten Hasse. Wer den beiden eine Weile zusah, wußte bald: diese beiden werden niemals ein Ende ihres Zankes finden, denn sie verstehen sich nicht und können sich nicht verstehen.

Woher aber das? Warum konnten sie einander nicht verstehen? Die Schwester fühlte es wohl und sagte es auch mit jenem Wort von der „roten Rasse". Was die Schwester sich bei jenem Worte gedacht hat, wissen wir nicht; das aber war deutlich: daß jenes Wort ein hilfloser Ausdruck ihres Hasses war, eines tiefen, ohnmächtigen und doch unauslöschlichen Hasses gegen etwas ihr unangreifbar Fremdes, das im bloßen Wesen ihres Bruders sie ansprach, aber notwendig so sie ansprach, daß sie es nicht verstand.

Wo sollen wir die Gründe suchen für dieses Verschiedensein und Geschiedensein, das in diesen Geschwistern bis auf die Wurzeln ihres Wesens reicht, so daß sie niemals einander verstehen können? Geschwister sind sie ja doch: aus einem Schoße geboren und vom selben Vater gezeugt; sollten wir da nicht meinen, sie müßten „gleichen Blutes" sein?

Manch einer denkt hier vielleicht: dies ist ein Einzelfall, an welchem der Fachmann sich versuchen mag, uns bleibe man damit ferne. Ich würde den Fall aber hier nicht vorgelegt haben, wenn er nicht uns alle beträfe und gar viel beleuchtete. Dergleichen ist mir, seit mein Blick geschärft ist, oft begegnet, allzu oft, nicht nur im Schwarzwald, sondern fast überall im Lande: daß Volks- und Stammesgenossen und selbst Geschwister eins das andre auf keine Weise verstehen können und einander oft als völlig fremd, ja als fremdrassig empfinden; und dies oft auch dann, wenn sie äußerlich nicht verschiedenen Schlages sind.

Das also ist der Zustand in unserem Volke? Schranken des Verstehens laufen da: nicht gemeinsame, die alle Glieder unsres Volkes oder wenigstens je eines Stammes, einer Sippe unter sich umschlössen; sondern Schranken des Verstehens, unüberschreitbare, laufen sogar zwischen solchen, die aus dem selben Stamme, ja aus dem selben Mutterschoß entsprungen sind und von denen wir deshalb zu sagen pflegen, daß sie gleichen Blutes seien. Wo ist denn da die Einheit, die das Volk zum „Volke" macht? Was sollen wir das gemeinsam „Deutsche" nennen bei solcher Verschiedenheit, bei solchem Sich-Widerstreiten des

Verschiedenen? Es liegt ja, auch in unserem Beispiel, das Schwergewicht der Verschiedenheit nicht in der Erscheinung der Leiber, etwa in der Blondheit oder Schwärze des Haars: wir finden auch bei schwarzem Haar und gedrungenem Wuchs oft gleichsam blonde und schlanke Seelen, d. h. solche Seelen, zu denen — wenn wir vorgreifend so sagen dürfen — ihrem Stile nach ein blonder und schlanker Leib gehört. Der Riß geht tiefer: er geht zwischen Seele und Seele, er geht oft zwischen einer Seele und ihrem Leibe, ja durch eine Seele selber mitten hindurch — oft mehr als nur ein einziger Riß. Wer scharfe Augen hat, kann überall auf seinem Wege Menschen finden, Mann und Frau, sich liebende, die sich vergeblich zueinander mühen: ein starkes Begehren drängt hinüber vom einen zum andern, und dennoch müssen beide immerfort einander wehe tun, sich kränken, sich verwunden, so oft nur immer eines das andere seelisch berührt: sie lieben sich, begehren sich, und verstehen einander doch nicht.

2. Die Seele und ihre Welt.

Wie ist Verstehen möglich? Wie ist Nicht-Verstehen möglich? Was eigentlich wird durch ein echtes Verstehen erfaßt? Gibt es eine Grenze, über die hinaus es kein Verstehen gibt? — In diesen Fragen liegt noch die andere Frage eingeschlossen: was eigentlich dürfen wir, in einem streng gefaßten Sinne, „ein Verstehen“ nennen?

Wir gehen aus von einfachsten Fällen des Alltags. Wenn zwei Seelen auf ein und dasselbe Ding ihrer Umwelt gerichtet sind und über dies Ding miteinander reden und im Reden einander „verstehen“: was denn tun sie da? Und: haben denn wirklich beide das selbe Ding vor Augen, so daß die Rede beider vom selben Gegenstande abgelesen wird?

Ein Beispiel. Eine verarmte Witwe ist gezwungen, das Arbeitszimmer ihres Gatten zu vermieten. An der Wand hängen Bilder. Es sind prunkhaft gemalte Stücke in teuren Goldrahmen: ein Familienbildnis, eine italienische Landschaft, ein Seestück. Das Zimmer wird ausgeschrieben, und eines Tages meldet sich der erste Mieter. Die Witwe zeigt ihm das Zimmer, und wie sie es betritt, übermannt sie die Erinnerung. Da ist kein Stück, das nicht seine Geschichte hätte. In diesem Sessel saß ihr Mann bei der Arbeit, in jenem, wenn er

ruhte. Die italienische Landschaft ist ein Geschenk des Gatten zur Erinnerung an die gemeinsame Hochzeitsreise, und das Seestück — ach, davon kann sie schon gar nicht reden. Die ganze Geschichte ihrer Ehe spricht aus den Möbeln und den Bildern zu der alten Frau — aber nur zu ihr, nicht auch zu dem Mieter. Der ist Kaufmann, will „einen repräsentablen Raum" mit bequemen Klubsesseln für sich und seine Geschäftsfreunde. Wohl, der Raum ist an sich das, was er sucht, und der Preis ist vernünftig, aber — was die gute Frau da alles sieht, das ist ihm nicht geheuer. Er hört ihr höflich zu, ein wenig gerührt und ein wenig gelangweilt, und denkt bei sich: Die pietätvollen Reden der alten Dame würden mir eines Tages zu viel werden. Empfiehlt sich und sucht sich ein anderes Zimmer, das weniger geladen ist mit Erinnerungen, die nicht die seinen sind. — Der nächste ist ein Student der Kunstgeschichte. Sein erster Blick fällt auf die gläserne Türfüllung mit Lilienranken im Jugendstil, sein zweiter auf den geschnitzten Schreibtisch im Unstil der Achziger Jahre, und dann — die Bilder! Prunkvoller Kitsch in goldüberladenen Rahmen! Das ist genau das, womit man ihn jagen kann. Er steht mit hängenden Schultern und wortloser Duldermiene, aus der die bedauernswerte Frau Verständnis und Mitgefühl zu lesen glaubt, während für sie aus jedem einzelnen Ding, das in diesem Raume steht, Erinnerungen quellen, die nun zusammenrinnen in dem dünnen Bächlein ihrer Rede. Der Student nimmt sich endlich zusammen, wirft einen feindlichen Blick auf all die ihm empfohlenen Gegenstände, die ihn spöttisch angrinsen wie durchtriebene Quäler, sagt dann: Ich muß mir die Sache überlegen — ich komme wieder! und ergreift die Flucht.

Es vergehen Wochen. Die Mieter kommen — und gehen. Keiner mietet, keiner kommt zurück. Die alte Frau fängt an, sich zu grämen. Sie war doch bereit, ihr Heiligtum zu opfern. Und sie sagt es doch jedem, daß dies ihr Heiligtum ist, und sie erklärt es doch jedem, was jeder einzelne Gegenstand darin bedeutet. Sind die Menschen so schlecht geworden, daß sie das alles nicht mehr sehen können, wo es doch fast mit Händen zu greifen ist? Sie hat der Welt ein Opfer angeboten, und die Welt hat es verschmäht. — Über solchen Gedanken merkt sie es kaum, daß ihre Mittel schon mehr als geschwunden sind, und eines Tages meldet sich der Gerichtsvollzieher. Auch er betritt den erinnerungsreichen Raum. Auf die Reden der alten

Witwe hört er schon gar nicht hin: er „kennt das schon“. Was die Leute nicht alles erzählen! Lockt man wohl einen Käufer an für diese italienische Landschaft, wenn man ihm sagt, das Bild bedeute für die Witwe Sowieso eine Erinnerung an ihre vor 50 Jahren stattgehabte Hochzeitsreise? Das Vollstreckungsrecht kennt Tauschwerte, weiter nichts. Ist dieses Bild absetzbar und zu welchem Preise? Kunst oder Kitsch — auch diese Wertung ist dem Manne fremd. Er kennt nur einen Maßstab und gebraucht ihn meisterlich: das ist der Geschmack der Käufermasse. Und für diesen ist das Bild entschieden eine Attraktion, denn es ist anspruchsvoll, sieht teuer aus und gibt sich als Zeuge für die Kapitalkraft seines Besitzers. Der Gerichtsvollzieher klebt seine Pfandmarke an, denn die Frau kann nicht nachweisen, daß dieses Bild zu ihrer unpfändbaren „Kompetenz“ im Sinne des Vollstreckungsrechtes gehöre.

Mit allen drei Besuchern hat die alte Witwe über dieselben Dinge gesprochen, und während sie spricht, stehen die Dinge da, und über die Dinge gebreitet und in sie hineingeprägt ist die ganze Geschichte einer Gemeinschaft zwischen zwei Menschen, die Geschichte einer fast fünfzigjährigen Ehe — so deutlich, fast mit Händen zu greifen. Und keiner sieht es außer ihr allein. Die alte Frau und ihre drei Besucher, alle stehen sie da vor dem „an sich selben“ Ausschnitt der Gesamtwelt, und jedem gibt er sich anders. Denn jeder bringt eine andere innere Umwelt mit sich, in die das Zimmer, dieser kleine Weltausschnitt, hineintaucht, und so empfängt es im Bewußtsein jedes dieser vier einen anderen Sinn und „ist“ somit für jeden etwas anderes.

So stehen für jeden von uns die Dinge seiner Umwelt vor ihm da: als etwas, das seinen Sinn empfängt aus der Geschichte seiner Seele. Die Geschichte jener Witwe hat sich ganz anders abgespielt als die Geschichte jedes ihrer drei Besucher, und aus der Geschichte ihres Erlebens heraus sind ihr die Dinge geprägt als eigen, vertraut, geweiht durch den Gebrauch eines geliebten Menschen, ein Stück Heimat usw. Für sie lebt dieser Sinn in diesen Dingen, nur mit diesem Sinne, mit diesen Bedeutungen sind die Dinge für sie da: die Bedeutungen sind für sie die Seele dieser Dinge. Aber nur für sie. Für alle, die nicht teilhaben an der Geschichte dieser verlassenen Alten, sind alle diese Dinge seelenlos und leer. Gewiß, sie sind „da“ auch für die anderen. Auch der Student der Kunstgeschichte sah ein Bild vor sich, als die Alte davon sprach. Gemeinsam aber war den

beiden nur der leere Außensinn „ein Bild“. Für die alte Frau lebt in dem Innern dieses Sinnes „Bild“ eine ganze Fülle von tieferen Innensinnen, und tausend Erinnerungen sprachen sie lebendig daraus an. Auch der Student warf, als er das Bild ansah, einen Innensinn in die leere Sinneshülse „Bild“: Kitsch, Prunkstück für Philister, Greuel der Gründerzeit, Folterwerkzeug für jede kunsterweckte Seele. Und eben darum verstand er die Alte nicht. Beide glaubten sie, „das selbe Ding“ vor Augen zu haben, aber die Selbigkeit betraf nur die leere Sinneshülse.

Was für die Frau und ihre Besucher galt, gilt für uns alle. Fast immer, wenn Menschen über irgend etwas miteinander reden, vermeinen sie, den selben Gegenstand vor Augen zu haben, während ihnen gemeinsam nur die Hülsen der Dinge sind. Für jeden aber ist die Hülse anders durchseelt, und das bedeutet: vor jedem steht — im Grunde genommen — ein anderer Gegenstand. Oder wir reichen im Gespräche dem andern ein Ding mit unserer Durchseelung hin, er aber nimmt nur die Hülse und durchseelt sie, im Nehmen, mit einem anderen, uns fremden Sinne. Oder: wir haben durchseelte Dinge, sinnstrahlende, vor uns und leben, wenn wir sie schauen, in der lebendigen Bedeutung, der „Seele“ des Dings; ein Fremder aber hat „die selben“ Dinge nur als leere Hülsen. Ein Beispiel. Als 1918, nach dem Abzug der letzten deutschen Heeresteile, auf dem elsässischen Ufer des Rheins die deutsche Fahne niederging und die französische stieg, sah diesseits eine große Menge in schweigendem Schauder zu. Da rief ein Mensch aus der Menge: Es ist doch ganz einerlei, ob da drüben der Fetzen Tuch hängt oder ein anderer! — Was für die einen „Fahne“ war (und das besagt: ein geheiligtes Sinnbild), das war für jenen anderen „ein Fetzen Tuch“: derselbe Gegenstand „ist“ beides, wenn auch nicht beides zugleich für eine und dieselbe Seele. Es gibt Seelen, die ein Ding noch als Sinnbild (hier als „Fahne“) zu fassen und zu erleben wissen, und andere Seelen, die solcher Dingbeseelung nicht mehr fähig sind oder es niemals waren. Die einen haben noch Sinnbilder, z. B. „Fahnen“, in ihrer Umwelt, die andern haben tote Fetzen.

Die Hülsen der Dinge können wohl wir alle, wir Menschen, uns gemeinsam machen und können sie unter uns tauschen; aber: können wir uns denn auch verstehen im tieferen Bereich der Dingerfassung? Können wir alle nicht nur die Hülsen, die Bälge, sondern auch die

innersten Sinne der durchseelten Dinge miteinander teilen? Offenbar nicht, wie unsere Beispiele lehren. Wenn aber nicht wir alle, welche von uns können es denn und mit wem?

Das ist die bange Frage, die es uns zu lösen gilt. Denn — das fühlen wir voraus — dieser Austausch der Tiefensinne, der Innensinne, der innersten Bedeutungen der Dinge, muß (soweit er möglich ist) ein wesentlicher Beitrag sein zu jenem Vorgang zwischen Seele und Seele, den wir gemeinhin „das Verstehen" nennen. Eine Verständigung über die Hülsen der Dinge, so scheint es, ist möglich zwischen allen Menschen (und vielleicht ein Stück weit noch, über die Grenzen des Menschseins hinweg, mit einem Teil der Tiere); ein Verstehen aber, das den Austausch der innersten Bedeutungen in sich schlösse, offenbar nicht. Soweit aber Verstehen möglich ist, soweit ist Gemeinschaft möglich, und wo kein Verstehen ist, da ist keine Gemeinschaft. Verschieden durchseelt aber sind die Dinge, die in der Umwelt der einen Seele stehen und die in der Umwelt einer anderen Seele; denn, wenn auch einmal die seelischen Umwelten zweier Menschen sich fast völlig gleichen in bezug auf einen bestimmten Bereich durchseelter Dinge, so unterscheiden sich doch die Umwelten dieser selben Seelen wieder in bezug auf andere Dingbereiche. Somit hat denn jeder von uns notwendig eine andere Umwelt, d. h. eine anders durchseelte Welt; und somit verstehen denn wir alle, so scheint es, einander nicht. Sind also Verstehen und Gemeinschaft (die doch im Verstehen gründet) gar keine Wirklichkeiten, sondern nur eine Forderung, ein Ziel, das wir niemals erreichen?

3. Der Griff in die Welt.

Ein Beispiel mag uns der Antwort näher bringen. Zwischen Konstanz und Stuttgart fährt der Schnellzug durch das obere Neckartal. Das Flüßchen, noch fast ein Bach, schlingt sich als schimmerndes Band in spielerischen Windungen durch die grüne Talsohle hin, die von bewaldeten Bergen umfaßt ist. Mein Blick in dieses köstliche Stück deutscher Landschaft war begrenzt durch den Kopf eines noch jungen Mannes, der am Fenster saß und sich mit einem Bekannten auf Schwäbisch über technische Dinge unterhielt. Er mochte ein Tief-

baubeamter sein. In seiner Erscheinung glich er stark dem jungen Mann in jener Schwarzwaldschenke — jenem blonden Bruder, der sich mit seiner Schwester stritt. Der hier war ins Gespräch vertieft und achtete wenig auf die Landschaft. Desto eifriger taten das zwei junge Mädchen aus Stuttgart, die mir gegenüber saßen. Die eine — es war seltsam — ähnelte sehr jenem rundlichen, dunklen Schwarzwaldmädchen in der Schenke, die ihren blonden Bruder und uns Gäste als „rote Rasse" beschimpft hatte. Nur war diese milder und lieblicher — so etwa, als wäre sie eine jüngere und zartere Schwester der Frau, die wir auf Tafel 33 dieses Buches zeigen. Ihre Freundin aber war helläugig und schlank.

Das Gespräch ging so. Das rundliche Mädchen entdeckte einen lauschigen Winkel drüben zwischen Berg und Bach, und sie träumte davon, sich dort ein Häuschen zu bauen mit einem kleinen Garten, und in dem Garten sollten viele Sorten bunter Blumen stehen in kleinen und kleinsten Beeten. Und diese Blumenbeete wollte sie selber pflegen, und auch kleine Vögel in sauberen Käfigen, und die Ordnung und Pflege all dieser kleinen Wesen und Dinge sollte ihr einziges Tagewerk sein. Unwillkürlich wuchs aus ihren Träumen ein Bild japanischer Gärten vor mir auf. — Die Schlanke stimmte ihr nicht zu. Sie wollte überhaupt nicht unten im Tale wohnen, dort würde sie fürchten, vor Enge zu ersticken. Nein, wenn schon, dann droben an der Halde, wo man weit ins Land schaut.

Der Tiefbaubeamte hatte mit halbem Ohre gehört und zuletzt eine Weile schweigend dagesessen. Nun ging sein Blick den Blicken der Mädchen nach in die Landschaft, verfing sich in den kleinen, bauschigen Windungen des Flüßchens und wurde kritisch und finster. Dann sagte der Mann: der Bach da gehöre endlich einmal „g'rad g'legt".

Das rundliche Mädchen erschrak erst, dann kicherte sie in sich hinein. Sie nahm diese Äußerung als einen dummen Witz. Die Schlanke richtete ruhig ihre hellgrauen Augen auf den Mann, sah ihn prüfend und tadelnd an, doch sie verstand ihn.

Was denn verstand sie? Die Geschichte jenes Mannes war ihr völlig unbekannt, sie hatte ihn gewiß noch nie gesehen. Auch hatte sie keine technische Ausbildung erfahren, die in ihr einen teilweise ähnlichen Erlebnisablauf hätte wecken können wie in jenem. Die Dinge der Welt — auch diese Landschaft da draußen — waren sicher für

sie mit anderem Sinn erfüllt als für den Tiefbaubeamten. Um jedes von beiden stand eine andere Welt: eine Welt mit anderen Bedeutungen, mit anderem Innensinne, kurz: mit anderem Inhalt. Den Inhalt seiner Welt verstand sie nicht. Und doch verstand sie etwas. Sie verstand den seelischen Griff, mit dem er in seine Welt hineinfaßte. Bei der Rede ihrer Reisegenossin war ihr enge geworden: all diese kleinen und kleinsten Dinge, die dieses liebe, rundliche Mädchen in die Welt hineinsah, waren ihr fremd und machten sie ungeduldig. Doch was der Mann da mit dem jungen Neckar machen wollte, es schien zwar scheußlich, aber es „hatte wenigstens Zug". Er sah nicht lauschige Winkel, in die man sich einspinnt, sondern ungenutzte Wasserkräfte, die man zu leistender Arbeit zwingen kann. Wenn er fließendes Wasser sah, dachte er: wieviele PS? Das schlanke Mädchen dachte zwar dem Inhalt nach ganz anders. Wenn sie fließendes Wasser sah, dachte sie vielleicht an einen Freund, der im Faltboot fuhr und mit dem sie gern gefahren wäre: immer weiter hinaus, gleichviel wohin, immer weiter. War jenem PS-Menschen der Fluß eine ungenutzte Kraft, so war er für sie ein ungenutzter Weg: etwas, an dem sie etwas leisten möchte, um es selbst zur Leistung zu zwingen. Ihr Griff in die Welt hat gleichen Stil wie seiner: dies ist das Gemeinsame. Darum versteht sie ihn. Sie denkt nicht in PS und möchte nicht diese köstliche Landschaft, die sie als romantische erlebt, durch ein Geradelegen des Flusses zerstören. Aber auch sie hat um sich eine Welt, die nicht zu lauschigem Verweilen einlädt, sondern zu Ausgriff und Leistung. Ausruhen, ja, aber — um Gottes willen! — nicht „verhocken". Die Weise, wie jener Tiefbaubeamte in seine Welt sah, empfindet sie als geschmacklose Übertreibung, als eine Verzerrung, eine Karikatur — jedoch, als eine Verzerrung ihres eigenen Stiles, ihrer eigenen seelischen Gebärde.

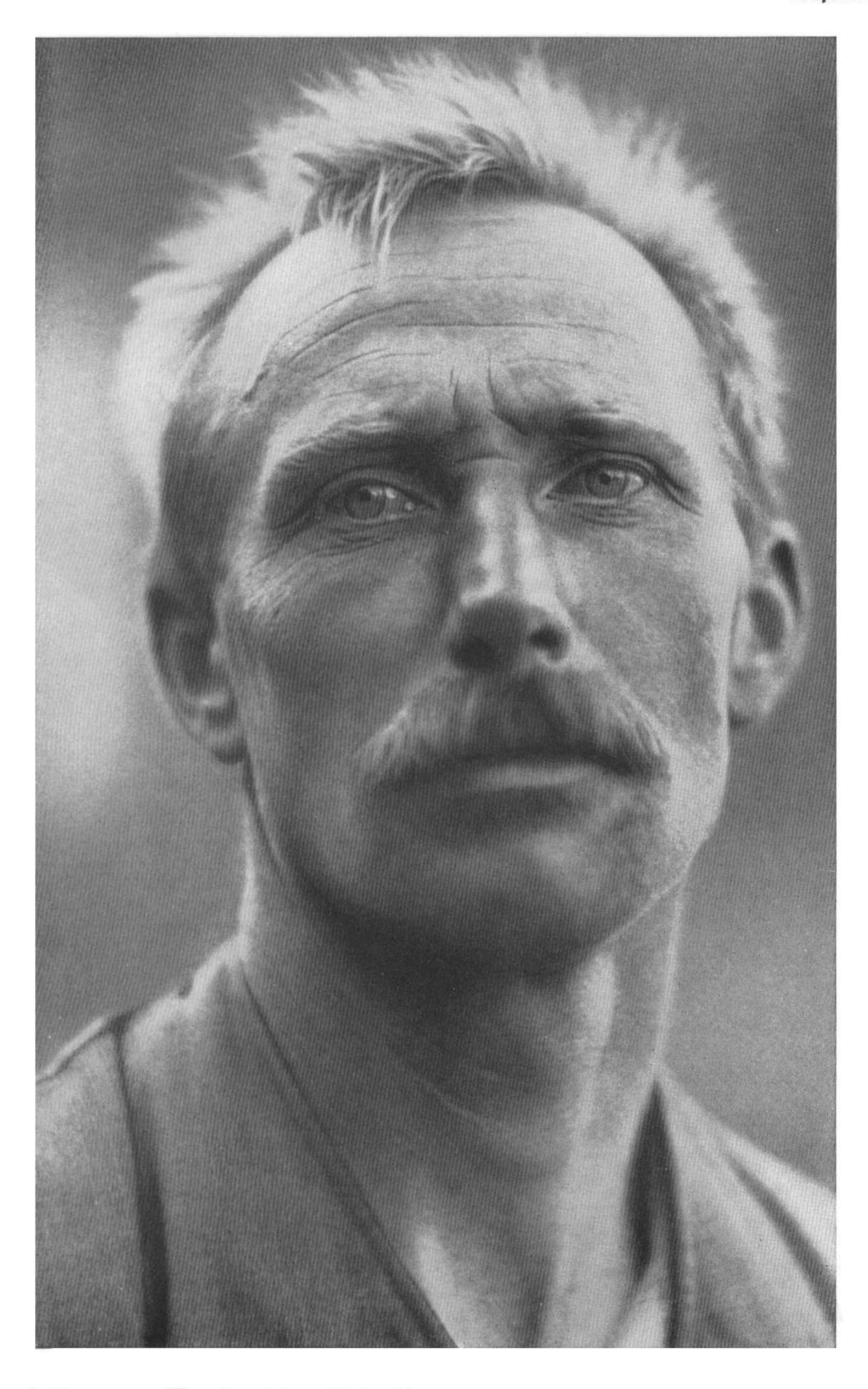
4. Die Grenze des Verstehens.

Wir fassen den Gewinn aus der Betrachtung unserer Beispiele mit folgendem Bilde zusammen. Die Seele steht in ihrer Umwelt, sie und ihre Dinge durchseelend, wie das Licht im Raume, ihn und seine Dinge durchleuchtend. So wie das Licht von seiner Quelle (z. B. der Sonne) aus den Raum bestrahlt und nun die Dinge des Raums,

das Licht rückstrahlend, selber leuchten, so bestrahlt die Seele ihre Umwelt mit Bedeutungen, und diese Bedeutungen strahlen ihr nun aus ihrer Umwelt wieder entgegen: nur mit diesen (der Seele entstrahlten) Bedeutungen sind die Dinge für die Seele da. Keine Seele aber strahlt genau die gleichen Bedeutungen auf ihre Umwelt aus wie eine andere Seele, und so steht denn, im Grunde genommen, um jede Seele eine andere Welt.

Bestrahlung mit Bedeutungen, Durchseelung, Erfüllung mit Sinn (in verschiedener Tiefe): all diese bezeichnenden Bilder weisen auf das im 2. Abschnitt beschriebene Wesensverhältnis der Seele zu ihrer Umwelt hin. Wir dürfen dies Verhältnis auch mit dem Bilde des Prägens erfassen: die Seele prägt ihre Umwelt, und nur mit den empfangenen Prägungen, nur in Prägung, steht ihre Umwelt vor ihr da. Keine Seele hat ihre Umwelt in genau den gleichen Prägungen wie eine andere Seele; daher kommt es, daß in ihrem tiefsten Grunde jede Seele einsam ist. Diese Einsamkeit gehört zum Wesen der Seele. Nichts anderes kann zwischen Seele und Seele rein gemeinsam sein als nur die Gebärde, mit der sie in ihre Welt hinausgreift. Nicht jede Seele aber greift in ihre Welt hinaus, nicht jede hat ihre Welt im Abstand sich gegenüber, nicht jede setzt sich zu ihr ins Verhältnis durch jenen Ausgriff in die Welt, den wir im vorigen Abschnitt zeichneten. Wir stellten daneben eine nicht ausgreifende Seele, die in einem anderen Verhältnis zu ihrer Umwelt lebt: ohne Abstand, ohne Gegenüber, ohne Ausgriff. Sie erlebt sich selbst und ihre Welt in einer anderen Weise, einem anderen Stile, den wir, als Gegenstück zum nordischen Ausgriffsstile, im folgenden und im 12. Abschnitt zu zeichnen suchen. Was zwischen Seele und Seele rein gemeinsam sein kann, das ist der Stil ihres Erlebens, die Erlebensweise, die seelische Gebärde; und nur diese ist zwischen Seele und Seele rein verstehbar.

Wenn zwei Seelen von gleichem Stile des Erlebens durchwaltet sind und mit gleicher Gebärde an ihre Umwelt rühren, so sagen wir, daß sie von gleicher Artung oder gleicher Rasse sind. Jene Geschwister im Schwarzwald aber, mit deren Betrachtung wir dieses Buch begannen: jene Geschwister, die sich immer zanken mußten und sich nie verstanden, waren von einander fremder Artung: ihr Erleben ging in grundverschiedenen Weisen, darum stand um jedes von beiden eine von Grund aus andersartige Welt.



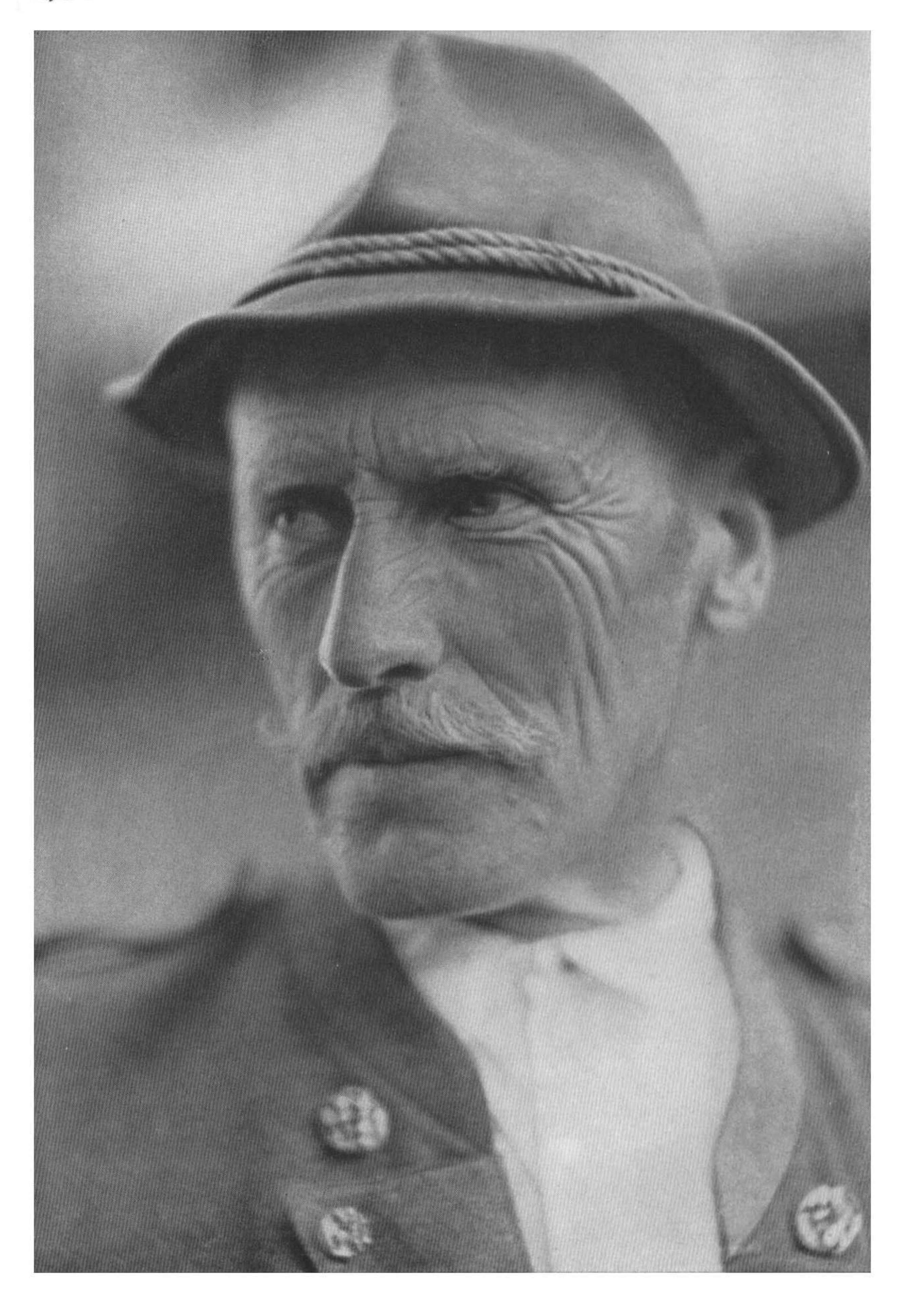
Leistungsmensch: hat seine Welt sich gegenüber, lebt im Abstand von ihr: nordischer Stil des Erlebens. Friesischer Bauer und Arbeiter



Strenge Anmut, schlichter Abstand. Jungmädchen nordischer Rasse aus Nordschleswig



Ausgreifender Glaube. Deutsche Dichterin schwedischer Abkunft (Clara Nordström)



Deutscher Bauer und Bergführer aus der Südostmark. Wesentlich nordische Züge

5. Zweierlei Artung: Leistungsmensch und Enthebungsmensch (Nordisch und Ostisch).

Unter einer Artung oder Rasse verstehen wir demnach nicht einen Klumpen von „Eigenschaften“ oder „Merkmalen“, sondern einen Stil des Erlebens, der die Ganzheit einer lebendigen Gestalt durchgreift [1]). Jedes der beiden Wörter — Artung und Rasse — meint hier das gleiche, nur jedes unter etwas verschiedenem Gesichtspunkt.

Wir stellen nun zwei stilisierte Artbilder in flüchtiger Umrißzeichnung einander gegenüber, um eines durch das andere zu beleuchten. Indem das eine Bild sich gegen das andere abhebt, tritt die Verschiedenheit ihrer Züge deutlich zutage: deutlicher als eine noch so ausführliche Begriffsbestimmung werden sie verständlich machen, was unsere Worte Artung, Erlebensweise, Stil des Erlebens und der Umweltprägung besagen wollen. Wir zeichnen diese Bilder zwar als reine Möglichkeiten, doch wählen wir als Beispiele solche, die wir für jeden sichtbar verwirklicht finden unter den Menschen, die uns täglich umgeben. Es sind dieselben beiden Artbilder, die uns auch schon bisher vor Augen schwebten: in jenen Geschwistern im Schwarzwald und den Fahrgästen im Neckartale. Doch wollen wir diesmal versuchen, die Stilgesetzlichkeit der einen Artung und daneben der anderen Artung gleichsam auf eine Formel zu bringen.

1. Es gibt eine Möglichkeit, in solcher Weise „die Welt“ zu erleben, daß sie vor der erlebenden Seele dasteht wie ein System von Gleisen, die alle zur Ausfahrt rufen: zum Ausgriff in diese so gesehene Welt. Die Welt steht gegenüber und die Seele steht gegenüber der Welt, zwischen beiden ist Abstand. Die Linie des Erlebens hat die gerade Richtung des fliegenden Pfeiles: die Richtung geht „hinaus“. Hinaus bedeutet hier einen unendlichen Fortgang, und das Draußen ist immer das noch nicht Ergriffene, noch nicht Befahrene, aber Befahrbare. Die Dinge der Welt sind lauter Dinge-wozu: Dinge, an denen oder mit denen eine Leistung möglich ist, die zu weiterer Leistung ruft und wieder zu weiterer und so fort. Die Welt ist gegenüber: „die Welt ist Gegenstand“ — eine Erkenntnis im Stile dieses Erlebens, die nur in diesem Stile sinnvoll ist. Aus allem Schauen,

---

[1]) Zum Begriff der Ganzheit im psychologischen Sinne vgl. auch Felix Krueger, Der Strukturbegriff in der Psychologie (2. Aufl. Leipzig 1931).

aller theoria, die sich in diesem Stile betätigt, leuchtet sie auf: sie ist die Grundformel aller so gearteten Philosophie. Die entsprechende praktische Formulierung hat etwa so zu lauten: „die Welt ist Widerstand." Widerstand ist — im Stile solchen Erlebens — etwas, das zum Angriff aufruft: ein Gleis zur Ausfahrt. In allem, was ein Mensch dieser Art im einzelnen leisten mag, ist seine Leistung von innen nach außen geschleudert (zentrifugal), ausgreifend und angreifend: unternehmend. Leben heißt ihm: in der vordersten Reihe kämpfen, und zwar um jeden Preis, auch um den des Unterganges. Mag es ein soziologisches Gesetz sein, daß die „Gruppe" (Familie, Sippe) nichts Schlimmeres kennt als das Aufhören ihres Bestandes — hier scheint dieses Gesetz durchbrochen. Denn es gibt in der Erlebensweise dieser Art ein Untergehen, in dem — ohne zwingende äußere Not — die Gruppe frei ihren Untergang erwählt, um ihren Stil zu wahren. Der höchste Daseinswert im Sinne dieser Art ist somit eine bestimmte Weise des Heldentumes, wobei nicht nur an kriegerisches Heldentum zu denken ist.

2. Es gibt eine Möglichkeit, „Welt" zu erleben als etwas, darin sich kleine Ausschnitte bilden, kleine und kleinste Kreise, die sich selbst genügen und in sich selbst begrenzen, um sich zu schützen gegen alles „Draußen". Das Draußen ist einer so erlebenden Seele nicht die eigentliche Welt, sondern die Un-Welt, nicht die Um-Welt: die Seele strebt, es in sich hineinzuziehen, bis es kein Draußen mehr ist. Was sie nicht so sich einverleiben oder doch sich nahe bringen kann, ist für sie nicht da oder es wirkt als bloße „Störung" (nicht als Widerstand). Die Dinge ihrer Welt sind ihr nicht Dinge-wozu, sondern Dinge-darin: Dinge, in denen immer feiner gesponnener Sinn sich aufspüren läßt; Dinge, die man in seiner Nähe, seinem Dunstkreis sammelt und „sich anlegt" wie eine schützende Hülle des eigenen Seins, und denen man sich doch eingereiht oder besser: an sie verteilt weiß. (Die Dinge haben Anteil an der Seele und entheben sich so gleichsam der Schwere ihres Dingseins. Und wiederum enthebt sich die Seele ihrer eigenen Schwere, indem sie sich an ihre Dinge verteilt.) Der wertvollste Zustand ist die vollkommene Selbstentäußerung der Seele, die sie als eine Enthobenheit erlebt: Enthobenheit vom eigenen Wichtigsein. Und wiederum ist in diesem Zustand der Seele auch die umhüllende Welt ihrer Wichtigkeit enthoben. Das ist — im Sinne dieser Erlebensweise — der Zustand vollendeter Weisheit.

(Vgl. hierzu den 6. Abschnitt meines Buches „Rasse und Seele“ und den 12. Abschnitt des vorliegenden Buches.)

Wir könnten die erste dieser beiden Erlebensweisen den Stil des Ausgriffs nennen: Ausgriff ist für den Menschen dieser Artung die bestimmende Gebärde seines Welterlebens. Wir sprechen statt dessen vielleicht zeitgemäßer vom Leistungsstil und Leistungsmenschen, weil für den Menschen dieses Stiles die Leistung der leitende Wert ist und jede Handlung ihm letzten Endes zu einer Leistung wird. Wir verwenden daneben die Bezeichnung „nordischer Mensch“, die sich im nächsten Abschnitt rechtfertigen wird. — Die zweite Menschenart nennen wir — nach dem sie leitenden Werte — den Enthebungsmenschen; daneben gebrauchen wir — in einem später zu klärenden Sinne — die Bezeichnung „ostischer Mensch“.

6. Seele und Landschaft: Nordland und Mittelmeerland.

Die Gebärde der Seele, mit der sie in ihre Welt greift, gestaltet das Gelände dieser Welt zur „Landschaft“. Landschaft ist nicht etwas, das die Seele vorfindet, etwas Fertiges, sondern etwas, das sie bildet kraft der artbestimmten Gebärde ihres Schauens. Freilich kann sie nicht willkürlich aus jedem beliebigen Gelände jede beliebige Landschaft bilden. Das Gelände ist der Stoff, in das die Seele ihren Stil hineinwirkt und es so zur Landschaft macht; aber nicht aus jedem Stoffe läßt sich das Gleiche gestalten. Das Gelände bietet der Seele Möglichkeiten für die schauende Gestaltung; aber nicht jedes Gelände bietet die gleichen Möglichkeiten. Ein Gelände, das dem Ausgriffsmenschen, dem Leistungsmenschen zur stilgemäßen, zur „eigenen“ Landschaft werden kann, muß anders beschaffen sein als ein Gelände, das sich für andere Rassen zur Landschaftsbildung eignet. Der Erdraum, der das geeignete Gelände zur Landschaftsbildung im Leistungsstile birgt, ist der „nordische“ Erdraum: er stellt den stilgemäßen Hintergrund für den Leistungsmenschen. Daher nennen wir dessen Stil den nordischen Stil und ihn selbst den nordischen Menschen.

Wir heben nun die nordische Landschaft des nordischen Menschen ab gegen eine Landschaft anderen Stiles, die den Hintergrund, das stilgemäße Lebensfeld einer anderen Rasse bildet: der mittel-

ländischen Rasse, die nach ihrer stilgemäßen Landschaft, der Mittelmeerlandschaft, benannt ist[1]). Die stilgemäße Landschaft einer Rasse zeichnen heißt zugleich: den Stil dieser Rasse deuten. Die mittelländische Rasse ist ihrem Stile nach deutlich zu scheiden von der nordischen wie von der ostischen.

Wer jemals bei schwerer See um Skagens Horn gefahren ist, der hat es erlebt, wie da zwei Meere ineinanderbrausen, von denen jedes eine andere Farbe und jedes ein anderes Schrittmaß seines Wellenganges hat: die graugrüne Nordsee geht mit tief ausholendem Atem in meilenlanger Dünung, während das blauere Kattegat mit kurzen Wellen poltert. Alles scheint hier näher und enger zu werden, überall sehen wir oder ahnen wir rings die Ufer, und auch jenseits des Öresunds in der „offenen" Ostsee gewinnen wir nie wieder voll jenes Bewußtsein der freien Weite, der schrankenlosen Ferne, nie wieder ganz jenes drängende Machtgefühl, das die Landschaft der Nordsee verleiht. Und dennoch rückt der landschaftliche Stil der beiden Meere ganz nah zusammen für den, der sie mit der Landschaft des Mittelmeers vergleicht. Zwar die Adria ist — scheinbar — noch der Ostsee ein wenig verwandt; wer aber durch den schmalen Arm zwischen dem albanischen Festland und dem griechischen Kerkyra südwärts fährt, der erlebt es deutlich, wie sich hier die Meere scheiden: im Norden die Adria, die erst hellblau war und immer dunkler wurde, je weiter wir gen Süden fuhren, und nun ein anderes Meer, das hier das jonische heißt und mit welchem nun ein anderes Bild emporwächst. „Das purpurne Meer", sagt die Odyssee, und manch einer von uns hatte wohl als Schüler geglaubt, das sei eine gar merkwürdige und wohl unsinnige Bezeichnung. Aber das griechische Meer, ein Teil des Mittelmeers, vermag es, wirklich „purpurn" zu sein: wenn der Himmel weiß gestreift ist und der Südsturm in den Wogen wühlt, dann glüht die See in sattem, dunklem Rotblau bis hinab. Und es scheint auch, daß die Wogen dort in anderem Gange gehen als im Norden: wenn das Nordmeer rast und tobt in ungeheurem Aufruhr, mit einem Atem, der von Ferne zu Ferne verbraust, dann geht das griechische Meer in mäßig hohen, immer gleichen Wogen: stark und doch maßvoll gebändigt in aller seiner Bewegung.

Wer die See des Nordens kennt und ihrem Stile vertraut ist, mehr noch: wer ihren Wogengang in der eigenen Seele spürt, dem scheint

[1]) Vgl. den II. Abschn.: Nordisch u. Mittelländisch. „Romanisch" u. „Welsch".

es, als sei das griechische Meer keine See in unserem Sinne, und als müßten wir zu seiner Bezeichnung ein anderes Wort gebrauchen. Die See des Nordens atmet überall Unendlichkeit, und diese macht ihr eigentliches Wesen aus: alles ist auf die Ferne gestimmt, alles weist und drängt in die Ferne, die kein Ende hat. Auf dem Meere des Südens, dem Mittelmeer, ist alles immer nahe, und wo man kein Ufer mehr sieht, da ahnt man doch das Ufer, mehr noch: man spürt seinen Duft oder glaubt ihn doch zu spüren. Hier ist alles umgrenzt mit Gegenwart und mit immer maßvoller Schönheit. Und wenn über die nordische Landschaft die Wolken rastlos ziehen, weit oben und immer weiter ins ewig Ferne hin, und wenn die Sterne hoch sind und der Himmel blaß und fern, dann wölbt sich der südliche Himmel fast zum Greifen nahe, und seine Wolken lungern ohne Bewegung oder sie tummeln sich wie in neckendem Spiel. Der Norden erzieht seine Menschen zu immer neuem Aufbruch: ihr Blick greift immer ins Ferne und befriedet sich darum nie. Der Süden aber, das Mittelmeer und seine Ufer, laden ein zu immerwährendem Verweilen: hier ist alles Lockung und Da-Sein, beglückende Gegenwart.

Wir haben die Landschaft des Nordens als das Nordmeerland, die Landschaft des Südens als das Mittelmeerland begriffen und fassen somit diese Länder als die Ufer der Meere auf, von deren Stil sie bestimmt sind. Das Nordmeerland ist gezeichnet durch Ferne und Bewegung, es gliedert sich in weiten Zügen in die Tiefe des Raumes hinein. Das Nahe hebt sich scharf vom Fernen ab und das Ferne vom Ferneren und so immer weiter. Ein Baum im Vordergrund ist da, um in die Weite zu weisen, die sich dahinter dehnt. Wo immer der Blick hineintaucht in die Landschaft, da wird er ins Ferne gezogen, an die Grenze des Blickfelds und über dieses hinaus. Die nordische Landschaft ruft auf, immer weiter zu gehen; ob sie als Heide sich dehnt, als Hochwald oder als Düne, immer zeigt sie sich durchzogen von einem endlosen Undsoweiter, so daß sie niemals fertig erscheint, sondern immer im Werden begriffen. Und in tausend Gestalten, immer werdend und wechselnd, segeln darüber die hohen Wolken hin, wer weiß woher, in unendliche Fernen fort. Bald ragen sie, heiter besonnt, als schwimmende Türme von Licht, bald lauern sie, dumpf geballt, und brüllen einher wie verwunschene Ungeheuer. Hier gibt es nicht satte Ruhe, hier gibt es kein tändelndes Spiel, hier gibt es ein freudiges, aber unendliches Ringen, einen rastlosen

Gang auf immer neuen Wegen, einen allmorgendlichen Aufbruch. Weil hier nichts fertig ist, ruft alles immer zur Gestaltung.

Raumwille erwacht in der Seele, die aus dieser Landschaft geboren ist und wahrhaft in ihr lebt. Der nordische Raum reißt in die Ferne und will überwunden werden. Überwindung des Raumes bedeutet Geschwindigkeit, Raumwille drängt dazu, den Raum zu durchrasen. Die nordische Landschaft will durchzogen sein von Schienensträngen, auf denen der Schnellzug tost. Zu allem nordischen Fahrzeug gehört es, daß es seine Schnelligkeit vermehre. Die Gleise haben es in sich: die Gleise, mit denen für nordisches Welterleben alle Welt durchzogen ist; die Gleise, die schon da sind, und jene, die immerfort noch müssen geschaffen werden für immer neues, immer schnelleres Fahrzeug, auf dem nordisch erlebende Menschen zu immer neuen Zielen streben. Als ein Gebilde aus unzähligen Wegen — fertigen Wegen und möglichen, künftigen Wegen: Land-, Wasser-, Luft- und Stratosphärenwegen — erlebt die nordische Seele ihre Welt. Wie ein Fieber ging und geht es oft durch alle Zweige nordischer Gemeinschaft: ein Schnellbewegungsfieber, das ansteckend weit über die Welt des Nordens hinausgreift und mit der Macht einer Mode auch solche Seelen befällt, die nicht nordisch sind und für die solches Gebaren im Grunde stilwidrig und sinnlos ist.

In der nordischen Landschaft weist alles über sich hinaus und lockt die Seele, die aus ihr geboren ist, die Grenze dieser Landschaft zu überschreiten. Es ist der nordischen Seele eingeboren, daß sie fernwärts — und das bedeutet meist: südwärts — drängt. Wer jemals die südliche Schranke des nordischen Erdraums überschritten hat, etwa auf dem Gotthard, der weiß, was sich da vollzieht. Der Nordraum liegt vielleicht in schwerem, hüllendem Nebel da, so daß wir vom Wagen aus nur die Stümpfe der Berge sehen; dann tauchen wir in die Nacht des Tunnels, und dann — urplötzlich! — fällt uns ein strahlend blauer Tag in das geblendete Auge. Und alle wir Fahrenden, die wir einander fremd sind, brechen wie mit *einer* Stimme aus in einen Freudenschrei. Beseligend ist das Licht des Südens für die nordische Seele, beseligend und verderblich zugleich, wie das Kerzenlicht für die Motte. Erst fühlen wir uns wunderbar befreit von der rufenden Ferne, der immer drängenden Bewegung des Nordens; denn hier ist alles einfach da und ist prächtig schön und ist fertig. Dann aber legt sich uns die ewige Nähe dieser Landschaft um die Seele und schnürt

ihr den Atem ab. Wir dürfen nicht sagen, daß diese Landschaft „eng" sei, sie ist nicht ohne Abstand von der Seele, all solche Worte kommen ihrem Wesen nicht recht bei; und wir finden in unserer Sprache wohl kaum das Wort, das ihr Wesen ausdrückt, denn all unsere Worte sind aus nordischem Schauen gemacht. Zu sagen vermögen wir nur, was diese Landschaft, von der unseren aus gesehen, *nicht* ist: sie ist ohne Ferne, ist ohne tiefe Bewegung, ist prächtige Oberfläche ohne etwas dahinter — sie ist ohne Rätsel, ist ohne alles Geheimnis. Was sie aber ihrem Wesen nach ist, vermag vielleicht ein Fremdwort zu sagen: sie ist „*imposant*".

Wo der Blick hin schweift — er vermag hier nicht recht zu schweifen — da stößt er an Berge an, die ringsum lagern, hoch und schön geschwungen, und die alle zu wissen und zu sagen scheinen, wie schön sie sind. Es ist, als wiesen sie mit imposanter Gebärde auf sich selber und forderten: Schaut mich an![1]) Wenn das Land sich einmal weitet, dann nur in umschlossenem Kreise: das Auge greift hinab, greift hinüber, ringsum die Höhen entlang, und wird zuletzt zurückgeleitet dorthin, von wo es ausging. Niemals, auch am Meere nicht, schaut man wahrhaft *hinaus*. Alles geht hin und her und im Kreise. Auch die Wolken, so scheint es, haben weder Weg noch Richtung, sondern gehen spazieren im Kreise. Zeus herrscht hier, der „Wolkensammler", nicht Wode, der wilde Jäger, der mit seinem Heere hinbraust, hoch droben, kein Mensch weiß, woher und wohin.

Es ist wahr, es gibt da und dort auch Ebenen im Mittelmeerlande; aber so weit ich schaue, scheint mir, sie bestimmen die Landschaft nicht. Die Po-Ebene, dem Norden zunächst gelagert, nimmt noch ein wenig teil am Wesen des Nordens. Das Gelände aber, das den Stoff zur vollen Mittelmeerlandschaft abgibt, ist vielzackiges Bergland, das — gleichviel, ob es „hoch" ist oder nicht, ob seine Messung eine große Meterzahl ergibt oder eine geringe — ringsher das Sichtfeld und den Lebensraum umschränkt.[2]) Wenn die nordische

[1]) Ganz ähnlich sieht auch *Ewald Banse* die Mittelmeerlandschaft (das „Mittagsland"). Vgl. Das Buch vom Morgenlande (Leipzig 1926), S. 36, S. 38 f.

[2]) Vgl Banse, a. a. O. S. 41: „In den Landformen des Mittagslandes herrschen steile Böschungslinien mehr vor als anderswo in der mittelländischen Welt. Sie führen nicht, wie im Abend- und Morgenlande, zu Hochebenen und Kuppen hinauf, sondern zu jähen Spitzen, die als einsame Pyramiden vor Himmelsblau stehen. Ob dreitausend Meter hoch oder nur fünfzig, jede Erhebung ist hier ein vollkommen ausgeführtes Gebirge, während im Norden ein Berg von tausend Metern und ein Hügel von hundert gänzlich verschieden gestaltete Gebilde sind."

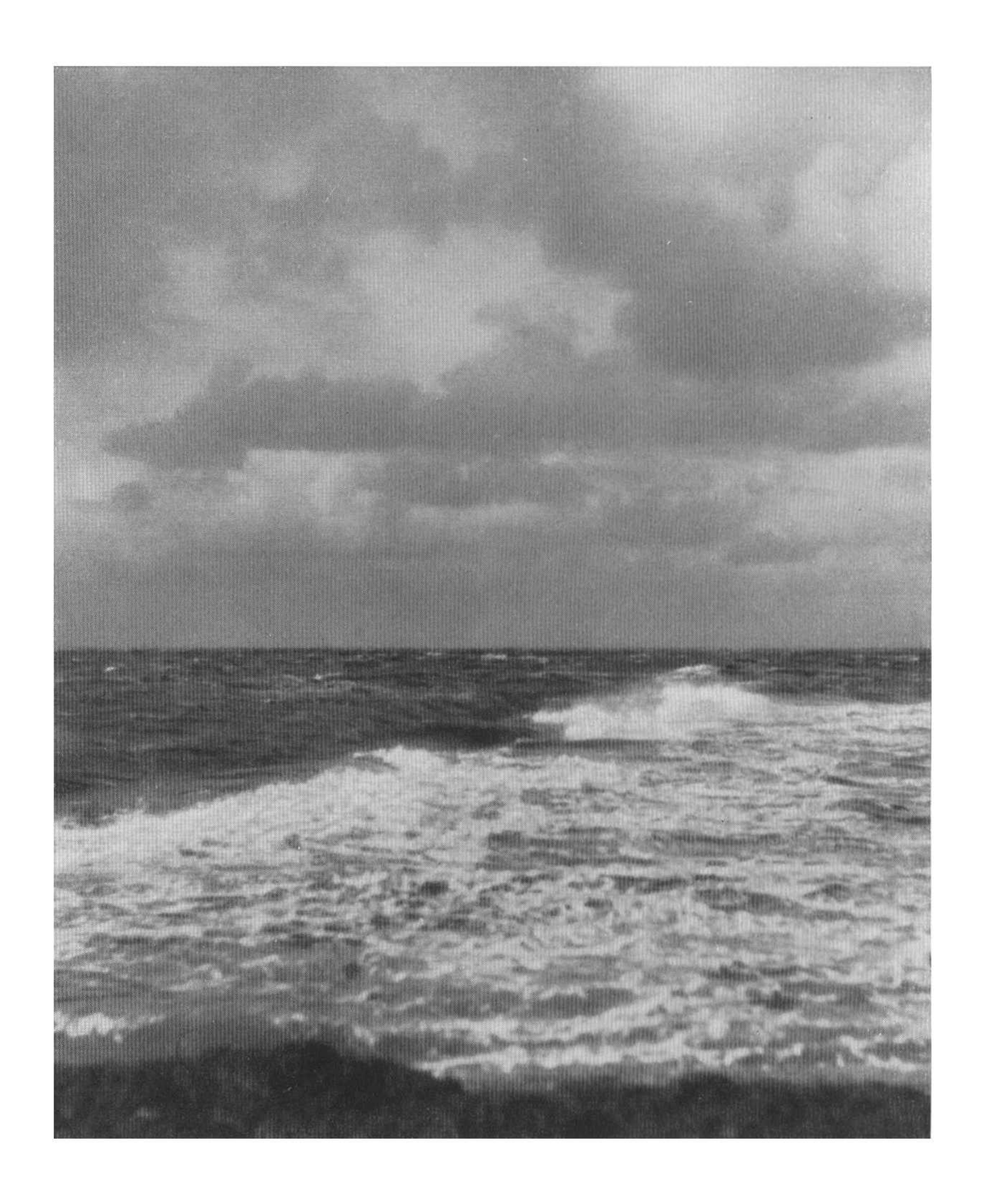
Landschaft Weite und Richtung hat, so hat die Mittelmeerlandschaft Spannung. Alle Farben — auch der blaueste Himmel, so scheint es — haben hier etwas von Rot oder Gelb geschmeckt und mehren die Spannung. Die Weite des Nordens ruft zur Überwindung des Raumes auf, die Spannung des Südens löst sich in einer Entladung. Sinnbild dafür sind die in den Kreis hinein gesammelten Wolken, die sich drängen, sich stoßen und sich dann plötzlich entladen. Es regnet nach Winterende fast nie im Mittelmeerlande, wenn aber, dann so heftig, daß alle Wege sogleich in Flüsse verwandelt sind. Nach einer Viertelstunde scheint die Sonne wie zuvor, und sehr bald herrscht wieder unendlicher Staub auf der Straße.

Die Berge des Südens sind kahl. Eine grelle Sonne liegt darüber, taucht alles in Grell und leuchtet in jede Spalte. Das Licht drängt sich auf, drängt sich ein, wohin wir schauen; gar manchmal entfuhr es mir dort: „Diese schamlose Sonne!" Da ist kein dämmernder Hochwald, der das Märchen birgt, da ist keine Nacht mit fließenden Nebelgebilden, mit „tausend Ungeheuern", da ist keine Burg mit raunender Sage umwoben, da ist alles klar: voll-endete Klarheit und Schönheit. Herrlich ragt die Akropolis über dem Lande, ein Wunder in Weiß auf Blau; sie erzählt uns ergreifende Dinge aus einer Zeit, von der hier wenig mehr hereinreicht in die Gegenwart: sie erzählt uns manches, aber sie raunt uns nichts. Auch der Wind weiß kein Geheimnis, er schmeichelt. Selbst der Sturmwind schmeichelt noch, auch wenn er am Haare zerrt.

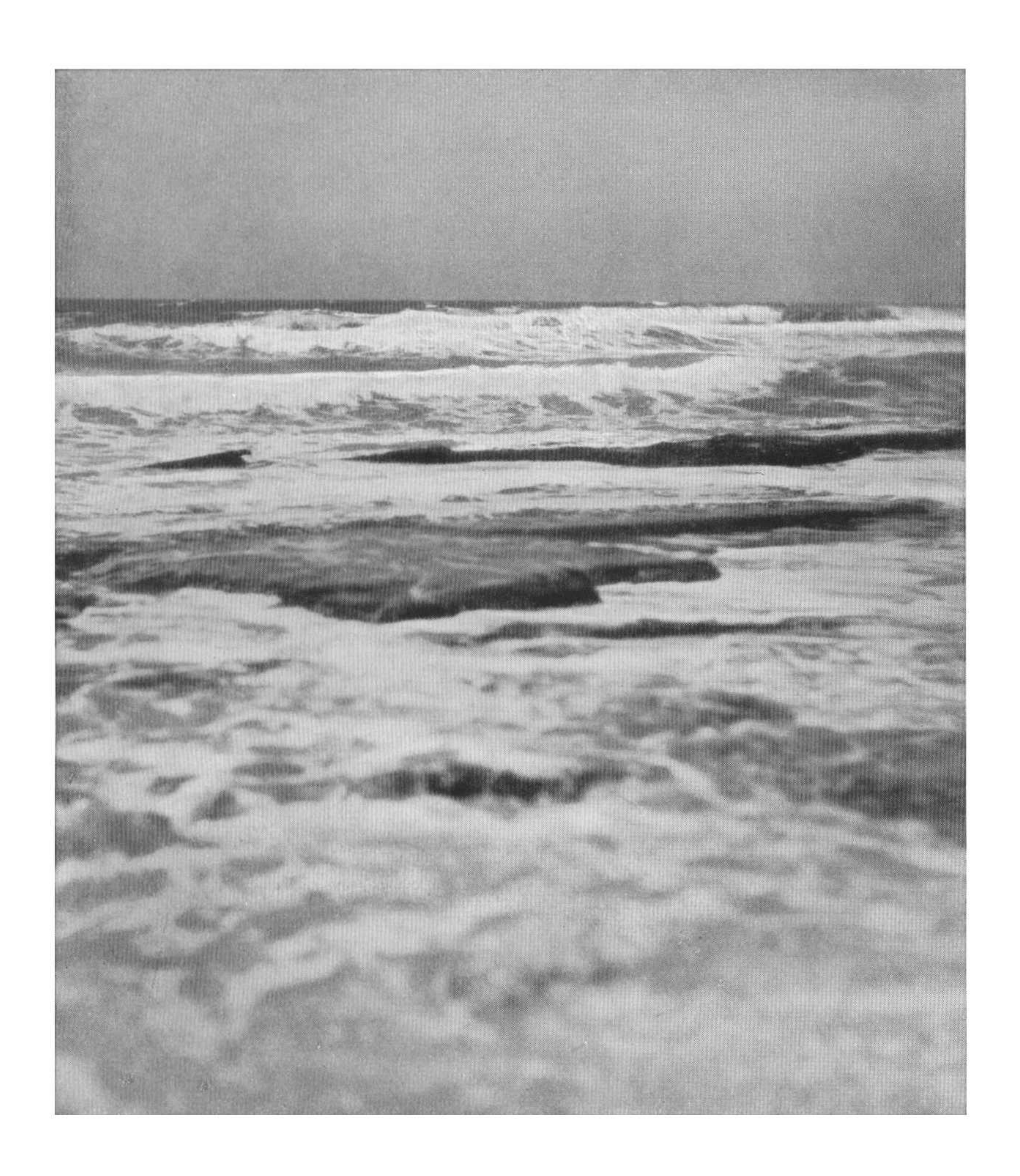
Wir sagten: das Mittelmeerland lädt ein zu immerwährendem Verweilen; wir müssen weiter fragen: wen lädt es ein? Den, der geboren ist aus dieser Landschaft und ihren Stil als seinen Stil in der Seele spürt: der sie in sich hat als seine innere Landschaft. Denn der nur vermag, im echten Sinne, zu „verweilen". Wenn aber Menschen, deren innere Landschaft der Norden ist, der Lockung des Südens folgen und dort verbleiben und siedeln, wie es in der Frühzeit nordischer Völker stammweise geschah, dann werden die ersten Geschlechter in einem, wenn auch unbewußten, Gegensatz zu der artwidrigen Landschaft leben; allmählich wandelt sich dann der Stil der Seelen ab. Sie werden dadurch nicht ihre Rasse wechseln, sie werden nicht zu mittelländischen Menschen dadurch — in dem hier gebrauchten strengen Sinne des Wortes —; aber ihr nordischer Stil wird, innerhalb der Grenzen der Nordheit, eine Wandlung erfahren, die sie schließ-



Die Ostsee vor Seeland



Nordseebrandung vor der Hallig Hooge



Mittelmeerbrandung vor Jaffa



Das Mittelmeer vor Famagusta (Cypern)

lich zu einer südlichen Spielart des nordischen Menschen macht. Die südliche Landschaft wird in ihren Augen nicht die gleiche sein wie in den Augen derer, welche die Kinder dieser Landschaft sind: die Landschaft gewinnt in ihrem nordischen Schauen eine neue, nordeigene Gestalt. Die Landschaft bildet an der Seele, aber auch die Seele an der Landschaft. Und wenn dann beide, der Mittelländer und der südgesiedelte Norde, in das selbe Gelände schauen, dann steht vor jedem eine andere Landschaft da. Bis schließlich die Blutsvermischung die Schranken einreißt und denen den Sieg, d. h. die Dauer, gibt, die diesem Boden entstammen.

Hier liegt das Schicksal der frühen Griechen, der Römer und aller südgesiedelten Völker nordischer Herkunft.

7. Der Abstand als Feld des Ausgriffs.

Wenn wir „die Seele" sagen und sie als Gegenstück zu ihrer Welt betrachten, so haben wir mit dieser Gegenüberstellung schon den Stilbereich der nordischen Seele betreten und sprechen von ihr auf eine nordische Weise. Denn nicht jeder Art von Seele ist es eigen, daß sie ihrer Welt sich gegenüberstellt und ihre Welt auffaßt als etwas Gegenüberliegendes. Und — um es vorwegzunehmen — die Welt zum Gegenstande einer sachlichen Betrachtung zu machen, sie zu „objektivieren" durch Wissenschaft, ist ein von Grund aus nordischer Gedanke. Die größte Schwierigkeit bei der seelischen Ergründung nichtnordischer Rassen ist darum die: diese nordische Seelenhaltung in der Seele des Forschers unwirksam zu machen, sie gleichsam außer Kraft zu setzen für die Dauer des mimischen Mitlebens mit den Menschen der Rasse, die es seelisch zu ergründen gilt[1]). Bei der Betrachtung der nordischen Seele und ihrer Erlebensweise fallen diese Schwierigkeiten fort: sie ist die einzige, die unmittelbar in der uns wesenseigenen Weise des Forschens erschließbar ist.

Wir haben in unserem 5. Abschnitt die Grundlinie der nordischen Erlebensweise herauszuarbeiten versucht, indem wir sie mit der Grundlinie ostischen Erlebens verglichen. Wir haben da gleichsam

---

[1]) Über die Methode des Mitlebens (mimische Methode) vgl. mein Buch ‚Rasse und Seele' (14. Aufl. Mü. 1940) und meine Bücher ‚Als Beduine unter Beduinen' (Frbg. 2. Aufl. 1934); ‚Semiten der Wüste unter sich'. (Bln. 1938).

das Schattenbild der nordischen Seele umrissen und werden nun diesem Schatten Blut zu trinken geben, indem wir einzelne Züge nordischen Lebens in ihrer vollen Lebendigkeit zu verstehen suchen. Wir trachten dabei nicht nach einer Erschöpfung unseres Gegenstandes: weder soll der ganze Umfang nordischer Erlebensmöglichkeiten abgeschritten, noch soll das einzelne Beispiel restlos ausgeschöpft werden. Wenn aus unsrer Betrachtung ein Verstehen aufleuchtet für die artrechten Züge nordischen Erlebens, so ist das hier Gewollte erreicht[1]).

Bei Menschen nichtnordischer Rasse gilt der nordische Mensch oft als kalt und leidenschaftslos. Diese Begriffsverbindung — „kalt und leidenschaftslos" — verkennt in der Wurzel das Wesen der nordischen Seele. Dies eben ist kennzeichnend nordisch: äußere Kälte mit tiefster Leidenschaft zu verbinden oder doch verbinden zu können. Alle „Kälte" des nordischen Menschen strömt aus dem Abstand, der ihn trennt von seiner Umwelt und den er nicht verletzen kann, ohne seinen Stil, sein Artgesetz zu verletzen. Die Erlebensweise der nordischen Seele beschreiben, heißt also zunächst: die Möglichkeiten des Erlebens zeigen, die diesem Abstand entspringen. Eine Beschreibung der nordischen Seele hat zu beginnen mit einer Formenlehre des Ausgriffs im Abstand.

Wir gehen von Beispielen des Alltags aus. Treten nordische Menschen in einen Eisenbahnzug, so suchen sie sich mit großer Gründlichkeit den leersten Wagen aus und setzen sich dort womöglich auf eine Bank, wo sie keine Nachbarn finden. Geraten sie aber dennoch in die Enge und sind mit Nachbarn dichtgedrängt umgeben, so nehmen sie doch seelisch keine Fühlung mit ihnen außer durch äußere Höflichkeiten. „Sie erlauben, daß ich das Fenster öffne?", damit ist das Gespräch erschöpft für Stunden. Vielleicht verspüren sie gar wohl einen Drang zur Unterhaltung. Vielleicht finden sie großen Gefallen an ihrem Gegenüber, aber zwischen jedem Einzelnen und seinem Nachbarn liegt unüberwunden der Abstand, und so finden sie nicht den Rank zur Rede. Alles in der Welt überwindet der Norde eher als den Abstand von Mensch zu Mensch. Eigentlich überwinden kann er ihn überhaupt niemals: der Abstand verbleibt bis zuletzt, auch in der innigsten Gemeinschaft.

Kommt ein Norde in eine Gastwirtschaft, so sucht er sich dort den letzten leeren Tisch. Findet er keinen, so kann es geschehen, daß er —

[1]) Über „artrecht" vgl. L. F. Clauß, Rasse und Charakter (Ffft. a. M. 1938).

seinem Hunger zum Trotz — die Wirtschaft verläßt und eine andere aufsucht, die er leer zu finden hofft. Wenn er vornehm ist, dann ist er empfindlich bei Tische: die Gesellschaft nordischen Stiles hat sich besondere Regeln des Anstands, eine strenge Tischzucht ausgebildet, die alles Sich-Gehen-Lassen ausschließt und so jeden Einzelnen vor Vertraulichkeiten in der Gebärde schützt. Verletzung dieser Tischzucht wirkt als Abstandsverletzung: der Anstand verbürgt den Abstand. Der Gebrauch des Zahnstochers in Gesellschaft blüht in jenen Ländern, in denen auch andere Bedürfnisse öffentlich befriedigt werden; Verrichtungen, zu welchen sich der Norde von seinen Mitmenschen zurückzieht. Jede Rasse hat ihren eigenen Stil des Anstands, für jede bedeutet Anstand etwas anderes.

Der Norde trachtet danach, allein zu wohnen: allein mit seiner Sippe, in weitem Abstand vom Nachbarn. Selbst in der Sommerfrische trennt er sich ab, so gut er kann. Ich wohnte eine Zeitlang in einer alten Burg auf z. Zt. italienischem Boden, die — wie so viele ihrer Schwestern — heute als Sommergasthof betrieben wird. Da gab es weit verstreute Zimmer im alten Bau und eine Anzahl kleiner Türme in der Umgebung; und außerdem gab es einen Neubau, in dem die Zimmer dicht beieinander lagen. Die Türme und weit auseinander liegenden Zimmer waren von Deutschen und Nordamerikanern besetzt, der Neubau von Südländern. In Mietshäusern, wo die Mietsparteien schichtweise übereinander hausen und alle vertraulichsten Geräusche herüber und hinüber dringen, fühlt sich der Norde niemals wohl; am wenigsten gar in der Mietskaserne, wo manchmal zehn Menschen in eine Stube gedrängt sind. Da sind es die Nordischen, die zuerst ausbrechen oder verkümmern, die seelisch und schließlich auch leiblich zugrunde gehen: sie siechen hin am Verluste der Ferne und sterben am Mangel des Abstands. Der Norde kann so wenig ohne den äußeren und den inneren Abstand leben, wie der Fisch ohne Wasser. Zwischen den steinernen Wänden der Straßenzüge, die alle Ferne rauben, also in der Großstadt, können nordische Menschen nicht gedeihen. Sind sie nicht reich genug, ihr Heim hinaus zu verlegen, dann sind sie der seelischen Verkümmerung verfallen. Sie wissen es vielleicht nicht, der unbewußte Widerstand wird überwunden — dennoch erstickt die nordische Seele nach und nach: was die Eltern gegen den Stil ihrer Seele gesündigt haben, das rächt sich an den Kindern. Keiner lebt ungestraft wider das Gesetz seiner Artung.

Der Stil des Abstands bedingt es, daß der Norde ungestraft nicht leben kann in Räumen, die — von seinem Stilgesetze aus gesehen — eng sind. Beispiel dafür ist nicht allein die Großstadt, sondern auch das Hochgebirgstal und die hochwandige Meeresbucht. Im Schwarzwald zum Beispiel sind die geräumigen Täler, wie das Wiesental, und die Hochflächen alemannisch, also germanisch, besiedelt worden, während die engen Täler da und dort in den Händen der überwiegend ostischen Urbevölkerung verblieben sind. Der Unterschied der beiden Menschenarten fällt dort so stark ins Auge, daß ich schon als Knabe, eh ich von Rassen wußte, mich manchmal wunderte, daß auch diese Leute alemannische Mundart reden. Sie waren mir damals so fremd, daß ich aus ihrem Munde eine völlig fremde Sprache erwartete.

Nun kann es aber sein, daß Nordleute dennoch in engen Räumen wohnen. Dann hat dieses Wohnen seinen besonderen Sinn. Wir denken an die Anwohner der tiefeingeschnittenen Förden der norwegischen Küste. Dort wächst zu beiden Seiten die Bergwand ohne Übergang ganz jäh aus der See empor, so daß an den engsten Stellen die Sonne niemals hinabdringt. Siedlungen finden sich weit verstreut und selten, ganz unten nur dort, wo die Förde sich einmal weitet, sonst an der Bergwand, in irgend eine Stufe geschmiegt. Die Menschen fühlen sich da eingeschlossen und hingebannt und sehnen sich hinauf zur Höhe des Fjells und hinüber und hinaus, wo die engende Schranke fällt. Die Söhne, soweit sie noch echt sind, gehen zur See oder wandern aus, und selbst die jungen Mädchen sind manchmal nicht zu halten.

Laßt mich hinaus! o weit, weit, weit
Über die hohen Berge!
Hier tropft träge wie Blei die Zeit,
Und mein Mut so nach Leben schreit,
Laßt ihn zur Sonne, zum Hellen,
Nicht an der Felswand zerschellen!

singt Björnson aus der Seele des Eingeschlossenen. Was aber hat die Vorfahren dieser Leute genötigt, an einem Orte zu siedeln, wo sie seelisch nicht zu halten sind?

Wir erinnern uns an die Bedeutung des Wortes „Wiking“, das eigentlich Buchtbewohner heißt. Für die Zeitgenossen waren die Wikinge die Seeräuber aus den Buchten. Die Bucht, die Wik, war ihnen

nicht Wohnsitz im gewöhnlichen Sinne, sondern ihr Schlupfwinkel und die geeignete Stelle zur Ausfahrt. Wer es wagt, mit einer Streitschar von nur wenigen Schwertern ganze Küsten zu verheeren und Königen Trotz zu bieten, der braucht einen anderen Wohnsitz als der friedliche Siedler. Besser gesagt: er braucht überhaupt keine Wohnung, denn seine Wohnung ist die Welt und seine Heimat die See. Er braucht einen Horst, eine Festung. Der Hof in der Bucht ist nicht da für solche, die verweilen wollen; er ist der Stapelplatz für die Beute und der Ort, wo man rüstet zu immer neuer Ausfahrt. Dies aber, daß ihr Haus in der Enge stand, hat den nordländischen Wikingen besondere Stoßkraft zur Fernfahrt verliehen: ihr Haus war ihnen kein Heim, darum waren sie immer auf Fahrt. Und gar viele kamen nicht wieder, die Kühnsten gerade, die Ausfahrtfreudigsten, die Nordischsten. Wer zu Hause blieb, war ein „Heimgemästeter" und wurde verachtet, denn er war nicht edel von diesem gesteigerten nordischen Standpunkt aus: er lebte nicht artrecht, nicht stilgemäß.

Aber es gibt noch eine andere Enge für die nordische Seele, einen anderen Mangel an Ferne im Raume, der nicht so deutlich als solcher erfühlt wird wie die Enge nahgerückter Wände, der aber tiefer in die Seele wirkt. Ihn birgt der nordfremde Raum der südlichen Landschaft, von der wir im letzten Abschnitt sprachen: jene klar umgrenzte und umgrenzende Schönheit, die auf den Nordgewohnten erst so befäligend wirkt und ihm dann mehr und mehr — unmerklich vielleicht — den Atem abschnürt und ihm ein Heimweh nach der Weite schafft. Darum fanden die südgefahrenen Germanen nicht das in der Mittelmeerlandschaft, was diese — ihren eigenen Kindern! — zu geben vermag: das Glück des sonnigen Verweilens. Es trieb sie immer weiter und drängte sie hierhin und dorthin. Gerade vom Südland aus wurde von nordischen Menschen zum erstenmal die ganze Erde umgriffen. Wir denken an Marco Polo, den Venezianer, und an Columbus, den Genuesen: beides Männer mit nordischem Antlitz und mit nordischem Stil der Seele. Und nachdem erst das Beispiel gegeben war, ging es wie ein Sturm durch die Söhne des nordentstammten Adels, daß sie ausfuhren — von Portugal, von Spanien — einer nach dem andern, um die fernsten Teile der Welt den Blicken Europas und den Handelskontoren ihrer Völker zu erschließen. Sie waren die Enkel der Fernstgefahrenen unter den Germanen, die Enkel der Sueven und Goten, die vor Jahrhunderten sich die iberische Halbinsel unterworfen hatten.

Mochte das Blut der Ahnen in den Enkeln nicht mehr rein, nicht ohne Einschlag südlichen Blutes sein, so war der nordische Stil des Erlebens in ihnen doch offenbar stärker als in vielen, deren Vorfahren den Norden niemals verlassen hatten. Sie waren die Enkel der Ausfahrtfrohesten und also Ausgriffsmächtigsten unter den Germanen, die Enkel der Nordischsten unter den Nordischen. Es gibt ein Mehr und ein Weniger an Artvollkommenheit der Seele, und das bedeutet, auf die nordische Art gewendet: ein Mehr und ein Weniger der Ausgriffsmacht. Die höchste Steigerung eines artlichen Stiles wird durch Blutmischung nicht notwendig schon in den ersten Gliedern gebrochen oder geschwächt; ja, der nordische Stil des Ausgriffs kann sogar eine Verschroffung erfahren in der artgemischten Seele, weil er immerfort zum Streit genötigt ist wider das Fremde in der Seele und darum bewußter wird und sich gedrängt fühlt, seinen Bestand immer wieder vor sich selber zu bestätigen. Was die reinblütigen Väter aus dunklem Drange taten, das tun die Söhne und Enkel aus bewußterem Drange, und sie pflegen und steigern den Drang, um der Väter würdig zu bleiben. Freilich, je mehr von fremdem Blut eindringt in die Adern und Seelen der Spätgeborenen, desto mehr hängt das Vorbild der Väter gleichsam in der Luft, und desto mehr läßt auch die Spannung nach zwischen dem nordischen Stil der Seele und dem Stile der nordfremden Landschaft: jene Spannung, die gerade die Südgefahrenen mit gesteigerter Stoßkraft ins Weite trieb. Dennoch, das nordische Blut ist nicht versiegt in den Völkern des Südens, und noch immer treibt es diese lebenden Nachfahren hinaus auf See. Unter den Seeleuten Italiens z. B. findet man noch heute Gestalten, wie man sie an der Waterkant erwartet.

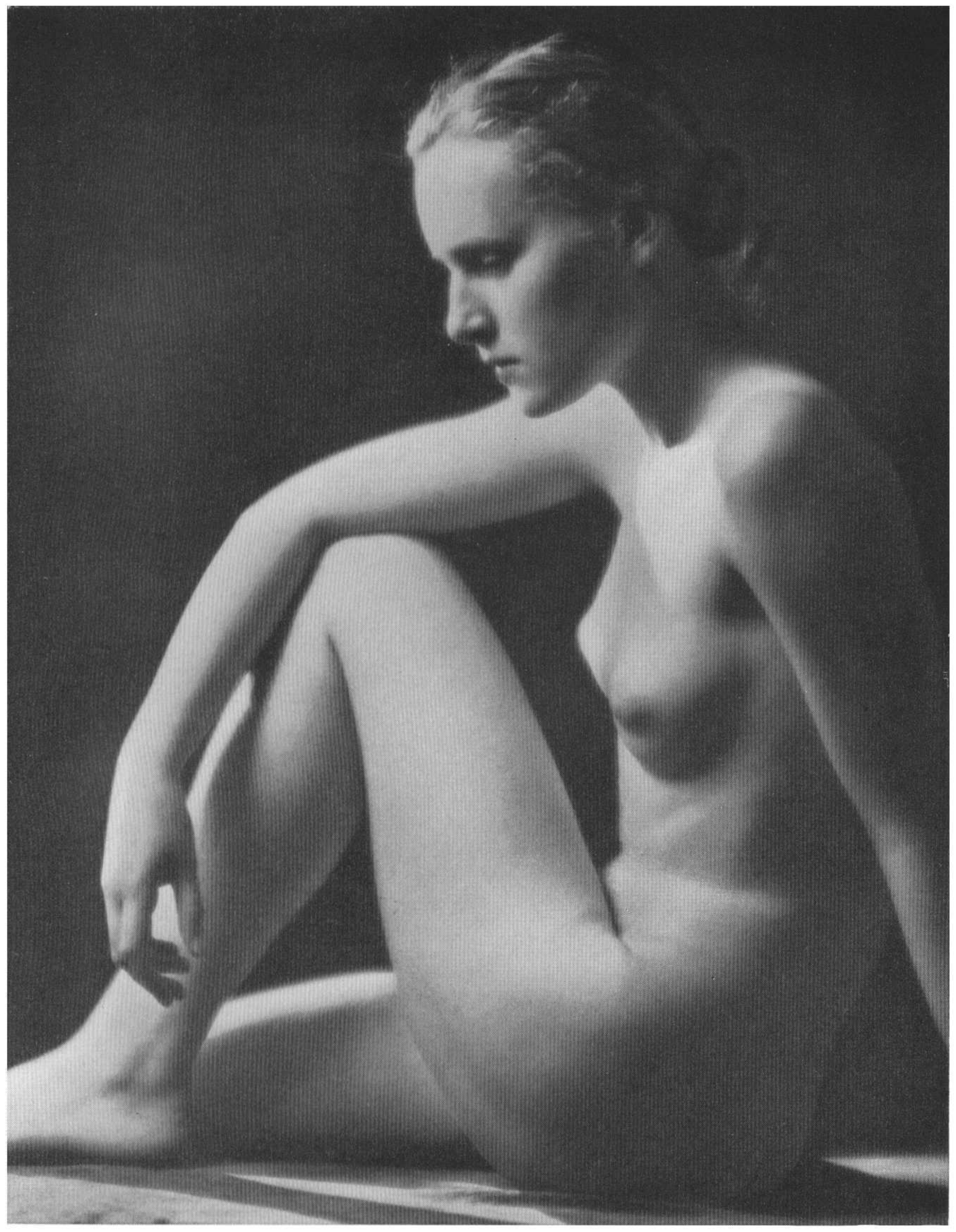
Der nordische Stil des Ausgriffs in seiner letzten und kühnsten Steigerung zwingt dazu, den Begriff der nordischen Landschaft in einem eigentümlichen Sinne zu erweitern: in einem Sinne, den z. B. der Begriff der Mittelmeer-Landschaft nicht erträgt. Zur nordischen Landschaft in diesem weiteren Sinne wird der nordischen Seele zuletzt die ganze Erde, ja das gesamte Weltall; denn **alles**, schlechthin alles, strebt sie ja mit ihrem Ausgriff zu durchwirken und somit ihrem Stile einzuordnen, ihrem Gesetze zu unterwerfen. Alles, was von ihr noch nicht ergriffen und geprägt ist, liegt vor ihr als ein Neuland da — **ihr** Neuland — und muß entdeckt, erforscht, urbar gemacht und so erobert werden. Nur die Grenze des Möglichen läßt sie letzten Endes

als ihre Grenze gelten. Ja, es kann geschehen, daß sie an dieser Grenze krank wird und sie zu überfliegen trachtet: eine kennzeichnend nordische Erkrankung.

Als die Oberfläche des Erdballs ringsum so weit beschritten war, daß auf der Erdkarte nur noch wenige kleine helle Flecken standen, also für die Entdeckung kaum mehr ein Stück Neuland blieb, da schlug der nordische Ferndrang andere Wege ein. War da kein neuer Raum mehr aufzufinden, so nahm er jetzt den Raum, den ganzen Erdraum, fester in seinen Griff. An die Stelle der Entdeckung trat die Erdumfassung. Hier gewinnt jener Schnelligkeitsdrang, von dem wir im vorigen Abschnitt sprachen, seinen sachlichen Sinn: es ist der Drang, die gesamte Welt wie mit einem Griffe zu umfassen. Die dem nordischen Menschen stilgemäße seelische Heimat wird dennoch nur der Norden bleiben können; der nordische Mensch trägt ihn mit sich als seine innere Landschaft, wo immer er fahren oder siedeln mag. Wird er ihm innerlich untreu, so verliert er sich selbst, wird steuer- und ankerlos: vom Unternehmer zum rechnenden Raubtier, vom Helden zum Ungeheuer. Aber der Norden der Erde gibt ihm seit langem nicht mehr wirklichen Raum genug, sein leibliches Dasein stilgemäß zu entfalten: aller Boden ist da besetzt und aufgeteilt, jeder kleinste Fleck ist auf ein Grundbuch bezogen. Es blieb der nordischen Seele, der raumbedürftigen, keine Wahl: sie mußte die ganze Welt umschaffen nach ihrem Bilde und nach ihrer inneren Landschaft. Wenn heute der Zug auf Schienensträngen durch die Wüste rast, das Luftschiff von Erdteil zu Erdteil eine rasche Brücke schlägt und der Draht oder Funken in wenigen Augenblicken ein Geschehnis von Schanghai nach London meldet, so bedeutet dies, daß der Raumwille des nordischen Menschen über die natürliche Grenze seiner Landschaft hinausgegriffen hat und in den ganzen Erdball den Stempel seines Stiles schlägt. Denn all die anderen, die nichtnordischen Bewohner der Erde, die Mittelländer, die Morgenländer und weiterhin die Ostasiaten und selbst die Neger, sie alle müssen mittun, sie alle müssen nun auf nordisch ihre Räume beschreiten, und das bedeutet: sie müssen ihre Eigenräume selbst aufgeben und mit dem Raume, dem Erdraum, vertauschen, der jetzt ein nordisch gepflügter Acker ist. Sie müssen ihren Raum aufgeben und können es doch nicht, ohne sich selber aufzugeben, weil jede echte Art an den Stil ihres Raumes gebunden ist. Ein Chinese, der im Kraftwagen durchs Gelände rast, ist ein Unding wie ein Pfau, der den Flug und Griff

des Adlers nachahmt, und ist dennoch eine Wirklichkeit. Mehr und mehr empfängt die Welt ein germanisches Außengepräge und zerstört damit das Eigengepräge ihrer nichtnordischen Arten. Fast die ganze Welt geht heute in germanischer Tracht. (Ich meine damit nicht allein die Kleidung, obschon auch der Sieg des germanischen Kleiderschnittes — die Langhose war schon zur Römerzeit die kennzeichnend germanische Kleidung — weit mehr bedeutet, als der oberflächliche Beschauer meint. Die Kleidung ist Ausdruck und bestimmt die Erscheinung des Leibes, der doch der erste und wichtigste Schauplatz der Seele ist: es macht einen Unterschied, ob einer sich im Smoking bewegt oder im Kaftan.) Im Wesen der nordischen Seele liegt es beschlossen, daß sie die ganze Welt durchdringen muß mit ihrem Stile, daß sie vernorden und also verfälschen muß, was jenseits liegt von der natürlichen Grenze der Nordheit. Keine Nordbegeisterung darf darüber täuschen, daß die nordische Weltumspannung zwar unvermeidbar ist aus dem nordischen Artgesetze, daß sie aber Verfälschung ist und Zerstörung, von dem Gesetz der Anderen aus betrachtet. Was auch der Norde bringt, es wird den Andern zu einem Kleide, das nicht für sie geschnitten ist und sie entstellt. Sie müssen ihren Gang verändern, um es zu tragen. Manche vermögen es, den nordischen Gang ganz täuschend nachzuahmen, aber sie werden nicht zu nordischen Menschen dadurch. Die Welt wird nordisch, das bedeutet: unzählige verborgene Werte werden erschlossen und nutzbar gemacht — Erzlager, Ölquellen, Wasserkräfte, auch Tier- und Menschenkräfte — sie werden nutzbar gemacht im nordischen Sinne, sie werden Stoff in nordischer Hand, Stoff zu nordischer Gestaltung. Aber eben dadurch verlieren diese Menschenkräfte ihren eigenen Artwert; der nordische Stempel entwertet ihr inneres Wesen. Der Norde zieht hinaus als Kulturbringer und glaubt die Welt zu beschenken, und er hat gar oft sich selbst in dieser Rolle gefeiert, besonders in jüngster Zeit. Man hat ihn als einen Heiland gepriesen, der sich selber hinopfert für die Welt.

Ich fürchte, eine solche Haltung führt geradenwegs zur Scheinheiligkeit, zum cant. Ist das nicht ungefähr die Weise, wie der Engländer sich die Welt aneignet: die Bibel in der Linken, in der Rechten aber das Schwert? Ist das nicht ganz verwandt jenem bösen Stichwort, mit welchem unsre Feinde die Welt aufriefen gegen uns „Barbaren“: zwangsweise uns ihre „höhere“ Kultur zu bringen, da wir zu blöde seien, sie freiwillig anzunehmen? Ich fürchte, daß diese



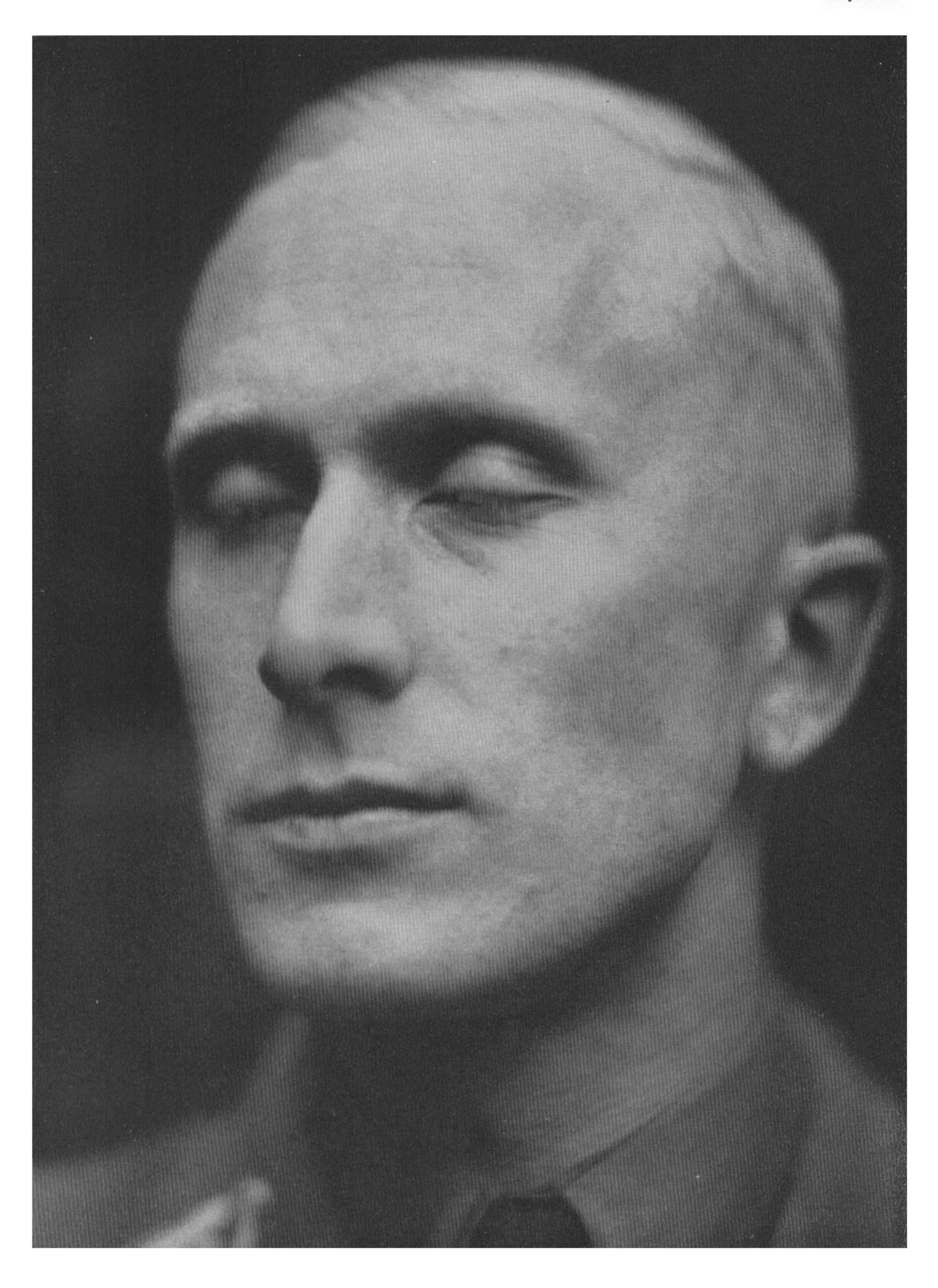
Aufn. Illenberger

Junge Frau aus Schwaben
Reine nordische Linie

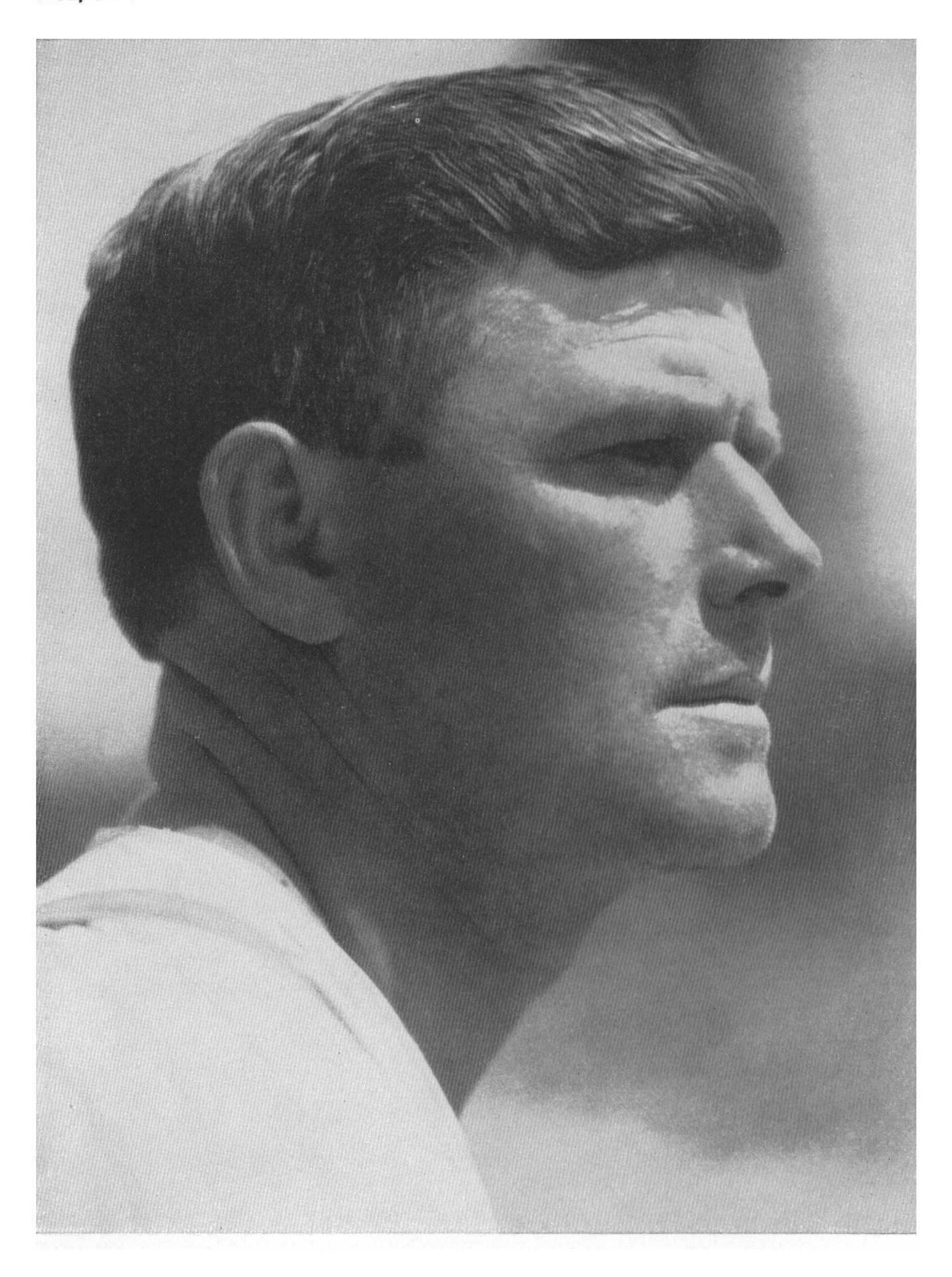


Aufn. F. F. Bauer

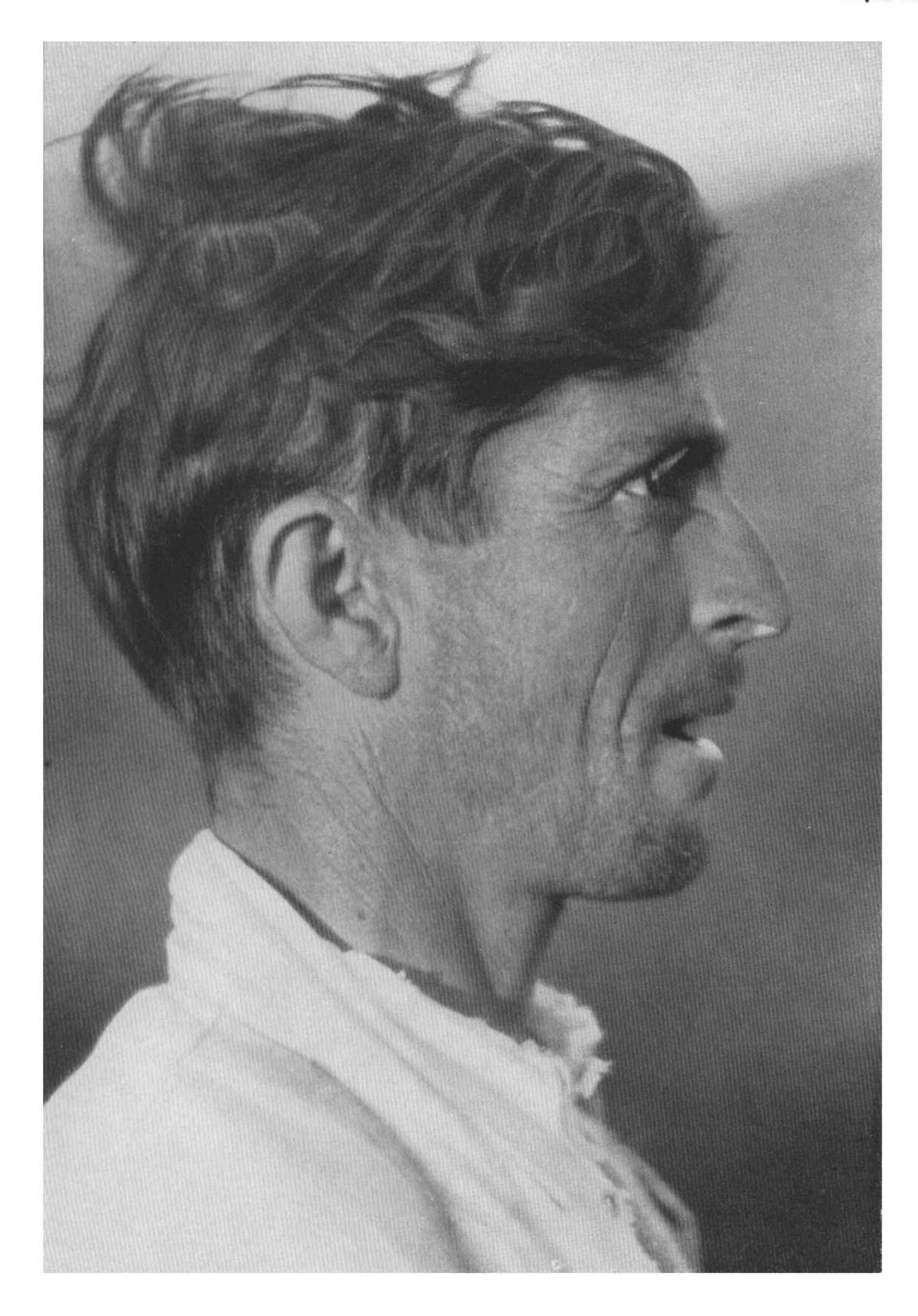
Nordisches Jungsein hat weiten Schwung, der sich mit kühler Sachlichkeit verbinden kann. Mädchen schwäbischer Herkunft



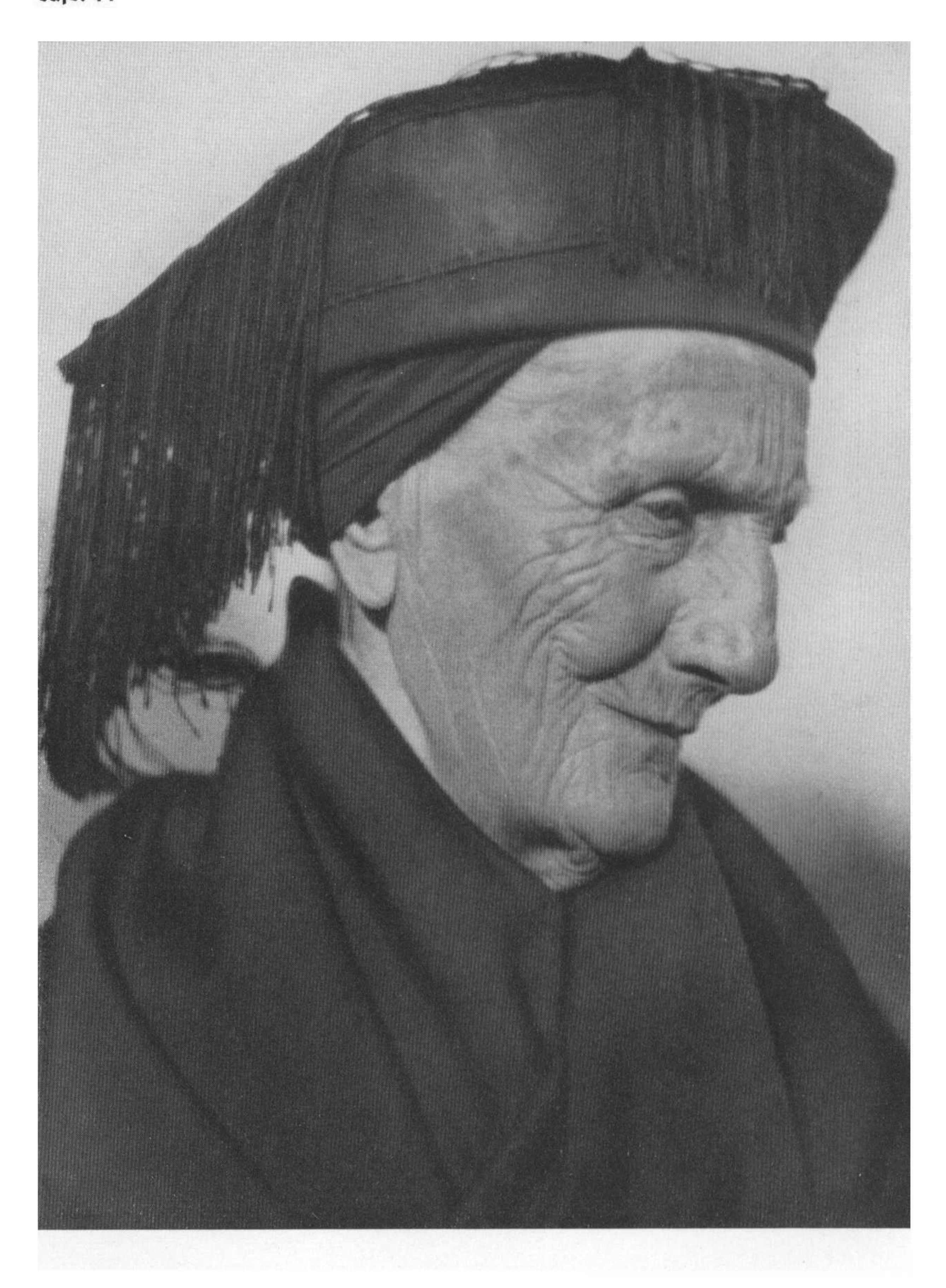
Inneres Abstandnehmen. Nordischer Mann. Herkunft aus nord- und süddeutschen Stämmen



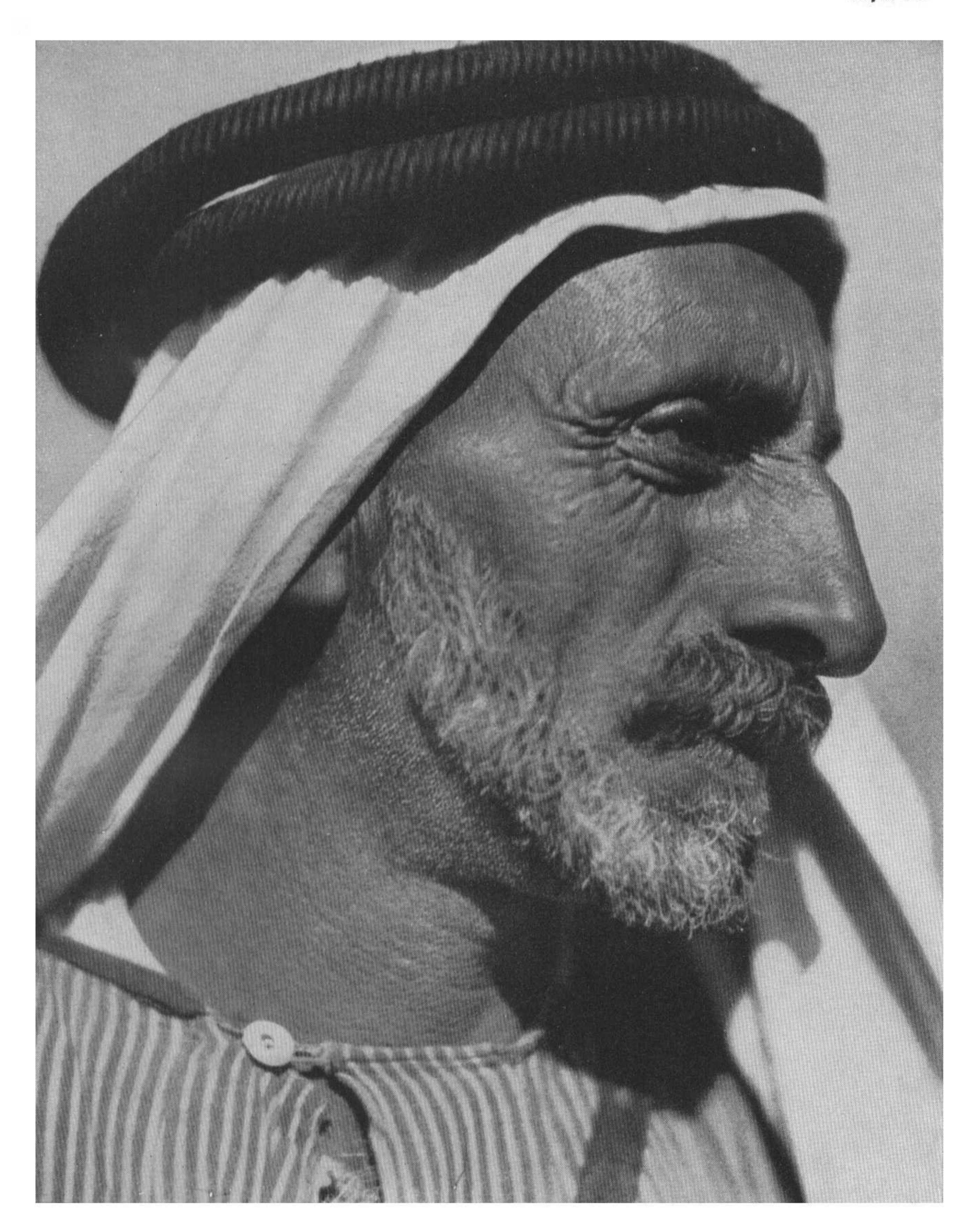
Schwedischer Nordseefischer aus Schonen. Wesentlich nordischer Umriß



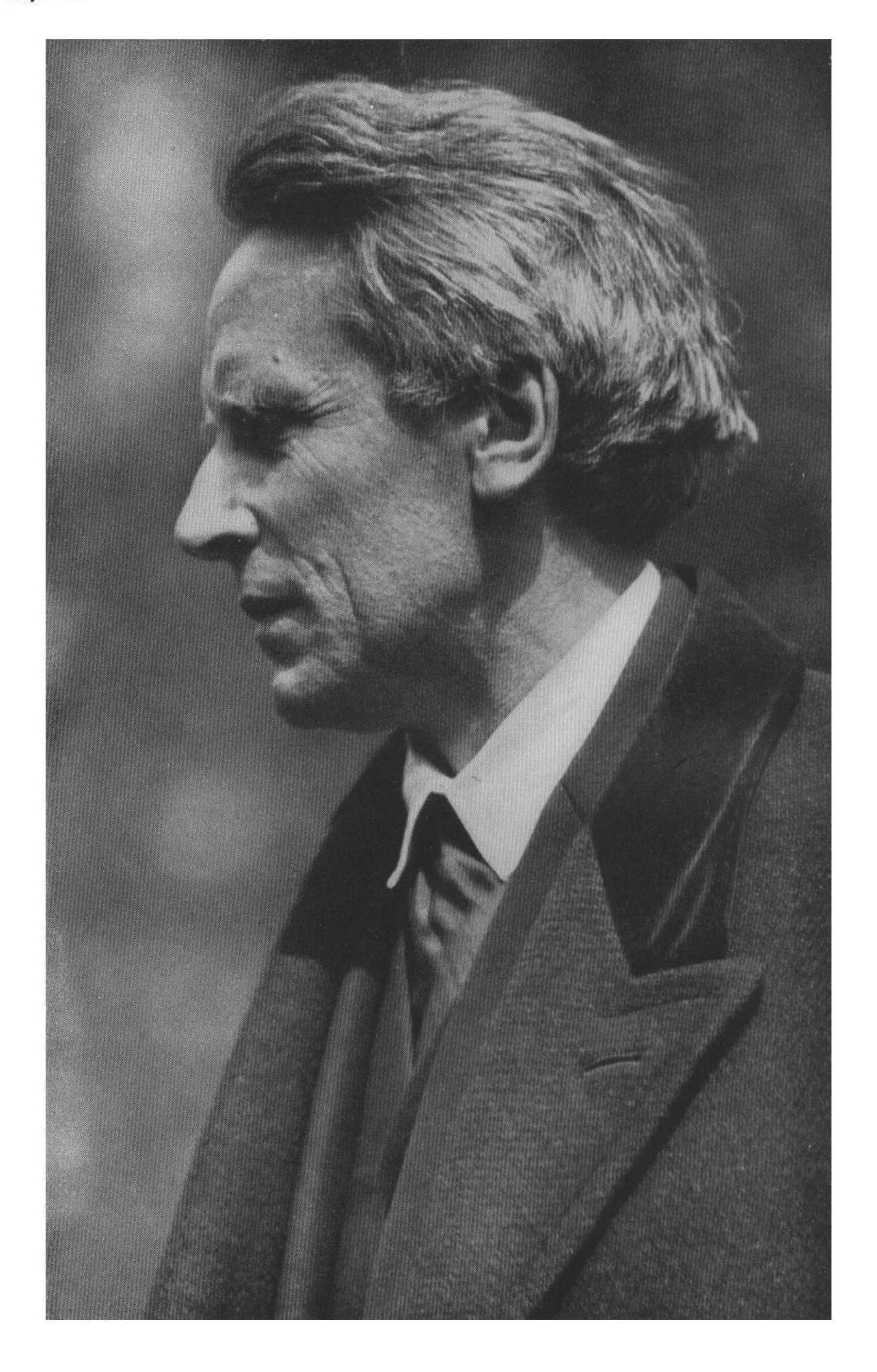
Griechischer Bauer aus Cypern. Nordische und wüstenländische Züge, wüstenländischer Ausdruck. (Vgl. S. 120 f.)



Nordfriesische Bäuerin. Nordische Züge, erleistetes Lächeln



Arabischer Bergbauer aus Palästina.
Nordische Züge mit wesentlich wüstenländischem Ausdruck. (Vgl. S. 121 f.)



Denker niedersächsischer Herkunft. Nordische Züge. (Ludwig Klages)

Haltung, wenn nordisch, dann doch eine Nordverzerrung ist. Die germanischen Scharen, die in der Frühzeit südwärts, romwärts zogen, die glaubten schwerlich, sie brächten eine höhere Kultur. Aber sie zerschlugen die morschen Reiche des Südens — warum wohl? Zum Spaß! weil der Drang des Schwertes sie trieb. Ihre helle Kraft gab ihnen das Recht dazu. Sie zu tadeln, ist so sinnlos, wie den Habicht zu tadeln, wenn er die Taube schlägt. Sie zu rühmen, ist unser Recht, ist sinnvoll für uns, weil wir in ihrem gewaltigen Gange den Wogengang unseres eigenen Blutes spüren. Aber sie zum Heiland machen — nein! Das heißt ihnen Unrecht tun. Sie verschenkten sich wohl, ja sie verschwendeten sich, aber nicht um der Anderen willen.

8. Nordische Gemeinschaft.

Der Abstand von Seele zu Seele tut sich in den verschiedenen Formen der Gemeinschaft kund. Alle Möglichkeit der Gemeinschaft beruht auf dem Ausdruck und dem Verstehen des Ausdrucks, der sich am Leibe zeigt. Eine Beschreibung der nordischen Weise, Gemeinschaft zu üben, hat also zu beginnen mit einer Betrachtung der nordischen Ausdrucksmittel und der nordischen Weise ihres Gebrauches.

Der Norde sei ausdrucksarm, sagen die Andern. Dieses Urteil ist vom Standpunkt einer Art aus gefällt, der es inneliegt, jede geringste Erlebniswelle mit einem Höchstaufwand an Ausdruck zu begleiten. Der nordischen Seele aber genügt schon der geringste Aufwand an Ausdruck, um ihr Erlebnis zu enthüllen, denn sie hat an ihrem Leibe das empfindlichste, das denkbar zarteste Ausdrucksfeld, den mindestverhüllten Schauplatz in seiner hellen, fast durchsichtigen, jede Blutwelle verratenden Haut. Wenn der Mittelländer fürchtet, er könne zu wenig sagen, und sich nicht genug tun kann im Spiele seines Ausdrucks, so fürchtet der Norde, er könne zu viel enthüllen, und übt deshalb die strengste Zucht, die herbste Enthaltung im Ausdruck. Zu viel zu enthüllen, das bedeutet ihm eine Abstandsverletzung, und diese ist das Peinlichste, was es für ihn gibt. So zieht ihm sein Stilgesetz, das Gesetz des Erlebens im Abstand, eine scharfe Grenze für den Gebrauch seiner Ausdrucksmittel, eine Grenze, die er nicht überschreiten kann, ohne seinen artlichen Stil zu verletzen und somit unedel zu werden. Artgesetze brauchen nicht bewußt zu werden, gerade der artreine

Mensch weiß meist am allerwenigsten von seiner Artung. Dennoch findet sich in der Dichtung der Germanen immer wieder ein bewußtes Erfassen dieses nordischen Ausdruckgesetzes, und zwar in erstaunlich früher Zeit. Wir denken z. B. an ein altenglisches Lied aus dem neunten Jahrhundert, das mit dieser Erkenntnis anhebt:

> Das ist in Edelings Art geprägt:
> gebunden und hart geschlossen trägt
> er des Herzens Helm. Sein Sinnen hegt
> er stumm, was es auch sei. Gefahr
> droht nur dem Herzen, welches schier
> sich öffnet allem Schicksal. Wir
> stählen die Brust mit starker Zier.[1])

Die nordische Ausdrucksscheu kann sich bis zu einem Leiden am Ausdruck steigern, das zugleich ein Leiden am Abstand ist: eine nordische Weise der Erkrankung.

Der Norde redet nicht nur durch das, was er sagt, sondern mehr noch durch das, was er nicht sagt. Bedeutsam sind die Pausen in seinem Gespräche, sein vornehmstes Ausdrucksmittel ist das Schweigen. Seine heißeste Liebe, seinen tiefsten Dank verrät er durch ein Erröten oder durch einen Blick, und er fühlt sein Erröten und fühlt, daß es beredter und — nordisch gesehen — schöner ist als tausend wohlgefügte Worte. Für Menschen nordfremder Artung freilich kann dieses Schweigen unheimlich oder kränkend sein.

> Deine Worte sind aus Lied geformt,
> Ich traure, wenn du schweigst

singt die Jüdin Else Lasker-Schüler. Dies ist die Gegenmöglichkeit zum nordischen Schweigen, aber keine nordische Möglichkeit. Dies ist aus einer Seele gesprochen, die in der Fülle des Ausdrucks lebt und der es gestattet ist, in dieser Fülle zu schwelgen. Denn, im Stile

---

[1]) L. F. Clauß, Lieder der Edda. Altheldischer Sang in neues Deutsch gefaßt. (Dresden, 3. Aufl. 1927.) S. 95. Altenglisch:

> Ic tó sóðe wát,
> þæt bíð in eorle indryhten þéaw,
> þæt hé his ferðlocan fæste binde,
> healde his hordcofan, hycge swá hé wille.
> Nemæg wérig mód Wyrde wiðstondan
> né sé hréo hyge helpe gefremman.
> Forðon dómgeorne dréorigne oft
> in hyra bréostcofan bindað fæste.

z. B. der wüstenländischen Rasse erlebt, ist dies artrecht und edel.[1]) Uns ist es fremd. Der Norde redet am tiefsten durch sein Schweigen, zumal wenn er liebt. Auch wenn er wollte, er vermag es nicht, sein Innerstes durch Rede zu enthüllen. Dort, wo er am tiefsten bewegt ist, dort schweigt er auch am tiefsten. Eine neugierige Frage, die nach seinem Innern greift und auf die nur ein Bekenntnis Antwort geben könnte, empfindet er als unanständig, als eine Abstandsverletzung oder gar als Kränkung. Die nordfremden Menschen verstehen das nicht, am wenigsten jene, die gewohnt sind, ihre Gefühle auf den Lippen zu tragen und bei jeder Gelegenheit „ihr Herz auszuschütten". Sie meinen, der Norde sei undankbar, wenn er ihnen längst gedankt hat: gedankt auf *seine* Weise und also nicht mit Worten. Die tiefste „Herzensergießung" des nordischen Menschen drückt sich in einem Erröten und in dem Glanze oder der Trübung seiner Augen, in der Haltung seiner Augenlider, in einem leichten Schwingen oder Zittern seiner Lippen, seiner Nasenflügel oder auch in einem Verstummen, in einem Stocken seiner Rede aus. Nordisch gefühlt ist *Schillers* Wort:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die *Seele* nicht mehr.

Spricht aber der Norde dennoch in einer Stunde tiefster Bewegtheit, so werden seine Worte, von außen gehört, oft etwas völlig anderes zu sagen scheinen, als was sie ihm innerlich bedeuten. Dann hüllt er sich gleichsam ein in Worte, um *das* Wort zu vermeiden, das allzu tief in seine Seele leuchtet.

Alle nordische Liebe hat einen Zug von innerer Ferne: auch wenn sie mit Begehren endet, so beginnt sie doch immer mit Sehnsucht. Sie reckt sich wie eine suchende Hand hinaus in den Abstand. Die edelste Weise nordischen Werbens ist die schweigende Werbung durch Taten, durch gesteigert wertvolle Leistung; aber der Werbende leistet nicht, um Eindruck zu machen, um sich aufzuspielen und überhaupt nicht irgend eines schönen Scheines wegen — das wäre eher mittelländisch geworben —, sondern um durch wirkliche Bewährung des eigenen Wertes der geliebten Frau erst wahrhaft würdig zu werden. Eine abgeschwächte Weise dieser Werbung ist es, wenn der Werbende seine gesteigerte Leistung nicht in der Wirklichkeit, sondern in seinen wachen

[1]) Über die das Judentum bestimmenden Rassen und ihre stileigenen Werte vgl. mein Buch ‚Rasse und Seele' (14. Aufl. München 1940).

Träumen vollbringt. Der nordische Jüngling zumal verliert, wenn er liebt, bisweilen den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und verlegt alles Handeln in den Bereich seiner Träume. Und nicht nur sein Handeln, sondern auch die Gestalt der Geliebten selbst: er träumt das Unmögliche an Vollkommenheit hinein in ein vielleicht recht gewöhnliches Mädchen und hält, aller Wirklichkeit und Erfahrung zum Trotz, noch jahrelang fest an diesem erträumten Bilde. Er gestaltet ihr Bild zum Vorbild. Im tiefsten Grunde tut er ihr so Gewalt an. Er sieht in ihr nicht das, was sie wirklich ist, sondern nimmt ihr Sein als Rohstoff zur Gestaltung: er macht aus ihr das Bild, das er in sich trägt. Verbleibt er mit solcher Gestaltung im Bereich der Träume, so wird er damit zum Poeten (ob er nun Verse dichtet oder nicht); steigt er aber hinab in die Wirklichkeit und bemächtigt sich — etwa durch Heirat — der Frau, die er mit dem geliebten Bilde verwechselt, so wird irgend einmal der Irrtum klar und wird ihm zum Schicksal. Versucht er dann, die widerstrebende Wirklichkeit nach seinem Traumbild umzumodeln, so wird er damit zum Schulmeister und zuletzt zum Pfuscher. Meist aber endet ein solches Traumverhältnis noch in den Jünglingsjahren des Liebenden: es versinkt im Abstand, der hier sich weitet als Kluft zwischen Traumbild und Wirklichkeit. Der Liebende kann nicht reden und wagt es nicht, einfach zu nehmen. Das Mädchen nimmt schließlich einen andern, der minder scheu und stolz, auch minder liebend, dafür aber praktischer ist.

In der Liebe ist ja der Träumer meist erfolglos. Er fühlt dies, und dieses Bewußtsein steigert seine Scheu vor der Wirklichkeit. Er verzagt am Abstand und flüchtet sich in die Welt seiner Träume, dort aber feiert er ungestört sein Fest. Er schwelgt in der inneren Ferne.[1]) — Dem mittelländischen Menschen ist solches Verhalten eine Feigheit oder unverständlich, auf jeden Fall ein Gelächter. Der nordische Mann in seiner Reife mag diesen Jüngling belächeln, aber nicht aus Spott, sondern aus einem mitleidenden Wissen um sein seelisches Verhängnis. —

---

[1]) Wertvolle Aufschlüsse würde ein sauber durchgeführter Vergleich bieten zwischen dem hier angedeuteten nordischen Sonderfall und gewissen „introvertierten Typen" C. G. Jungs sowie dem „schizoiden Typus" E. Kretschmers (vgl. ‚Körperbau und Charakter', 9. u. 10. Aufl. Berlin 1931, S. 130: „Viele schizoide Menschen sind wie kahle römische Häuser, Villen, die ihre Läden vor der grellen Sonne geschlossen haben; in ihrem gedämpften Innenlicht aber werden Feste gefeiert").

Wir haben hier Möglichkeiten nordischen Erlebens gezeichnet, und es versteht sich von selbst, daß wir damit nicht meinen, gerade diese müßten sich an jedem Einzelnen verwirklichen. Neben den beschriebenen gibt es noch ganz andere Möglichkeiten in den Grenzen nordischen Stiles. Manch einer lernt es früh, seine Macht über Menschen ohne Hemmung zu gebrauchen; wo er auftritt, da siegt er im Vorübergehen. Ja, die Überwindung des Abstands kann auch höchst gewaltsame Formen annehmen und zu wirklicher Gewalttat, zu geschlechtlicher Roheit führen. Solcher Roheit sind gerade auch heimlich schüchterne Männer fähig: ihre Roheit ist dann gleichsam eine Empörung wider die Schranken der Art, ein Überrennen des Abstands. Dem reifen Manne aber, auch wenn er als Jüngling ein Schwärmer und scheuer Träumer war, fallen neue nordische Möglichkeiten zu, indem er Abstand gewinnt von sich selber. Die sachliche Meisterschaft, mit der er gewohnt ist, seine beruflichen Pflichten auszuüben, wendet er an auf sich selbst, auf die Betrachtung seines eigenen Wesens. Wenn er liebt, dann stellt er seine Liebe und auch die Geliebte unter sein prüfendes Urteil. Er will sie so, wie sie ihrem Gesetze nach sein muß. Sie soll in voller innerer Freiheit neben ihm oder ihm gegenüber stehen. Er hat es gelernt, den eigenen Wert und fremden Wert zu messen; seine Träume täuschen ihn nicht mehr. Das Ergebnis ist ein sachlicher Antrag. Je tiefer das Gefühl, desto größer dann die Sachlichkeit: sie schützt vor Enthüllung der Tiefe und sie verbürgt den Abstand.

Dies unterscheidet den Norden tief von den meisten, vielleicht von allen anders Gearteten: diese abständige Sachlichkeit im Verkehr der Geschlechter, zumal unter seelisch ausgereiften Menschen. Die Sachlichkeit, so sagten wir, verbürgt den Abstand, aber der Abstand verbürgt auch die Sachlichkeit. So werden Beziehungen möglich zwischen Mann und Weib, in denen „reine Menschlichkeit“ — doch in nordischem Stile — sich frei und ungetrübt entfalten kann, ungefährdet durch das Geschlechtliche. Zum Wesen nordischen Adels gehört diese Möglichkeit, daß eine Frau sich — unvermählt — voll in die Hand eines Mannes begebe, ohne daß ihre Würde davon leidet: sie darf vertrauen. Ein großes Vertrauen adelt: den, der es schenkt, und den, dem es gewährt wird. Darum erwächst aus dem großen Vertrauen auch die Gegenmöglichkeit der allerschwersten Schuld: es gibt, nordisch gesehen, keine tiefere Schuld als die, ein großes Ver-

trauen zu brechen. In diesen beiden Möglichkeiten — Vertrauen und Bruch des Vertrauens, Treue und Treubruch — gründet alles sittliche Bewußtsein in der nordischen Gemeinschaft. Ein Totschlag ist sühnbar, ein nordischer Treubruch nicht. Ein zerbrochenes Vertrauen heilt nicht mehr.

Die Sachlichkeit des nordischen Menschen erwächst aus seiner Grundeinstellung zur Welt: er hat seine Welt sich gegenüber als seinen Gegenstand, an dem er immerfort gestaltet. Aber auch diese Sachlichkeit, wenn sie sich auf Menschen richtet, kann gar leicht zur Verzerrung werden, wo nicht eine echte Güte aus ihrem Grunde hervorklingt. Zumal bei Frauen wirkt sie dann oft beleidigend und öde, gleichsam als hätte man es mit kahlen Seelen zu tun. Man trifft diese seelische Kahlheit meist bei äußerst tüchtigen Menschen, die nichts anderes kennen und in nichts anderem leben als in ihrem Berufe. Es sind jene Betriebsmenschen, die niemals eine Minute übrig haben und die immerfort an ihrer Sache liegen wie ein Segel am Winde. Man spürt wohl, daß sie auf ihre Weise wertvoll sind, man achtet sie, aber man kommt zu ihnen in keine menschliche Beziehung, man kommt niemals hinaus über die kalte Anerkennung ihrer Leistung. Der Abstand zwischen Mensch und Mensch verbleibt dann leer und sinnlos. Auch Menschen, die sich die Wohltätigkeit zur Lebensaufgabe machen und sie geradezu beruflich betreiben, z. B. Vorstandsdamen charitativer Vereine, zeigen sich häufig von der seelischen Kahlheit befallen, obschon ihre Antriebe zu jener Tätigkeit nicht immer rein sachlich sind.

Eine verwandte Erscheinung ist jene gleichsam nach Maß gefertigte Güte, die ich die rationierte Güte nennen möchte. Eine ältere norddeutsche Dame sitzt mit ihrem Sohn in einem überfüllten Eisenbahnwagen. Ein schwer kriegsbeschädigter Mann humpelt auf Krücken herein. Der Sohn der Dame erhebt sich, um Platz zu machen. Die Dame winkt ihm, den Platz nicht aufzugeben. Der Kriegsbeschädigte bemerkt es und zögert. Die Dame, ein wenig beschämt: „Doch, setzen Sie sich nur — eine Zeitlang." — Ich fürchte sehr, dieses „eine Zeitlang" ist nur aus nordischem Munde möglich. Die echte, schenkende Güte ist nordischen Menschen nicht leicht gegeben, denn sie leben zu sehr aus sich selber und in sich selber, um aus einem wirklichen Verstehen, einem inneren Miterleben heraus teilnehmen zu können an der Not eines andern. Man hilft ja wohl ein wenig dem verarmten Standesgenossen, aber man läßt ihn fühlen, daß man ihn beschenkt und auch, daß man ihn

um seiner wirtschaftlichen Not willen nicht mehr voll mit zum Stande rechnet. Es ist eben peinlich für den Stand und fast eine Verletzung des Anstands, wenn einer in wirtschaftliche Not gerät. Zu der schenkenden Güte ringen sich nordische Menschen vielleicht nur dann hindurch, wenn ein tiefes Schicksal ihre Seele gepflügt hat. Dann aber, wenn die Güte erst einmal in ihnen frei wird, kann sie wirklich große Züge zeigen: dann wird sie ausgreifend, mächtig und gestaltend sein. Davon haben manche Kreise in Schweden nach dem Weltkriege ein schönes Beispiel gegeben.

Man findet es bei sonst wesentlich nordischen Menschen öfters, daß sie den Abstand im Verkehr betonen. Hierher gehören alle Formen des Standesdünkels. Vom nordischen Vollmenschen aus gesehen, ist dies nicht artrecht, sondern Artverzerrung. Der nordische Mensch braucht den Abstand nicht zu betonen, auch nicht als gesellschaftlich Übergeordneter, etwa als Herrscher: Abstand ist ja immer da. Alle Formen des östlichen Despotismus, zu deren Wesen ein großes Zeremoniell des Abstands nach oben gehört, die Proskynesis, die Formen des Byzantinismus, sie alle sind dem nordischen Menschen fremd und unerträglich. Alles Betonen des Abstands wirkt im nordischen Leben kränkend, eben darum, weil es nicht nötig ist. Artunsichere Menschen verschanzen sich gerne hinter dem Abstand, vergleichbar gesellschaftlich unsicheren Kleinbürgern, die, wenn sie emporkommen, sich öfters auf äußere Formen vermeintlicher Vornehmheit desto beflissener verlegen, je weniger sie wirklich vornehm sind. Wer seines Adels unbedingt gewiß ist, darf auch mit ihm spielen — so sehr sogar, wie es der „tolle Bomberg" tat.[1]) Den Abstand betont nur, wer für ihn bangen muß, der artfeste nordische Mensch aber fühlt sich seiner gewiß.

Auch den Kampf erlebt der nordische Mensch als eine Form der Gemeinschaft im Abstand, die nur mit ebenbürtigen Gegnern einen höchsten Augenblick erreichen und somit zum „Hochgezeite" sich vollenden kann. Gemeinschaft ist hier in zwiefacher Richtung gegeben: von Streiter zu Streiter innerhalb der Schar, und vom Streiter zum Gegner. Die festliche Höhe nordischer Kampfgemeinschaft liegt nicht im Siege als solchem, im errungenen Siege, sondern im Griff zum Siege: der Augenblick des gestrecktesten Ausgriffs zum Siege, wenn also der Sieg noch Ferne hat, ist dem nordischen Streiter der höchste Augenblick. Wenn der Freund einsteht für den Freund

[1]) Vgl. Josef Winckler, Der tolle Bomberg. (Stuttgart o. J.)

in äußerster Gefahr — der Gefolgsherr für sein Gefolge und das Gefolge für den Führenden — dann stehen sie alle mitten im Hochgezeit; in den hellen Wangen der nordischen Streitschar blüht dann die höchste Freude:

Sang ward gesungen, Streit ward begunnen,
das Blut schien durch die Wangen: hei, spielten da die Franken![1])

Vollenden kann sich solches Fest nur im Streite mit dem artgleichen Gegner, mit dem eben-bürtigen Feinde, der mit gleicher Streitgebärde gegenübertritt: gestritten wird da nicht allein aus Haß oder um dieses und jenes, sondern darum: der beste Kämpfer zu sein. Artrechter Streit ist dem Nordmann der vollendetste Ausdruck des Abstands und zugleich ein mögliches Gleis seiner Liebe: einander zu lieben im Streite, die Liebe selber auszudrücken durch den Streit, das ist im nordischen Erleben nicht sinnlos, sondern artrechter Gang. Selbst in Hildebrands verhängnisschwerem Waffengange, in welchem der Vater seinen Sohn erschlägt (das Schicksal beider bejahend und die Ferne seines Geschlechtes vernichtend), klingt durch das Weh des Vaterherzens noch etwas von dem herben Fest der streitenden Liebe, das mit dem Tode des Geliebten endet. Das vorgefühlte Weh gibt solchem Streiterlebnis seine höchste Steigerung; der Streiter wirbt dann mit jedem Streich um Achtung und Liebe des Gegners, bis der letzte Streich ihn fällt. So liebt der Percy of Northumberland seinen Gegner Douglas, den er zu Tode geschlagen:

Der Percy lehnt' sich an sein Schwert
Und sah, wie Douglas blich;
Er nahm den Toten bei der Hand,
Sprach: „Mir ist weh um dich!
Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
Wollt' lassen gern mein Land:
Denn bessern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nord-England."[2])

---

[1]) Sang was gisungan, Wîg was bigunnan,
Bluot skein in wangôn: Spilôdun ther Vrankon!
(Ludwigslied 48 f.)

[2]) The Ancient Ballad of Chevy Chase (Percy's Reliques of Ancient English Poetry I, I, I), übersetzt von Herder (Stimmen der Völker in Liedern III, 18). Englisch:

The Percy leaned on his brand,
and saw the Douglas dee;

Es wird berichtet, daß alternde Männer (um nicht zur Beute eines nachruhmlosen, fernelosen Alterstodes zu werden) gemeinsam ein Schiff bestiegen ohne Ziel der Fahrt; so fuhren sie hinaus ins Immer-Ferne, einander aber fällten sie durch das Schwert. Sie forderten gleichsam Einlaß in die Walhall, die selbst ein Bildwurf solchen liebenden Streites ist.

Der nordische Streiter will seinen Gegner ebenbürtig: zum Hochgezeit kann sich der Kampf aufschwingen nur dann, wenn er in artrechten Gängen geht, und das bedeutet: wenn der Gegner auf die Gebärde des Streitens Antwort gibt mit gleichartiger Streitgebärde. Unfaßbar ist der nordischen Seele das, was uns Deutschen im Weltkrieg begegnete: der „Lügenfeldzug", der nach einem feinberechneten Plane die Verleumdung, Erniedrigung, Beschmutzung des Gegners unternahm, um gierigen Haß zu wecken statt nordischen Heldenstreites. Es ist nicht denkbar, daß er von Angelsachsen geführt (oder besser: betrieben) wurde, auch in England nicht.

Der Ausgriff zum Siege also ist der höchste Augenblick des nordischen Streiters, nicht aber der Augenblick des Sieges selber oder der Genuß des Sieges, der nach dem Siege kommt. Darum kennt die nordische Seele — und vielleicht nur sie — das Hochgezeit im Untergange: sie vermag ihren Leib zu verschwenden an diesen höchsten Augenblick, der „kurz vorm Siege"[1]) leuchtet und der durch solche Verschwendung erst seinen hellsten Glanz empfängt: durch die Verschwendung des Leibes, die den Genuß des Sieges ausschließt. Genuß — eine Empfindung reiner Gegenwart — gilt dem Nordmann wenig gegen den Augenblick, der noch Ferne in sich trägt. Ferne trägt der Augenblick in zwiefachem Sinne: er hat den Sieg noch vor sich und ist ausgestrecktester Griff (und darum Hochgezeit des Ausgriffs), und er verleiht, indem er das Leben im Leibe abbricht, ein neues Leben als zeitloses Vorbild der Gemeinschaft.

Vieh stirbt, es sterben die Sippen,
du selber stirbst wie sie.

He took the dead man by the hand,
and said: „Woe is me for thee!
To have sav'd thy life, I'd have parted with
my lands for years three;
For a better man, of heart nor hand,
was not in all the north country." (V. 157 ff.)

[1]) Stefan George, Der Stern des Bundes, S. 37.

Die Ehre des Liedes lischt niemals
dem, der sich Ruhm errang.
Vieh stirbt, es sterben die Sippen,
du selber stirbst wie sie.
Eins weiß ich, das ewig gilt:
Hall aus harter Tat.[1])

Dieses innere Fest des Sich-Verschwendens im Ausgriff zum Siege ist der Inhalt fast alles frühnordischen Heldensanges: er besingt den höchsten Augenblick des Helden, seinen letzten zugleich und seinen fernereichsten. Das ist es, was den Burgundenkönig (Gunther, den Gunnar des Atle-Liedes) zu den Hunnen treibt; der drohende Verlust des Leibes gilt ihm wenig, das Sich-Verschwenden an das Fest des Ausgriffs und zugleich an die Ferne des Nachruhms ist mehr als alles Dasein in satter Gegenwart. So tritt der Gotenkönig am Vesuv vor seine Schar und ficht als Einzelner wider die feindliche Streitmacht (warum? zum Spaß!): er verschwendet sich im Über-Mute. So gibt Graf Byrhtnóð, Führer der Angelsachsen, den feindlichen Wikingen den Weg ans Ufer frei: er nützt nicht den Vorteil des Geländes, sondern will gleichen Streit mit gleichem Gegner, weil nur aus solchem Streite ein Hochgezeit erblüht:

Da beschloß der Edeling in seinem Über-Mute,
Feldes zu viel dem Feinde zu lassen;
klingend rief über die kalten Wogen
Byrhtelmes Kind (und die Krieger lauschten):
„Geräumt ist der Weg, kommt rasch ans Ufer,
Gervolk, zum Streite! Gott einzig weiß,
wer an der Wende des Tages die Walstatt hält.“ [2])

[1]) Aus Hávamál. Altisländisch (nach G. Neckels Edda):

Deyr fé, deyja frændr,
deyr siálfr it sama;
en orztírr deyr aldregi,
hveim er sér góðan getr.

Deyr fé, deyja frændr,
deyr siálfr it sama;
ek veit einn, at aldri deyr:
dómr um dauðan hvern.

(Háv. 77 f.)

[2]) Altenglisch: Ða sé eorl ongan for his ofermóde
álýfan landes tó fela láþere ðéode;
ongan callían þá ofer cald wæter
Byrhtelmes bearn, beornas gehlyston:
„Nú éow is gerýmed, gáð ricene tó ús,
guman, tó gúþe: god ána wát,
hwá þære wælstówe wealdan móte.“
(„Byrhtnóðs Tod“ oder „The fight at Maldon“ 89 ff.)

So spielt König Hakon der Gute vor seiner Gefolgschaft fürstlich mit seinem Leibe:

Er fuhr aus dem Fechtkleid,
fort warf er die Brünne,
der Edle des Heervolks,
eh er zur Schlacht schritt.
Er lachte mit der Jungschar
(das Land war zu schirmen),
der strahlende Streitfürst,
stand unterm Goldhelm.[1])

Diese Worte sind reinster Klang aus der Wesensmitte der Nordheit. Nur, wer das Hochgezeit des Über-Mutes zu erleben und sich zu verschwenden weiß, ist ein nordisches Vorbild: ein „Edeling". Der Name ist sinnlos, wenn er nicht das bedeutet: die artliche Soll-Gestalt, in welcher die höchste Steigerung des Artbilds Wirklichkeit empfängt und in deren Hochgezeiten sich das Artgesetz am vollsten offenbart. Jede andre Verwendung des Wortes, etwa als erstarrter Standesname, ist Mißbrauch.[2])

---

[1]) Snorri Sturluson, saga Hákonar góða k. 30 (Heimskringla, udg. ved Finnur Jónsson, I 212). Altisländisch:

Hrauðsk ór hervǫðum,
hratt á vǫll brynju
vísi verðungar,
áðr til vígs tœki.
Lék við ljóðmǫgu,
skyldi land verja
gramr enn glaðværi,
stóð und gollhjalmi.

[2]) Vgl. F. W. Prinz zur Lippe, Angewandte Rassenseelenkunde (Leipzig 1931) S. 62: „Es gilt zu unterscheiden zwischen Adel als Gestaltidee und Adel als greifbarer Tatsache, Adel als innerem Wesen und Adel als äußerer Form. Wir waren mit unserem Adelsbegriff und unserer Adelsauffassung sozusagen versteinert, hatten über der Form das Wesen vergessen." — Über adliges Erleben vgl. Graf Hermann Keyserling, Das Spektrum Europas (2. Aufl. Heidelberg 1928) S. 250: „Freilich leidet der Mensch desto mehr, je sensitiver und tiefer er ist; doch der höhere verweilt nicht dabei. Ihm ist die Tragödie des Daseins Voraussetzung, wie die Spannungen der Saiten es sind für mögliche Musik. An diesem Punkte tritt denn die letzte Unadeligkeit des Ressentiment-Literaten-Ideals am deutlichsten in Erscheinung. Der Edle läßt unter Umständen sein Leben; er steht innerlich über ihm. Ebendeshalb kann er gar nicht so am Leben leiden, wie dies die moderne Literatur als Zeichen hohen Menschentums preist." Dies ist adliges Erleben nordischen Stiles. Für den vorderasiatisch erlebenden Menschen in seiner vollen Entfaltung als Erlösungsmensch (vgl. S. 51) dagegen ist es edel, am Leben zu leiden.

Die Selbst-Verschwendung gerade der Edelsten würde den Untergang der Art schon in ihrer Frühe gezeitigt haben, wenn die nordische Seele nicht auch den Gegenausgriff kennte, der zur „Besinnung“ führt, d. h. zur willentlichen Selbstbeschränkung: zum Verzicht auf höchste Augenblicke im Bewußtsein der Verantwortung für den Fernbau der Art. „Besonnenheit“ ist nicht eine „Eigenschaft“ der nordischen Seele, sondern nur die andere Seite des Über-Mutes, welcher die festliche Fülle des Ausgriffs ist. Die Haltung des Über-Mutes kann in derselben Seele wechseln mit der Besinnung: meist herrscht in der Jugend die eine, im Alter die andere Weise des Ausgriffs. Nur dort, wo die „besonnene“ Selbstbeschränkung endgiltig die Herrschaft hat, gibt es einen Sinn, von Besonnenheit (als einer währenden Haltung, nicht einer „Eigenschaft“) zu reden.

9. Schicksal und Einsamkeit.

Es gibt innerhalb des nordischen Erlebens ein Mehr oder Weniger des Abstandhabens. Nicht nur im Sinne einer Stufenleiter der Artvollkommenheit, sondern innerhalb des einzelnen Erlebensganges einer Seele: die einzelne Seele kann sich der Welt, den Genossen der Gemeinschaft bald näher, bald ferner fühlen. Gemeinschaft bedeutet ja vielen eine Minderung des Abstands von Mensch zu Mensch, und es gibt Arten, deren Gemeinschaft auf eine völlige Tilgung des Abstands hindrängt. In der nordischen Gemeinschaft schwindet der Abstand nie. Selbst in der innigsten Verbindung bleibt noch eine Schranke, bleibt noch immer Einsamkeit. Dem frühen Germanen bedeutete die Gemeinschaft des Sippenverbandes viel, aber nicht alles; und je weiter sich die germanische Gesellschaft entfaltete, je weiter sie in ihrer eigenen Richtung ging, desto deutlicher hebt sich der Einzelne von der Gemeinschaft ab.

Ein Schritt auf diesem Wege war der Protest des echten Protestantismus[1]), der sich gegen das überkommene Dogma erhob. Die orientalischen Formen, mit denen die Kirche gesättigt war, die Formen der Massenerregung, sind der nordischen Seele fremd. Alles gemeinsame Dogma, aller Ritus ist gesellig; das selbständige Gewissen aber ist einsam, die „Freiheit eines Christenmenschen“ stellt jede einzelne Seele auf

[1]) „Protestantismus“ verstanden etwa im Sinne der Gestaltenreihe, die W. Erbt (Der Anfänger unseres Glaubens, Leipzig 1930, S. VIII) aufstellt.

sich selbst. An die Stelle der Massenerregung setzt der wirkliche Protestantismus die Seelsorge, an die Stelle des öffentlichen Gebetes vor Zuschauern — der Prozession, der Litanei — tritt das schweigende Gebet des Einzelnen. Der Dienst an der einzelnen Seele findet seine letzte nordische Form durch die Seelsorge im Sinne Kierkegaards: jeden Einzelnen auf seinem ihm eigenen, ihm innerlich vorgezeichneten besonderen Wege zu seinem Gotte zu leiten[1]). Vor Gott aber steht jede nordische Seele vollendet einsam da: die Verbundenheit mit Gott ist nicht „Gemeinschaft", denn Gott ist kein Weltgenosse.

Es ist behauptet worden, der Germane sei überhaupt nicht zum religiösen Leben „veranlagt". Es ist wohl wahr, daß es germanische Menschen gibt, die nicht zum Glauben begabt sind. Dies aber betrifft den einzelnen Menschen, das „Individuum", nicht die Art als solche. Die Rassen unterscheiden sich nicht dadurch, daß z. B. die eine musikalisch ist und die andere nicht, sondern sie unterscheiden sich durch den Stil ihrer jeweiligen Musikalität: wenn ein Norde musikalisch ist, dann schafft er musikalische Werke nordischen Stiles[2]). Und ebenso wenn ein ostischer Mensch oder ein mittelländischer Mensch musikalisch begabt ist, dann schafft der eine Kunstwerke ostischen, der andere mittelländischen Stiles. Ebenso gilt auf religiösem Gebiete: wenn ein Norde religiös ist, dann geht sein Glaube in einem nordischen Gang, und er schafft Glaubenswerke nordischen Stiles. Die obige Behauptung, der Norde sei nicht religiös, rührt von Leuten her, die beobachten und feststellen, daß der Norde nicht eifrig ist in öffentlichen Verrichtungen des Glaubenslebens, in der Handhabung von kultischen Gebräuchen. Dies trifft wohl zu: der Norde enthüllt sich nicht vor der Menge und tritt nicht auf den Markt mit seinem Gebet und Bekenntnis, sondern geht in seine stille Kammer. Er würde sich schämen, wenn ihn einer belauschte.

Die nordische Seele in ihrer vollen Entfaltung — die voll-abständige Seele — genügt sich selber und gründet in sich selbst: sie bedarf zu ihrem Bestande nicht des Anderen. Nur eine in diesem Sinne

---

[1]) Vgl. M. Thust, Sören Kierkegaard (München 1931), zumal I, Das Vorbild der Selbstübersteigerung: der Aufruhr des Einzelnen. Dieses Buch enthält tiefste Aufschlüsse über nordischen Stil des Gotterlebens.

[2]) Vgl. J. Leifs, Nordisches in der Musik. Mitteilungen der Islandfreunde, XIX. Jahrg. Heft 3/4; ferner R. Eichenauer, Musik und Rasse (München 1932), S. Günther, Hymnen der Völker — rassenkundl. gesehen (D. Musikpflege 1937), Musikal. Begabung im Schrifttum d. Gegw. (Arch. f. Musikf. II, 3).

selbstgenügsame Seele, eine nordische Seele, vermag es, die letzte Weitung des Abstands zu ertragen, ja als die festliche Höhe ihres stetigen Werdens zu fühlen: die Weitung des Abstands ins Unendliche. Das ist die Einsamkeit des nordischen Schöpfers. Alle Stilbegriffe, unter denen wir die nordische Weise des Erlebens fassen mögen, münden irgendwo in den Begriff der Einsamkeit: wer die Welt sich gegenüber hat, weiß sich von ihr geschieden; alles „Herrschen" macht einsam seinem Wesen nach; selbst die „Leistung", die gesellig scheint, wird einsam als schöpferische Leistung, und auch Verschwendung in ihrem tiefsten Sinne ist nur dem Einsamen möglich.

Die nordische Einsamkeit hat nichts zu tun mit dem Alleinsein. Wer allein ist, braucht nicht einsam zu sein: er kann darum doch mit seinem ganzen Dasein bezogen bleiben auf Gemeinschaft, auf die zuschauende Tribüne der Gesellschaft. Es ist dann nur einstweilen der Vorhang gefallen, doch die Verbindung bleibt. Der Einsame dagegen mag, von außen geschaut, umgeben sein von Vielen, deren jubelnder Zuruf vielleicht sein Ohr umrauscht. Aber all der Lärm der Gesellschaft dringt nicht mehr zu seinem Herzen, denn er hat — nach innen zu — den Ort gefunden, dahin ihm keiner mehr zu folgen vermag. Aber niemand weiß vielleicht von seiner Einsamkeit, ja er sucht sie wie sein Teuerstes zu bergen. Es scheint, als ob er mitten in der Gemeinschaft lebe, in Wahrheit aber ist er ihr längst entwachsen, sie schwingt in seinem Erleben nicht mehr mit. Auch kann es sein, daß er nicht weiß um seine Einsamkeit oder doch wieder und wieder ihrer nicht bewußt ist. Er glaubt, daß er noch völlig mit den Andern lebe, und mit Verwundern merkt er dann von Zeit zu Zeit, daß seine Freunde, wie es scheint, versagen: sie sehen an ihm nur immer dies und jenes, nicht aber seinen seelischen Umriß, nicht sein Gesetz. Doch was von den andern kommt, erschüttert ihn nicht mehr; er gründet in sich selbst und ist unzerstörbar.

Wohl kann die Einsamkeit auch zum Verhängnis werden. Alle germanische Tragödie, von Richard III. und Julius Cäsar und Macbeth und Hamlet bis auf Rosmersholm, gestaltet das Verhängnis der Einsamkeit.[1]) Was weiß der fröhliche Horatio von Hamlets einsamer Not? Dort aber, wo eine nordische Seele zu ihrer vollen Größe ausreift, wird alles Verhängnis an ihr seinen Sinn verlieren. Alles Ver-

[1]) Vgl. hierzu R. Bie, Diagnose des Zeitalters (Weimar 1928), z. B. die treffenden Ausführungen des Kap. 7: Der Totenzug (Edvard Munch).

hängnis vermag dann nur, sie zu erhöhen, und sie weiß dann: nur, wenn sie vollendet einsam ist, kann sie dem Bilde ihres Gottes gleichen. Denn der Gott des Nordens ist einsam.

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Nächte ganze neun,
gerverwundet, dem Gotte geweiht,
selber ich mir selbst
(an jenem Baume, da jedem fremd,
aus welcher Wurzel er sprießt).
Sie reichten nicht Brot und reichten nicht Trank,
nieder neigte mein Blick.
Auf nahm ich die Runen, nahm sie ächzend auf:
da fiel ich vom Baume befreit.[1])

Der Norde hat die Welt sich gegenüber, und in dieser Welt auch die Macht, die von außen an ihn herantritt: das Schicksal. Wie seine Welt ihm niemals fertig ist, sondern eine werdende Gestaltung seines Willens, und alles als ein Werk aus seiner Hand geht, so ist auch das Schicksal für ihn nicht einfach da, sondern es ist ihm ein Ruf von außen, auf den er seine Antwort gibt. Auch das Schicksal, das an ihn heranklingt, ist ihm etwas, das gestaltet werden will in seinem Griffe. Tief unterscheidet sich der nordische Schicksalswille vom morgenländischen Fatalismus. Der Morgenländer nimmt hin, was ihn trifft: er leidet es, läßt es gebeugten Nackens über sich hingehen. Dem Norden aber ist das Schicksal etwas, mit dem er freudig ringt und gegen das er streitet und das er — im Untergange noch — zu lieben vermag. Die nordische Seele vermag es ja, mit der Schärfe des Schwertes zu lieben: die Helden der Walhall treten allmorgens an zum Streite, aber sie hassen sich nicht, sie küssen sich mit dem Schwerte.

Der Ruf, der ihr von außen klingt, ist der nordischen Seele nur die eine Seite des Schicksals; es kann sich vollenden erst in der Antwort von innen. Was von außen andringt, ist der Seele nur ein Zufall: es *wird* erst Schicksal im gestaltenden Griff der Seele. Wenn dasselbe Geschehnis an zwei Menschen herantritt, so kann es für jeden etwas anderes bedeuten, und was es jedem bedeute, das entscheidet sein seelisches Gesetz. Somit wird dieses Gesetz zum *inneren Schicksal*. Was von außen kommt, ist immer im Wechsel begriffen, das

[1]) Hávamál 138 f.

Gesetz aber wechselt nie. Manch einer, dem sein Werk zerstört wird und der verraten wird von allen seinen Freunden, verzagt an der Welt, gibt sich selber auf und verzweifelt. Die nordische Seele antwortet anders auf ein solches Geschehnis: fällt ihr die Hoffnung hin, so streitet sie ohne Hoffnung und liebt auch diesen Streit; ja sie fühlt, daß im Streite ohne Hoffnung sich ihr Heldentum und ihre Freiheit vollendet: mit Hoffnung zu streiten vermag ja wohl auch der Knecht. Nicht das Geschehnis, das von außen herantritt, heißt der nordischen Seele ein Schicksal, sondern das, was sie macht aus ihm.

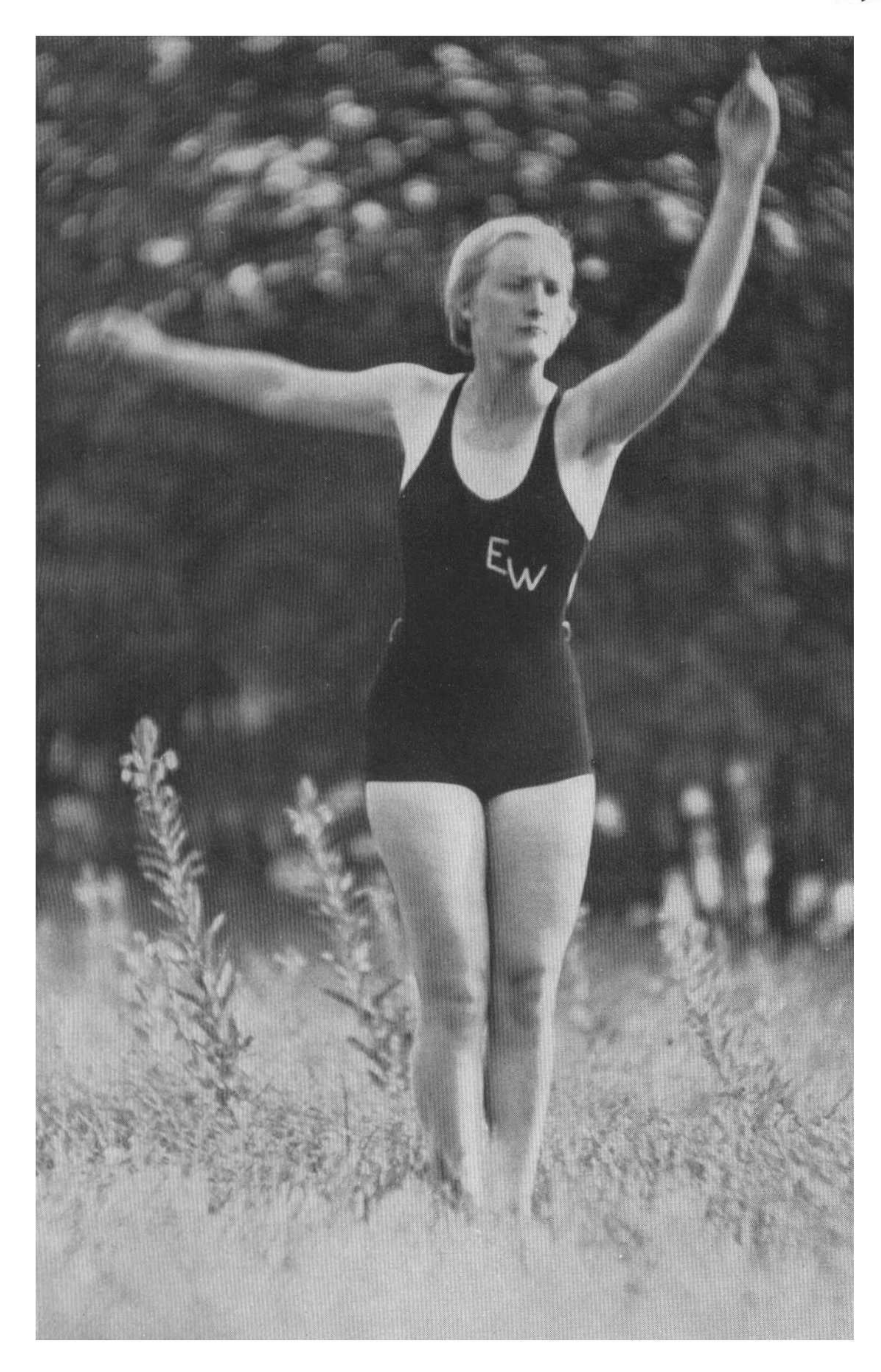
Der nordische Mensch in seiner vollen Entfaltung blickt seinem Schicksal frei ins Auge und heißt es willkommen, wie immer es auch sei. Er ist der freieste von allen Menschen: er liebt die Gemeinschaft, aber er braucht sie nicht. Aus dem Bewußtsein der Freiheit entspringt jener nordische Über-Mut, der sich ans Schicksal verschwendet. Nur der Einsame, der seinem Schicksal frei ins Auge sieht, kann sich verschwenden. Den Drang der Macht, mit dem er die Welt erobert, ihr seinen Stempel aufdrückt und mit ihr Kegel schiebt, wendet er gegen sich selber, wenn es ihm Spaß macht, und wirft sich in weitem Schwunge hinaus ins Schicksal. Und wenn es ihn überwältigt, so lacht er es aus: mag es den Leib zerstören — das kann das Schicksal —, aber seine Seele erschüttern kann es nicht. So reiten die Nibelungen, als König Etzel sie ruft, und sterben, einsam jeder, ein trotziges Wort auf den Lippen. Und so ritten und reiten die nordischen Streiter noch an jedem Tage.

Auch ihr inneres Schicksal, das Gesetz ihres Wesens, weiß die nordische Seele sich gegenüber zu stellen, es gleichsam von sich abzurücken, es zu betrachten und Abstand zu gewinnen von sich selbst. Aus dieser Möglichkeit entspringt das „selbständige Gewissen“, das alle sittliche Entscheidung der vollnordischen Seele bestimmt.

Tief unterschieden von der nordischen Seele zeigt sich die mittelländische in ihrem Verhalten zu jener letzten, schicksalhaften Einsamkeit, die zum Wesen der Seele gehört und die durch artrechte Gemeinschaft sich zwar mindern, aber niemals völlig sich lösen läßt[1]). Den Drang der Seele nach Gemeinschaft deuteten wir als einen Drang zur Überwindung dieser Einsamkeit; die Weise des Überwindens aber

---

[1]) Vgl. S. 16.



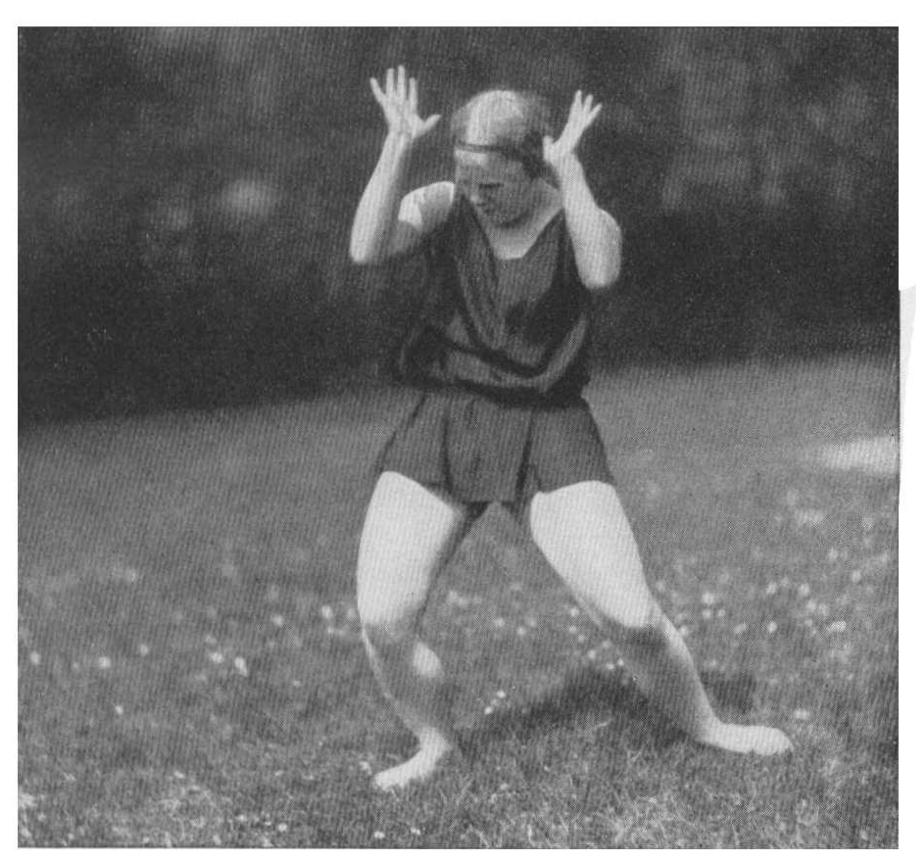
„Germanische" Erscheinung, im Raume bewegt.
Verbindung nordischer und fälischer Linien: Schwung und Schwere





Leibesübung in nordischem Stile:
leichtes Ausschreiten, Ausgreifen, Ausschwingen





Leibesübung in fälischem Stile:
„Blöcke werden getürmt"



Anmut im Stolz. Jungmädchen aus der Südostmark, wesentlich nordisch.
(Tochter des „dinarischen“ Bauern auf Tafel 38)

ist von Grund aus verschieden zwischen Art und Art. Zweierlei Haltung ist möglich in der Gemeinschaft: die Gemeinschaft kann gefügt sein auf dem Grunde einer Bejahung der Einsamkeit oder einer Verneinung. Es gibt Weisen der Gemeinschaft, in welchen die Einsamkeit zwar gemindert wird, aber dennoch bejaht. Zum währenden Verhalten der nordischen Seele, zur Gebärde des Ausgriffs, gehört die Bejahung alles Schicksals und somit auch B e j a h u n g d i e s e r s c h i c k s a l h a f t e n E i n s a m k e i t d e r S e e l e. Das Feld auch dieser Schicksalsbejahung ist der „Abstand", ohne welchen die nordische Seele nicht leben und sich gebärden kann. Über den Abstand hinweg erhebt sich alle nordische Gemeinschaft als eine Gemeinschaft am Werke: die Seelen werden so gleichsam Brüder und Schwestern in objecto, aber nur solche Seelen, die im tiefsten Grunde doch einsam und der Einsamkeit sich bewußt sind und die letzte, unlösbare Scheide zwischen Seele und Seele, die Scheide des Schicksals, nicht verleugnen oder sich angstvoll abwenden von ihr, sondern ihren Anblick ertragen mit entschlossener Bejahung. Lösung der Scheiden des Schicksals müßten sie als eine Verletzung des Abstands empfinden und somit als eine Vernichtung ihres Lebensfeldes. So sehen wir nordische Ehe gefügt: sie will nicht den Rausch und ist nicht reich an Worten, es bleibt sehr vieles verschwiegen (wenn auch nichts verheimlicht) in ihr; die Verbundenen schreiten gleichsam n e b e n einander dem Ziele zu, das sie verbindet und in welchem am reinsten sich ihre Liebe trifft: dem gemeinsamen Werke, das immer ferne verbleibt. So sehen wir nordische Streitgemeinschaft gefügt: jeder der Streiter verbleibt, bei aller Verbundenheit, allzeit ein Einzelstreiter n e b e n dem anderen. Bejahung des Schicksals durchwaltet allen nordischen Kampf, und darin liegt: Bejahung auch d e s Schicksals, das die Seelen scheidet. Einsam ist der voll-nordische Held; darin erscheint er tief verschieden von allen anderen Helden, die nicht nordisch oder nicht mehr rein nordisch sind, auch schon vom alt-hellenischen. In den Gesängen der Ilias wogt immerfort eine tausendstimmige Masse zuschauend in den Streit der Helden hinein, und diese Stimme gehört dort zum Klang des Liedes. Anders das alte Hildebrandslied. Da ist keine solche Stimme vernehmbar. Zwar auch Hildebrands Einzelstreit mit seinem Sohne wird „zwischen zwei Heeren" vollbracht, die zuschauend warten; aber dieses Zuschauen b e d e u t e t den Streitenden und auch dem Dichter n i c h t s: die Heere gehen nicht mit ein in die dichterische Gestaltung;

sie sind zwar genannt, doch sie spielen keine Rolle. Die beiden Streiter stehen wie im leeren Felde da (dessen Hintergrund die schweigenden Heere bilden), und sie streiten in eisiger Einsamkeit. Ein gleiches zeigt uns der Untergang der Nibelungen, am reinsten in der altisländischen Gestaltung des Liedes: Hognes und Gunnars Tod. Wohl ist auch da von den Getreuen die Rede und vom Troß der hunnischen Knechte und von anderem; aber das alles sind blasse, schweigende Schatten des Hintergrundes: sie verbleiben fern am Rande der Gestaltung und verstärken noch den Klang der Einsamkeit, in welcher die Brüder antreten, schweigend, zum letzten Waffengange. Und endlich wird auch ihre einsame Zweiheit noch gelöst: einzeln sterben beide. Gunnar will Hognes Herz, seines geliebten Streitgenossen, seines Bruders Herz, auf der Schüssel sehen: er will der letzte Einsame sein, denn erst in der Einsamkeit voll-endet sich seine Heldenstärke:

> Erst waren wir zwei, da quälten noch Sorgen.
> Jetzt leb ich *allein*![1])

Voll-einsam erlebt er am reinsten den Ausgriff zum Siege über die Meute der Geringern, die seinen Leib ermüden und fesseln konnte und die doch an seinem Heldentrotze machtlos steht, ihm zum Gelächter.

All solches Erleben ist der *mittelländischen* Seele fremd und ganz unfaßbar. Auflösen kann auch sie die Scheiden des Schicksals nicht, aber auch nicht sie bejahen. Das Schicksal, das von innen spricht, liegt nicht im Bereiche ihrer gestaltenden Zuwendung; alles Schicksal ist ihr begreiflich nur als eine Macht, die von außen waltet und abschließt und welcher sie sich zu entwinden sucht durch ein gewandtes Spielen. Wie mit den Genossen der Gemeinschaft, so auch mit dem Schicksal knüpft die mittelländische Seele ein Spiel der Beziehung an; das Schicksal ist ihr dann der unheimliche Gegenspieler, der keinen Spaß verträgt und meist das Spiel gewinnt. Wo die mittelländische Seele Einsamkeit erspürt, antwortet sie mit abgewandtem Schauder oder mit einer lauten und in der Tiefe verzweifelten Beredsamkeit; all ihre Gebärde ist deutbar als ein Wegspielen der letzten Einsamkeit: all der feingemessene Takt des mittelländischen

---

[1]) Altisländisch (nach Neckel):

> Ey var mér týia, međan vit tveir lifđom,
> nú er mér engi, er ek einn lifik!

(Atlakviđa 27.)

Lebens und alle feingesponnene Weise seines gesellschaftlichen Spiels entspringt vielleicht zuletzt aus einer Angst vor dem Einsamsein und ist ein Tanz an den Scheiden des Schicksals.

Abstand und Schicksalsbejahung sind wesensfremd allem Taumel, der den betäubenden, schicksalbetrügenden Rausch der Sinne will. Darum bewahrt die nordische Seele, so seltsam dies klingt, auch gegenüber dem Rausche eine sachliche Haltung und verhält sich zu ihm „erobernd“: sie will nicht den Rausch, sondern das Beherrschen des Rausches. Der Rauschtrank ist ihr ein geistentfachender Gegner, den es lachend zu bezwingen gilt mit der Kraft des entfachten Geistes. Der Zutrunk in der nordländischen Methalle ist begleitet von Stegreifsprüchen, welche der Ausdruck dieser Rauschbezwingung sind: nicht der Berauschteste ist der Sieger im Zutrunk, sondern der, welcher in kunstgerechter Spruchgestaltung den Rausch am mächtigsten darniederhält. (Spuren dieser Haltung zeigte auch noch der verblödete Urenkel des frühnordischen Zutrunks: der studentische Sauf-Komment.) Der Streit mit dem Gegner Rausch wird ohne Rückhalt geführt und bietet Seitenbilder zu jener Selbstverschwendung König Hakons, der vor der Schlacht seine Brünne fortwirft im Feste des Über-Mutes[1]). Alles nordische Gelage ist durchklungen von dieser Stimmung: es wird schonungslos, es wird rücksichtslos getrunken! Ihre vergeistigte Fassung findet sich in Platons Gastmahl: nicht der Berauschteste wird da gefeiert, sondern Sokrates (ein von seinem Dichter Platon in diesem Zuge nordisch geschauter Sokrates), der — ein Sieger über die Macht des Weines — im Morgengrauen hinweggeht. — Ausgriff und Abstand beherrscht also den Rausch der nordischen Seele. Der nordischen Haltung zum Rausche steht gegenüber die vorderasiatische Besessenheit: der Norde *hat* den Rausch, der Vorderasiate ist von ihm besessen und *will* besessen sein. Dem berauschenden Gifte gibt er sich genießend hin, indem er gleichsam den kommenden Rausch in sich hineinsaugt; auch wählt er sich andere Gifte als der nordische Trinker: solche, die *seiner* Haltung günstig sind.[2])

Dem entspricht die Haltung des vorderasiatischen Märtyrers: er saugt den Schmerz wie eine berauschende Wonne in sich hinein, sein Leiden ist ein umgekehrtes Genießen. Das nordische Gegenbild ist der

---

[1]) Vgl. S. 42 ff.

[2]) Über den vorderasiatischen Erlösungsmenschen s. L. F. *Clauß*, Rasse und Seele, 5. Abschnitt.

Streiter im Untergange: er trotzt seinem Schmerze, indem er gegen ihn ausgreift nach innen zu; und in diesem Trotze besiegt er seine Überwinder und Quäler, verlacht die Zerstörer seines Leibes und lebt in seinem ungebrochenen Herrscherwillen:

> Hellauf lacht Hogne, als hinein
> zur Brust ihm sägen die scharfen Klingen,
> und klagte nicht. Dann bringen
> sie Hognes Herz zu Gunnar.[1])

Die Jungmädchen-Weise nordischen Stiles ist die ausgreifende Sehnsucht, die Frauen-Weise das „Walten". Diesen Ausgriffsweisen entsprechen zwei Reingestalten nordischer Weiblichkeit: die stille Traute, wie sie z. B. die Gunnlaugs-Saga zeichnet in Helga, Gunnlaugs Braut; und die Großwaltende („stórráđa"), welche die nordländische Dichtkunst voll tiefer Bewunderung darstellt als Brynhild, als Gudrun (der Laxdœla saga), als Sigrid („er kǫlluđ var in stórráđa"[2])) usw., in unerschöpflicher Fülle. Die Einheit beider Gestalten im Entfaltungsgange einer Seele zeigt die Kriemhilt des deutschen Nibelungen-Liedes: sie entfaltet sich vom heimlich sehnenden Mädchen bis zur Rachewalterin.

Das Wort „Mädchen" weist in seiner reinen Innenprägung nur auf die n o r d i s c h e Mädchenweise hin, der Keuschheit eine Sonderform des Abstands bedeutet. „Keuschheit" hat einen anderen Sinn für andere Arten: gemeint ist da z. B. ein jungfräulicher Zustand des Leibes (ein Zustand, der fast als Ware gewertet werden kann und einen gewissen Kaufwert hat); mittelländische Keuschheit stellt einen bestimmten Reizwert dar im Spiele der geselligen Beziehung.

Abstand und Bejahung des Schicksals durchherrscht auch die nordische Weise der H e i t e r k e i t. Als deren reines Beispiel gelte uns hier ein Stückchen aus der Heimskringla: die Geschichte vom häßlichen Fuß.

---

[1]) Altisländisch (nach Neckel):

> Hló þá Hǫgni, er til hiarta skáro
> kvikvan kumblasmiđ — kløkkva hann sízt hugđi! —
> blóđukt þat á bióđ logđo ok báro fyr Gunnar.
> (Atlakviđa 24.)

Dem zur Seite steht das „Hló þá Brynhildr" im Bruchstück eines Sigurdliedes (Brot af Sigurđarkviđo 10).

[2]) Heimskringla, saga Óláfs konungs Tryggvasonar k. 60.

Ein Mann hieß Thorarin, Nefjolfs Sohn. Er war Isländer und stammte vom Norden des Landes. Von hoher Abkunft war er nicht, doch klug und redegewandt und wortkeck im Gespräch mit Fürsten. Er war ein großer Seefahrer und lange außerlands. Thorarin war überaus häßlich, vornehmlich darum, weil er so übel gegliedert war: er hatte große und häßliche Hände, aber die Füße waren doch noch viel häßlicher. Thorarin befand sich damals in Tunsberg, als die Ereignisse geschahen, die vorhin erzählt wurden; er war von Gesprächen her dem Könige Olaf bekannt. Thorarin rüstete sein Kaufschiff und wollte im Sommer nach Island. König Olaf hatte Thorarin einige Tage bei sich zu Gaste und besprach mit ihm mancherlei; auch schlief Thorarin in der Königsherberge. Es geschah eines Morgens früh, daß der König wach lag, während andere Männer noch schliefen in der Herberge; da war gerade die Sonne aufgegangen, und es war sehr hell drinnen. Der König sah, daß Thorarin den einen Fuß unter dem Bettzeug hervorgestreckt hatte; er besah eine Weile den Fuß. Da erwachten die Männer in der Herberge. Der König sagte zu Thorarin: „Ich habe eine Weile wach gelegen, da ist mir ein Anblick begegnet, der scheint mir beachtenswert; und das ist der Mannsfuß da, von dem ich glaube, daß hier in der Kaufstatt kein häßlicherer sei als er," — und bat die andern, nachzudenken, ob ihnen nicht das gleiche schiene. Und alle, die ihn sahen, bestätigten, daß es so sei. Thorarin merkte, wovon die Rede war, und antwortete: „Kein Ding ist so einzigartig, daß man nicht hoffen dürfte, seinesgleichen zu finden, und es kommt mir so vor, als sei es auch hier wieder so." Der König sprach: „Eher möchte ich doch dafür einstehen, daß kein gleichhäßlicher Fuß zu finden sei, und wenn ich darum wetten sollte." Da sprach Thorarin: „Ich bin bereit, mit Euch zu wetten, daß ich einen noch häßlicheren Fuß auftreibe hier in der Kaufstatt." Der König sagt: „Da soll der von uns eine Bitte freihaben beim andern, der Recht behält." „So soll es sein," sagt Thorarin; damit streckte er unter dem Bettzeug den andern Fuß hervor, und der war um nichts schöner, und ihm fehlte die große Zehe. Da sprach Thorarin: „Sieh hier nun, König, einen andern Fuß, und der ist um so viel häßlicher, als hier eine Zehe ab ist, und ich habe die Wette gewonnen." Der König sagt: „Nein, jener Fuß ist um so viel un-

schöner, als an ihm fünf häßliche Zehen sind, aber an diesem nur viere, und ich habe die Wette gewonnen.“[1])

Kennzeichnend **nordisch** ist das Verhalten Thorarins zu der Häßlichkeit seines Fußes: er wendet sich ruhig ihr zu und gestaltet sie zum sachlichen Scherze; er schämt sich nicht seiner Häßlichkeit und fühlt sich durch das Gespräch über sie nicht in seinem Werte betroffen: er ist ja nun einmal häßlich, und dieses Schicksal bejaht sein Scherz. Ein **mittelländischer** Mensch würde eiligst den Fuß, den (mittelländisch verstanden:) „ertappten“ Fuß, zurückgezogen haben unter das Bettzeug und würde den Spöttern Rache schwören. Man denke an Rostands Cyrano, den Mann mit der häßlichen Nase, in dessen Gegenwart das Wort „Nase“ nicht hörbar werden darf, weil er das Thema seiner Häßlichkeit nicht anders erträgt als höchstens im Spiele seiner eigenen Deklamationen. — Beispiele für die nordische Weise der Heiterkeit, die schicksalbejahende, finden sich überall im nordischen Leben und in seinem Ausdruck, von Walthers und Hagens Gespräch nach ihrem Streit im Wasgenwalde[2]) bis zu den Gesprächen unserer Verwundeten zur Zeit des Weltkriegs, die sich gegenseitig ob ihrer Wunden harmlos verspotteten, auf ihrem einzigen Beine hüpften und mit den Krücken tanzten und ihre Glasaugen sich zuwarfen, als wären es Federbälle: sie bejahten im Scherze das Schicksal, kraft dessen sie Krüppel bleiben ihr Leben lang.

10. Nordisch und Fälisch. „Germanisch.“

Umriß und Farbe jedes Dinges wird am deutlichsten durch Abhebung von einem anders gearteten Hintergrunde. Darum soll in diesem und den nächsten Kapiteln der nordische Stil der Seele und ihres

---

[1]) **Snorri Sturluson**, saga ins helga Oláfs konungs k. 85 (Heimskringla, udg. ved F. Jónsson II 156 ff.). Die entscheidenden Stellen lauten dort:

Konungr mælti til Þórarins: „vakat hefi ek um hríð, ok hefi ek sét þá sýn, er mér þykkir mikils um vert, en þat er mannzfótr sá, er ek hygg, at engi skal hér í kaupstaðinum ljótari vera“ —, ok bað aðra menn hyggja at, hvárt svá sýndisk. En allir er sá, þá sǫnnuðu, at svá væri. Þórarinn fann, hvar til mælt var, ok svarar: „fátt er svá einna hluta, at ørvænt sé, at hitti annan slíkan, ok er þat líkligast, at hér sé enn svá.“ ..... Þá mælti Þórarinn: „se hér nú, konungr, annan fót, ok er sjá því ljótari, at hér er af ein táin, ok á ek veðféit“. Konungr segir: „er hinn fótrinn því ófegri, at þar eru v. tær ferligar á þeim, en hér eru iiii., ok á ek at kjósa bœn at þér.“

[2]) Im Walthari-Liede.

Leibes verglichen werden mit anderen Rassenstilen. Der eine ist der **fälische** Stil, aus dessen Verflechtung mit nordischer Art das „germanische" Wesen als eine schaffende Kraft der Geschichte und Kulturerzeugung hervorging; der zweite ist der mittelländische Stil, dieses äußerste Widerspiel zur fälischen Wucht und Schwere: jener Stil, der in allen Menschentypen und Kulturgebilden mitspricht, die wir als „romanisch" oder als „welsch" bezeichnen.

Als ich vor Jahren einem Lehrgang für künftige Lehrerinnen der Gymnastik beiwohnen durfte, wurden mir Einblicke ins rassische Wesen stilisierter Ausdrucksbewegung vergönnt, die ich in Reihen von Lichtbildern festhielt. Vier Bilder aus diesen Reihen bringen unsere Tafeln 18 und 19. Man sieht da zwei Schülerinnen jenes Lehrgangs, von denen ich jede gebeten hatte, mir diejenige Übung vorzuführen, die ihr die liebste sei und ihr am meisten liege. Beide Schülerinnen waren helläugig, hellhäutig und blond, sonst aber sehr verschieden im Stile ihrer Erscheinung und Gebärde. Die eine war schmalgliedrig, schmalhäuptig, gereckt und schlank: eine typisch nordische Erscheinung; die andere zeigte bei erheblicher Körperhöhe eine Betonung wagrechter Linien: gerade Schultern, über denen sich auf kurzem Halse ein eckiges und breites Gesicht erhob mit klotziger Nase und klaren, biederen Augen, die tief im Gesicht unter wagrechter Falte fast versteckt lagen. Hier war nichts Leichtes und Bewegliches zu finden: alles war stämmig, wuchtig und schwer. Ich erwartete, daß jede der Damen eine völlig andere Übung wählen und jede sie völlig anders stilisieren würde, denn in jedem dieser Leiber lagen andere Möglichkeiten der Bewegung und des Ausdrucks. Und so kam es auch. Die Übung der einen war leichtes Ausschreiten, Ausgreifen, ein Ausschwingen ihrer schlanken, gelenkigen Glieder; die Übung der zweiten aber mutete an, als wolle sie zeigen, wie man Blöcke türmt. (Unwillkürlich dachte ich mir die Bewegungen der zweiten von Beethovenscher Musik begleitet.)

Jedenfalls zeigten auch die gymnastischen Bewegungen dieser zweiten Schülerin deutlich einen in sich geschlossenen Stil, der in den Ausdrucksbahnen ihres Leibes vorgezeichnet und in allem ihrem Ausdruck, in jeder ihrer Bewegungen (nicht nur in den gymnastisch stilisierten) deutlich zu erkennen war.[1]) Mochten sich bei gewissenhafter Zergliede-

[1]) Wesentliche Übereinstimmung mit unserer Auffassung vom ausdruckshaften Sinn der leiblichen Erscheinung findet sich bei L. **Klages**, Grund-

rung ihrer leiblichen Züge auch leise Spuren rassischer Vermischung finden, so schien es doch unabweislich, gerade die in ihrer „Lieblingsübung" und ihrer gesamten Bewegungsweise zutage tretenden Züge als eine klare Stileinheit und damit als eine im seelenkundlichen Sinne rassische Erscheinung zu verstehen. Die damals schon vorliegenden Arbeiten von Hauschild[1]) und Paudler[2]) wiesen auf einen Zusammenhang so gestalteter Körperlichkeit mit der vorgeschichtlichen Rasse von Cro-Magnon. F. Paudler hat für den lebenden Cro-Magnon-Typus die Bezeichnung dalische Rasse geprägt, weil er sie in der schwedischen Landschaft Dalarne in besonderer Reinheit vorzufinden glaubte. H. F. K. Günther konnte sich „auch bei wiederholtem Besuch dieser Landschaft nicht davon überzeugen, daß dort der Cro-Magnon-Einschlag minder selten sei als in anderen Gebieten Schwedens oder Europas".[3]) Da Einschläge dieser Rasse besonders deutlich in Ost- und Westfalen zu erkennen sind, hat Günther die Bezeichnung fälische Rasse vorgeschlagen. Ich nehme sie auf, um eine verwirrende Vielfältigkeit der Bezeichnungen zu vermeiden. Eine kritische Herausarbeitung des dalischen (fälischen) Typus hat F. Kern in seiner Arbeit „Stammbaum und Artbild der Deutschen" (München 1927) unternommen. Da er von geisteswissenschaftlichen Gebieten her zu dieser Aufgabe vordringt, zeigt er Verständnis auch für den Ausdruckswert der von ihm herausgestellten leiblichen Formen: auch er spricht nun vom „Formsystem" einer Rasse, von ihrem „Körperstil" und ihrem „Bewegungsstil". Darum sind seine Ergebnisse zum guten Teile auch für den Psychologen verwendbar.

Wir zeichnen in diesem Buche den fälischen Menschen nicht um seiner selbst willen, sondern um von ihm die Erlebensweise der nordischen Seele abzuheben. Das nordische Antlitz ist in allen seinen Linien hinausgerichtet; das fälische ruht in sich selbst, besser: es wuchtet in sich selbst. Der Baustil des nordischen Leibes betont die aufstre-

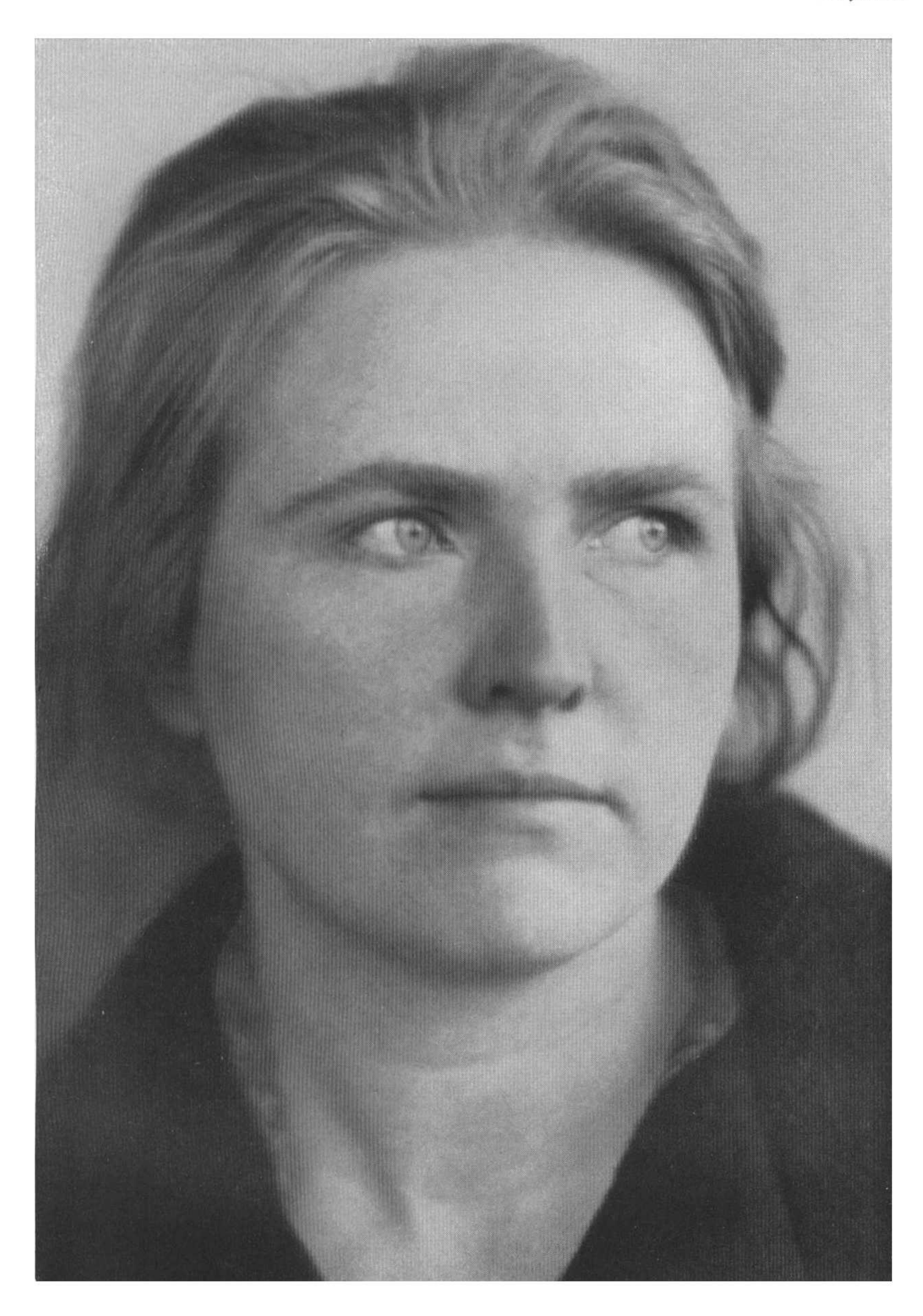
---

legung der Wissenschaft vom Ausdruck (Leipzig 1936). — Vgl. ferner P. Schultze-Naumburg, Kunst und Rasse (München 1928), zumal das 2. Kap.: Der Mensch und sein Kunstwerk.

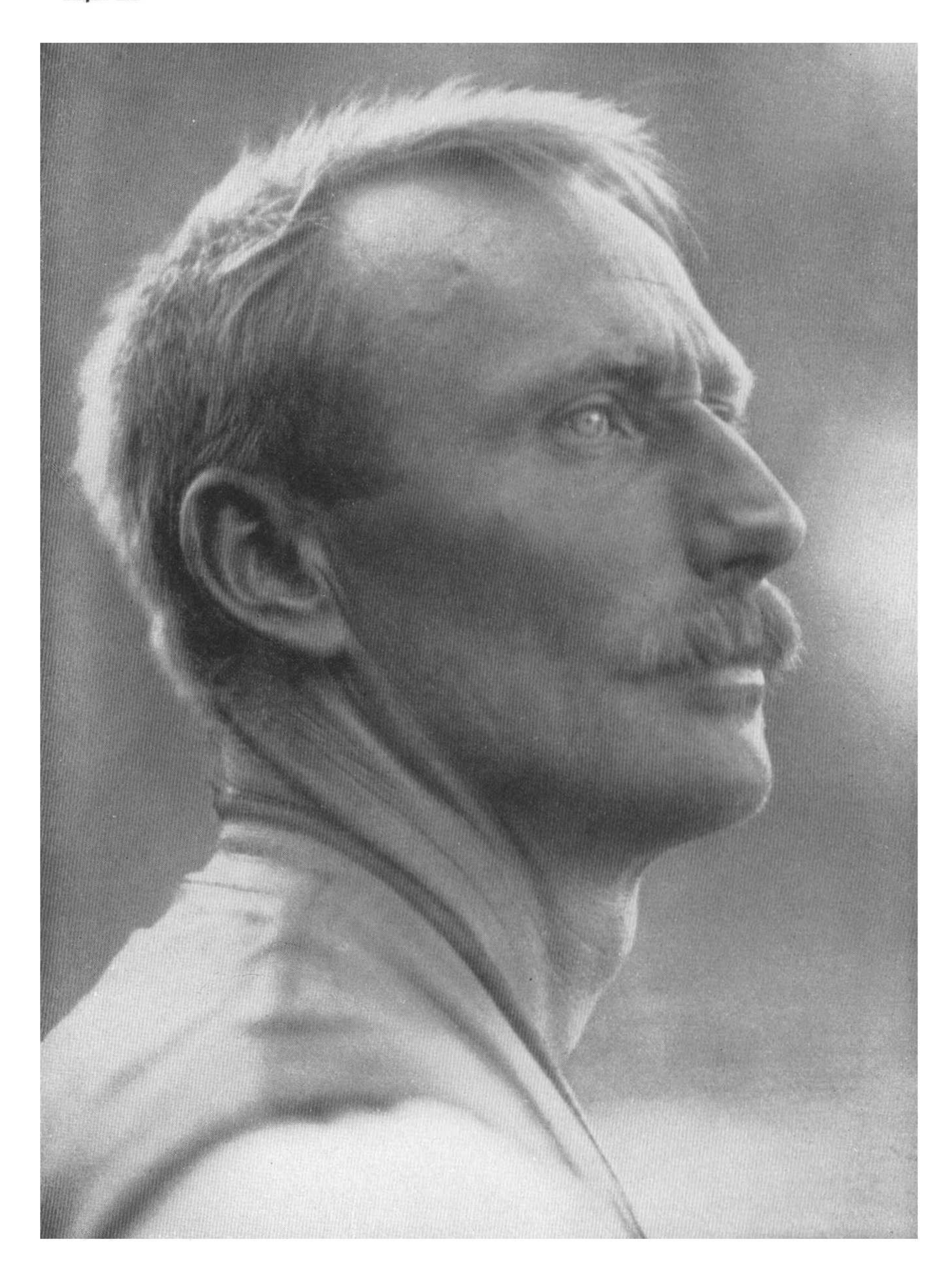
[1]) M. W. Hauschild, Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse (Zeitschrift für Ethnologie 1923, Heft 1—4, S. 54 ff.).

[2]) F. Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (Heidelberg 1924).

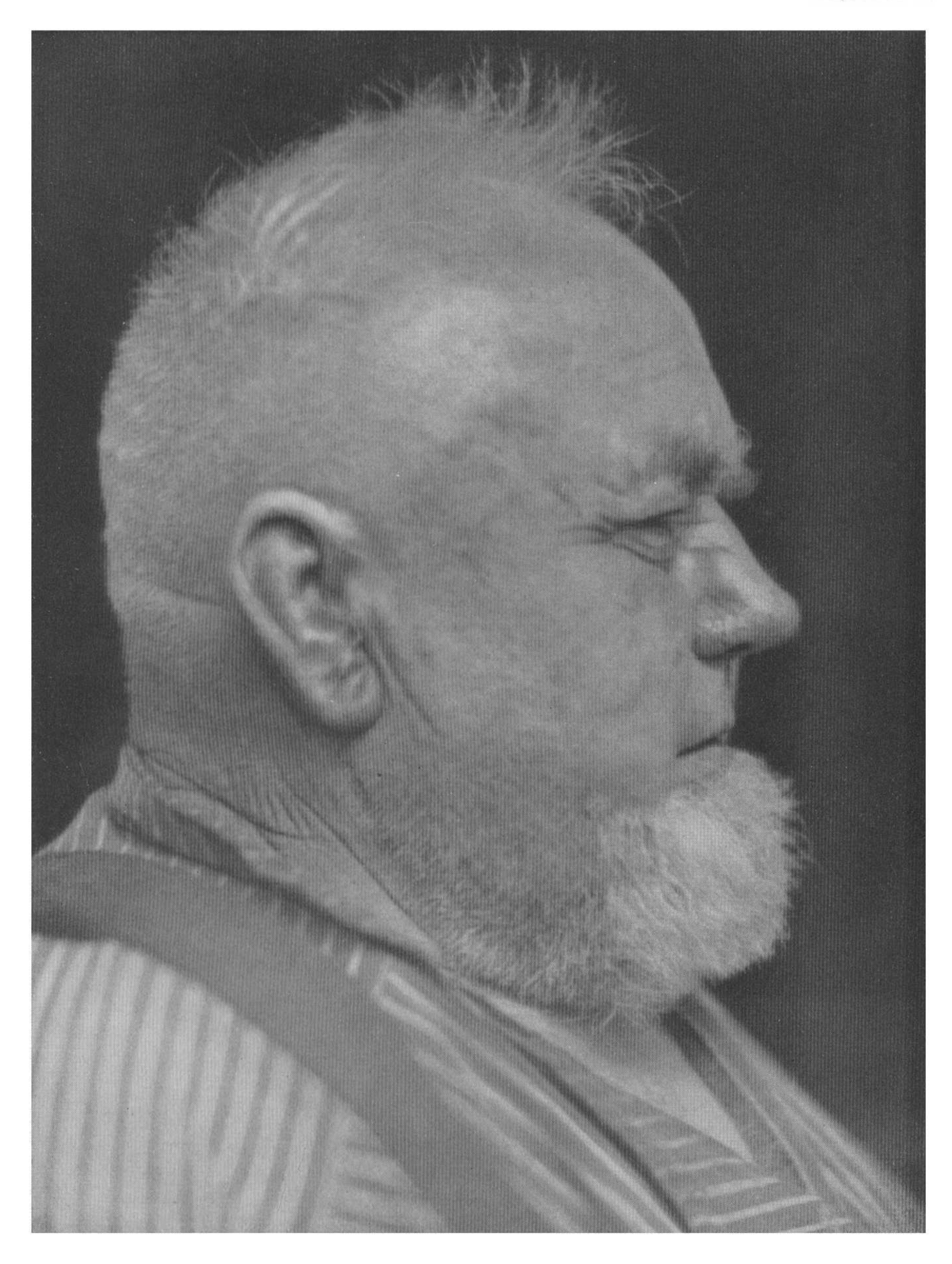
[3]) H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes (17. Aufl. München 1933), S. 25.



Frau aus Westfalen, Seemannstochter.
Nordischer Ausgriff, gebrochen durch fälische Schwere



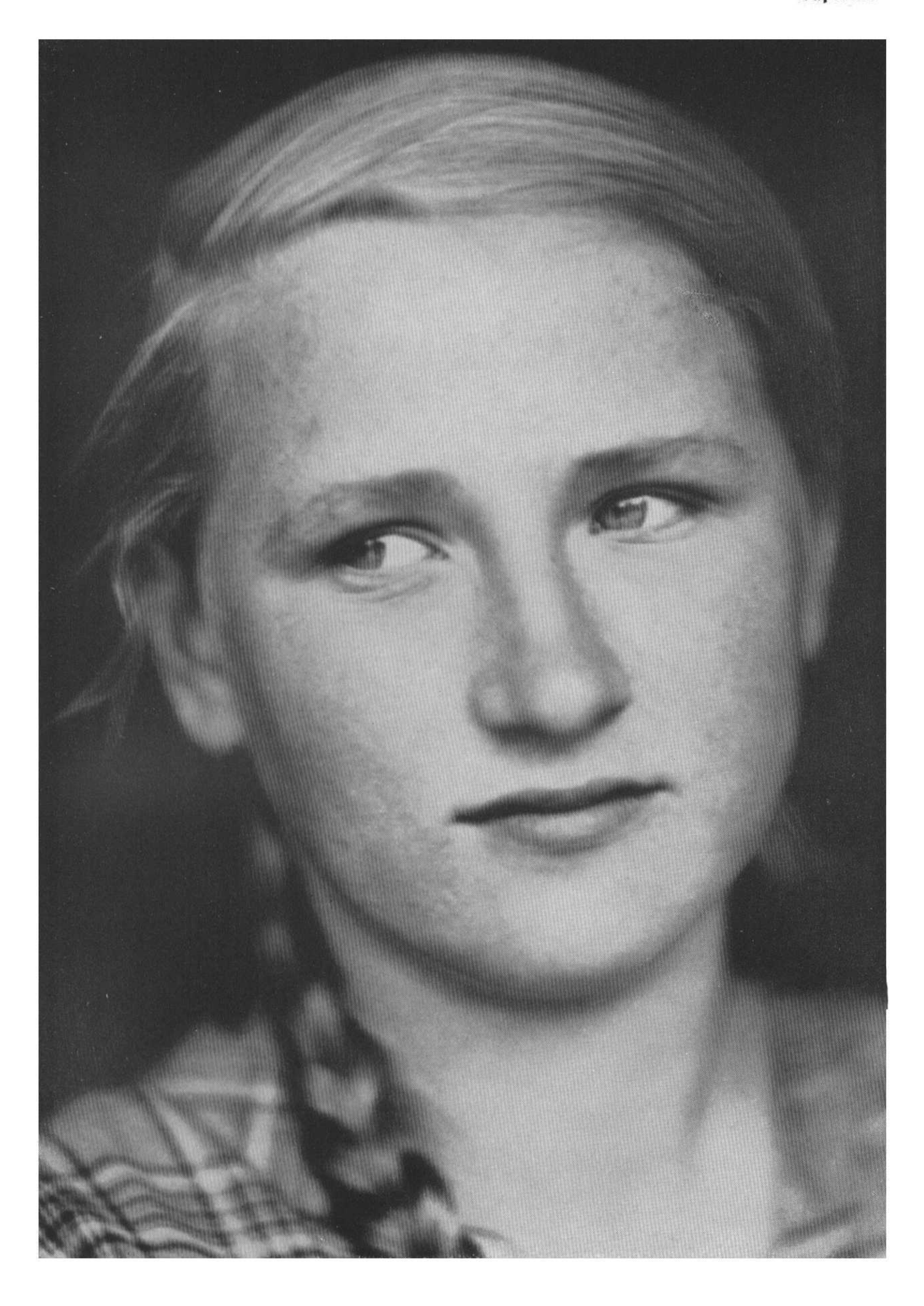
Aus sich hinausgeschleuderte schlanke Bewegung: Ausgriff. Friese, nordisch



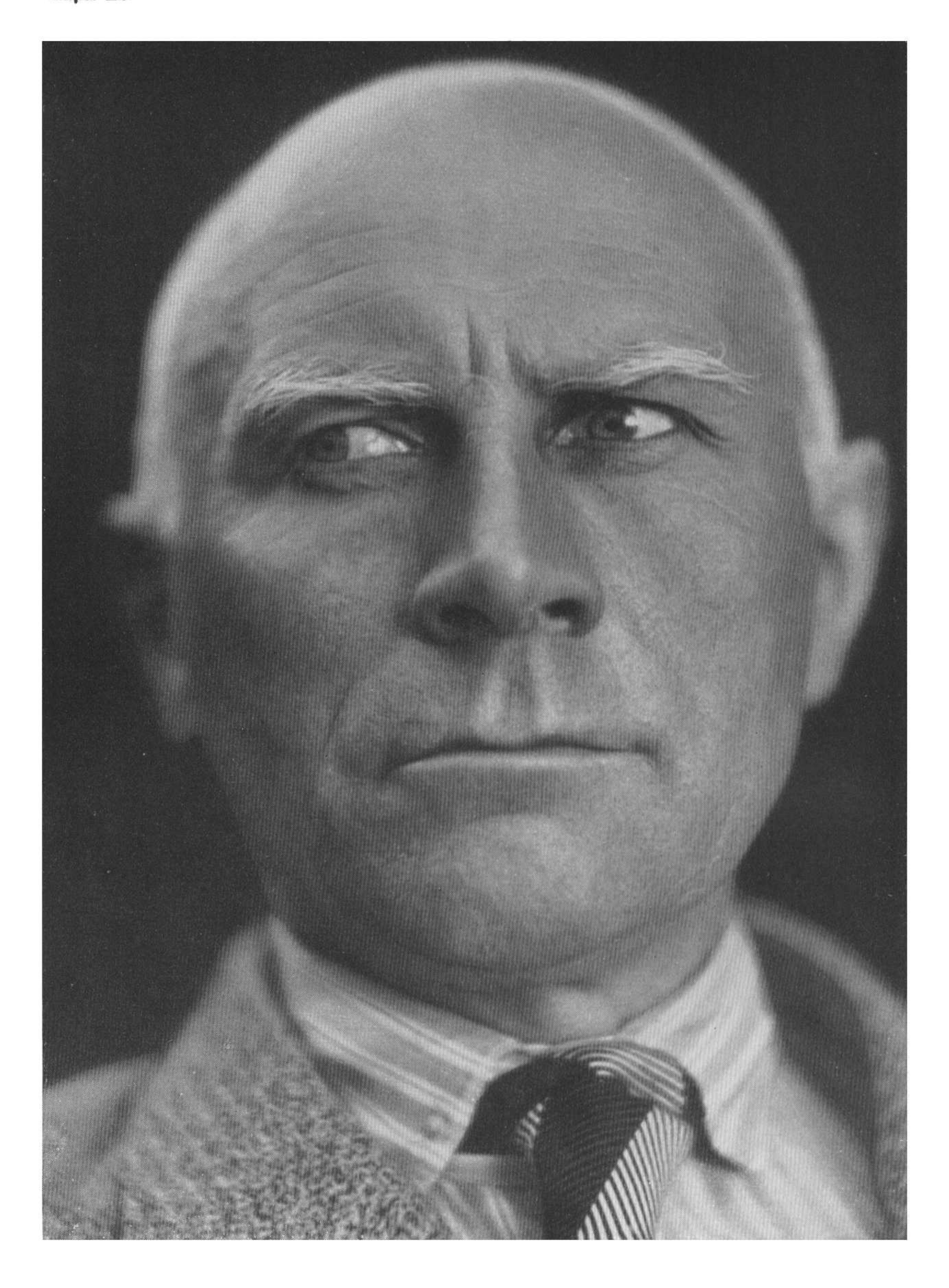
In sich beharrende Wucht. Friese, fälisch



Mädchen aus Westfalen. Fälische und nordische Linien. (Dieselbe wie auf Tafel 17)



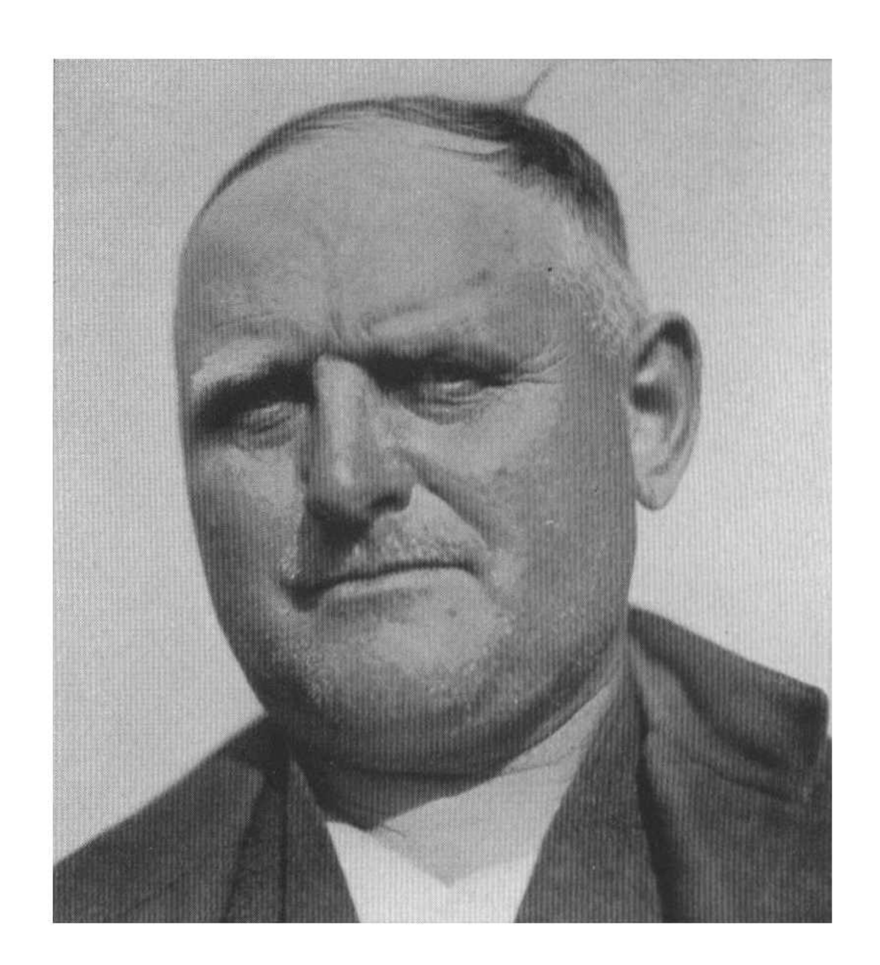
Mädchen aus Nordfriesland. Fälische und nordische Linien



Großbauer aus Dithmarschen (Klaus Heim).
Fälische und nordische Linien. Stolz, der sich sperrt: Stolz in fälischem Stile



Jungbäuerin aus Nordfriesland.
Fälische und nordische Linien. Fälischer Stolz aus innerer Sperrung





Oben: Deutscher Bauer aus Nordfriesland. Wesentlich fälisch
Unten: Niedersachse. Gelehrter (E. Banse), nach seiner Selbstauffassung im Grunde wesentlich Bauer. Fälische Züge bestimmen hier die Gestalt

benden Linien und überwindet die Schwere; der fälische Leib betont die wagrechte Linie und die Schwere selbst. (Gustav Frenssen schildert einmal „echte Germanen, an denen alles breit war, breit der Gang ... breit die Schädel" und hat damit wesentlich fälische Menschen vor Augen. Das fälische Antlitz, auch die Stirn, ist breit, während der Schädel, von oben gesehen, von vorne nach hinten zu — also in wagrechter Richtung — lang und schmal ist. Doch sieht man von der Seite zu, so finden sich keine ausschwingenden Linien wie beim nordischen Schädelumriß.) Der nordische Mensch erlebt sich selbst als wesentlich bezogen auf eine Welt, die für ihn da ist, damit er etwas an ihr leiste; die Grundhaltung der fälischen Seele weist auf keinerlei Beziehung zu einer Welt, die außerhalb und gegenüber läge: der fälische Mensch ist bezogen gleichsam auf die Schwere in ihm selbst und auf den Boden, der sie trägt. Im voll-nordischen Erleben ist alles gerichtete Bewegung und Macht; im voll-fälischen Erleben ist alles Wucht und Beharrung.

Der nordische Mensch hat einen unendlichen Umfang möglicher Lebensrollen, die freilich im Grunde alle bezogen sind auf die einzige Rolle des Unternehmenden. Was der Norde auch tun mag, so „unternimmt" er es: nicht der Inhalt des Tuns ist ihm das Wichtigste, sondern dies: zu unternehmen. Er kann Feldherr sein oder Forscher, Kaufmann, Künstler, Seemann, Staatengründer, Räuber, Bauer oder anderes, und er wird — wenn die Begabung da ist — all diese Rollen miteinander vertauschen können, sofern nur in jeder die Grundrolle des Unternehmenden verbleibt. Seine Treue gilt dem Gesetze seines eigenen Wesens und seiner Leistung; sie gilt dem Genossen am Werk, dem Gefährten und Gefolgsherrn oder der Idee, in deren Dienst er tritt und ihr Gefolgschaft „leistet". Der Norde kann auch Bauer sein so gut wie etwas anderes: er greift, als ein Landnehmer, nach einem Stück Welt und leistet an ihm bäuerliche Arbeit. Doch ist er nicht diesem einen Stückchen Welt verhaftet: er läßt es leichten Herzens hinter sich, um ein besseres — vielleicht in weiter Ferne — zu gewinnen. — Beim fälischen Menschen liegt all dies umgekehrt. Er ist als Bauer seiner Scholle verhaftet und lebt und stirbt auf ihr; es gibt für ihn vielleicht keinen so schmerzlichen Gedanken wie den: fern seiner Scholle zu sterben. In jeder Rolle, die ihm sein Schicksal auferlegt, verbleibt er im Grunde ein Bauer; die Bauernrolle ist im Grunde seine einzige. Mag er ein Schiffer sein und zwölfmal oder öfter das Kap Horn um-

segeln, so bleibt er innerlich doch auf das kleine Bauerngut bezogen, das in der Heimat auf ihn wartet, und wo er im Alter wieder ausschließlich Bauer sein und dann sterben darf. Die Wellen und Stürme der germanischen Völkerwanderung verbrandeten im deutschen Nordwesten, denn der niedersächsische Stamm, noch heute der fälischste unter den deutschen Stämmen, verharrte auf seiner Scholle und wanderte nicht. Der Norde kann wandern aus reiner Ausfahrtfreude: auch ein geringer äußerer Anstoß treibt ihn leicht; der Fäle ist mit seiner Scholle verwachsen und trennt sich von ihr nur, wenn ein schweres Schicksal ihn zwingt.

Das fälische Auge liegt — in engem Spalt unter gerade verlaufender Falte — wie verschanzt gegen alles, was von außen herantritt. Der fälische Mund ist gerade und breit, aber schmallippig (ein „Sparbüchsenmund", sagt F. Kern): mehr zum Schweigen gemacht als zum Reden. In seiner Grundhaltung erscheint das fälische Antlitz wie abgesperrt gegen die Welt: es zeigt keinerlei Bereitschaft, sich auf irgend etwas einzulassen. Gemeinschaft fügt sich mit fälischen Menschen schwer nach Überwindung vieler inneren Widerstände; doch ist sie gefügt, so hält sie auch: der Fäle beharrt dann fest im Gefügten. Wer mit ihm verbunden ist, findet Halt an ihm; dieser Halt ist der wichtigste Wert, den er der Gemeinschaft verleiht. Wo der Fäle eintritt, verbreitet er um sich Verläßlichkeit und Vertrauen, sei es etwa als Richter, als Pfarrer oder als Arzt. Wenn der fälische Arzt das Krankenzimmer betritt, braucht er nur „Guten Morgen!" zu sagen, so wird dem Kranken schon besser; nicht, was dieser Arzt verschreibt, ist wichtig, sondern daß er da ist: sein Dasein bietet dem Kranken einen heilkräftigen Halt. Er ist ein Riese mit kurzem Hals und breiten, geraden Schultern, ist zwei bis drei Zentner schwer und besitzt das unverrückbare Vertrauen seiner Schutzbefohlenen. In solchem Sinne dürfen wir Hindenburg, dieses Vorbild fälischer Wucht und fälischen Haltes, als den Arzt und Retter seines Volkes sehen: einen fälischen Arzt, der mehr durch sein haltgebendes, wuchtiges Dasein heilt als durch dieses oder jenes Mittel.

Die im fälischen Wesen vorgezeichnete Möglichkeit, an einem inneren Verhängnis zu scheitern (also die Tragik fälischen Stiles) hat Hans Grimm in seinem Hermanus Olewagen gestaltet.[1]) Der Bur Olewagen versteht nicht die äußeren Mächte, zwischen die er hinein-

[1]) Hans Grimm, Die Olewagen Saga (München, Albert Langen).

gerät; er will sie nicht verstehen und weiß sie nicht zu nehmen, sondern sperrt sich gegen sie. Ihm gilt nur, einen Platz zu haben, wo er Wurzel fassen und sich in Freiheit behaupten kann. Der Gedanke, daß um ihn sich Weltgeschichte abspielt, und den Sinn seines Einzelschicksals in sie hinein zu ordnen — ein solcher Gedanke kommt gar nicht an ihn heran. Er denkt an sein Vieh, das kein deutsches Vieh ist und kein englisches, sondern sein eigenes, das zu ihm gehört wie sein Kind, und das ihm keiner anfassen soll. So sieht es aus, wenn ein fälischer Mensch, der Größe hat, sich gegen das Schicksal sperrt anstatt es zu gestalten: er gerät in die Enge und tut, was ihn verdirbt. Das ist ein „Trotz" in fälischem Stile.

Noch andere Züge fälischen Wesens treten in Hans Grimms Burengestalten zutage. Die seelische Abgesperrtheit des fälischen Menschen zeigt sich in der Gemeinschaft leicht durch eine Hemmung des Ausdrucks an: durch ein Schweigen nicht nur der Rede, sondern aller Ausdrucksmittel, die nicht im Wechsel der Farbe bestehen (im Erröten und Erbleichen). Das fälische Schweigen sieht inwendig anders aus als das nordische[1]), doch kann seine Wirkung in der Gemeinschaft — zumal mit nichtfälischen Menschen — genau dieselbe sein. Sie kann auch wie eine Stumpfheit der Seele wirken, wiewohl sie das nicht ist; das Wort „Stumpfheit" trifft eher den Bereich der ostischen Seele und ihres Zerrbilds. Im Verlauf zum Beispiel eines Streites aber kann die fälische Seele plötzlich einem Krampfe verfallen, der ihre Abgesperrtheit und ihr Schweigen sprengt, und dann ist es, wie wenn die Berge bersten und unaufhaltsames Verderben hervorbricht. „Hermanus Olewagen hat die Stumpfheit abgeschüttelt. Er keucht. Er möchte wohl nur bündig reden, doch ist das nun, als wenn ein Stein ins Rollen gerät an der Wetterseite einer Halde. Eins holt zwei, und zwei holt vier, und vier holt sechzehn, und sechzehn holt ein paar hundert, und das Prasseln findet kein Ende, und aus dem Wege ist am besten." [2]) Solchem krampfartigen Ausbruch ihres Innern gegenüber ist die fälische Seele hilflos, fassungslos, gestaltungslos; er kommt über sie wie ein Schicksal, dem sie sich nicht mehr zu sperren vermag, das von ihr Besitz ergreift und sie zwingt, alles, was ihr in den Weg tritt, zu zertrümmern. Es dauert lange, bis der Krampf sich löst, und er löst sich bisweilen nicht anders als durch furchtbare

---

[1]) Vgl. oben S. 34 f.

[2]) Hans Grimm a. a. O. S. 108.

Taten. „Er lag mit geballten Fäusten, und das verschlossene Antlitz war böse, und das Schelten und Belfern des Träumenden nahm kein Ende in dem schlummernden Hause.“[1]) Ich habe solchen Zerstörungskrampf bei fälischen Männern der verschiedensten deutschen Stämme gesehen, bei Friesen und Niedersachsen wie bei Alemannen. Bisweilen gibt es, wenn ein Mann solchem Krampfe verfällt, noch einen letzten Augenblick der Besinnung, wo er weiß: Jetzt kommt es über mich. Abwenden kann er es nicht. Der Alemanne sagt dann: Jetz gits Dodene! (Jetzt gibt es Tote!) Er sagt es zu sich selbst, nicht laut, sondern wie eine sachliche Feststellung, während er hochrot mit geballten Fäusten und stierenden Augen steht und sein Atem immer schwerer keucht. Er sagt nicht: Ich schlage dich tot!, denn so spricht einer, der noch aus bewußtem Ich heraus lebt und ein Gegenüber hat, ein Ziel, auf das er sich richtet. Hier aber ist kein bewußtes Ich mehr da, hier ist kein Gegenüber, sondern: „es gibt Tote“. Die Urwucht eines gebändigten Riesengeschlechtes zerbricht die Kette des Menschseins. Das ist Berserkergang, furor teutonicus, das fälische Gegenstück zum nordischen Über-Mute[2]). Beide sind germanisch.

Hans Grimm hat zur sprachlichen Gestaltung seiner Olewagen-Geschichte sich die von fälischem Wesen mitbestimmte Weise frühgermanischer Erzählungskunst, nämlich den Saga-Stil, zum Vorbild genommen. Der Edda-Stil ist Ausdruck nordischen Wesens, der Saga-Stil ist nordisch-fälischer Ausdruck, während die Form der Skaldendichtung deutlich auf mittelländisches Ausdrucks-Vorbild hinweist.[3])

Mein Buch „Rasse und Seele“ hat den fälischen Menschen als den Verharrungsmenschen gezeichnet.

II. Nordisch und Mittelländisch. „Romanisch“ und „Welsch“.

Das Wort „welsch“, aus dem Eigennamen eines keltischen Stammes (Volcae) entstanden, dient heute zur Bezeichnung fremden, undeutschen, ungermanischen Wesens. Aber nicht jede beliebige fremde Volksart meint die Sprache mit diesem Worte, z. B. nicht die

[1]) Ebenda S. 109.

[2]) Vgl. oben S. 42 ff.

[3]) Die alt-irische Kultur, von der die alt-isländische Skaldendichtung beeinflußt ist, zeigt deutlich mittelländische Züge.

russische oder sonst eine slavische; das Wort „welsch“ meint eine ganz bestimmte Weise, undeutsch zu sein, und zwar jene Weise, die sich zumeist bei den Völkern romanischer Zunge findet. Das Wort enthält einen Blick auf Rassen-Stilgesetze, doch einen unklaren Blick; als wissenschaftliche Bezeichnung für einen scharf gesehenen reinen Rassenstil ist es nicht verwendbar, weil es zu vielerlei Sinn ineinandergedacht enthält. Was wir „welsch“ nennen, sind Völker und Kulturen, also nicht Rassen: die welschen Völker sind aus mancherlei Rassen gemischt. Aber nur eine dieser Rassen ist allem heutigen Welschtum gemeinsam, nämlich die mittelländische Rasse.

Ihr artlicher Zusammenhang mit dem Stile der Mittelmeerlandschaft wurde schon im 6. Abschnitt gezeichnet. Ihre leibliche Erscheinung ist der des nordischen Menschen in manchen Zügen verwandt: sie ist feingliedrig und schlank, schmalhäuptig mit ausgeschwungenem Hinterhaupte; all ihre Linien weisen auf Bewegung. Doch ist sie nicht hoch aufragend und „mächtig“ wie die Erscheinung des nordischen Leibes, sondern klein und zierlich, spielerisch und weich. Der tiefste Unterschied beider Leiber liegt in den Farben und den darin gegebenen Ausdrucksmitteln: der nordische Leib ist hell und empfindlich für Wechsel der Farbe als Ausdruck (Erröten und Erbleichen); der mittelländische Leib ist dunkelhaarig und dunkeläugig und hat in seiner leicht getönten Haut kein empfindliches Ausdrucksmittel. Die Ausdrucksfreude der mittelländischen Seele bevorzugt andere Mittel: die Muskel- und Gliederbewegung, die Fülle der Gebärden.

Wir wiederholen aus unserem vorigen Abschnitt: das Blut der fälischen Rasse finden wir, vermischt mit nordischem Blute, in allen germanischen Stämmen; manche germanischen Stammestümer, wie das friesische und das niedersächsische, sind in ihrer Eigenart ganz wesentlich durch diesen fälischen Einschlag bestimmt. Die Anmischung fälischen Stiles läßt sich aus dem, was wir germanisches Wesen nennen, nicht fortdenken. „Germanisch“ ist ein Kulturbegriff; germanische Kulturschöpfung ist rassisch bedingt durch eine Verbindung nordischen Stiles mit fälischem.[1]) — Das Blut der mittelländischen Rasse hat am germanischen Wesen keinen unmittelbaren Anteil: nur wenig mit-

[1]) Der „dinarische“ Anteil an der germanischen Gesamtkultur ist noch zu wenig erforscht, als daß er hier erörtert werden dürfte. Selbst die Frage, ob der als „dinarisch“ gesehene Menschenschlag eine Rasse im strengen Sinne oder aber eine rassische Stilverbindung (mit starkem nordischen Anteil) sei, wartet noch auf ihre Lösung. Vgl. Tafel 37—40 und Kap. 14 am Ende.

telländisches Blut ist in die germanischen Stämme eingedrungen. Doch außerhalb der heute germanisch verbliebenen Welt hat sich Nordisch mit Mittelländisch verbunden und zwar so, daß aus dieser Verbindung Kulturen und Völker mit ausgeprägtem Eigenstil entstanden: einem Stile zweiter Hand, der eben eine Verflechtung nordischer Linien mit mittelländischen darstellt. Dies sind die „romanischen" Völker und Kulturen (so benannt nach ihren romanischen Sprachen, die von der „römischen", nämlich vom Vulgärlatein, abstammen).

„Romanisch" und „welsch" sind nicht dasselbe. „Romanisch" ist ein künstliches Wort der Wissenschaft und bezeichnet in erster Linie Kulturgüter von bestimmter, geschichtlich entstandener Form, einer nordisch-mittelländischen Mischform. „Welsch" ist ein Volkswort und enthält Gesinnungswerte, die aus dem Verlauf einer stürmischen Nachbarschaft mit Völkern romanischer Zunge stammen. Nordisches aber ist (anders als beim Worte „romanisch") bei diesem Volkswort keineswegs mitgedacht: es sieht die so benannten Völker nicht von ihrer uns verwandten (nordischen) Seite, sondern nur von ihrer fremden. Ein Teil der Völker romanischer Zunge hat ja im Verlaufe seiner geschichtlichen Entwicklung von seinem nordischen Blutsgehalte mehr und mehr verloren, und soweit dies zutrifft, hängt auch das (nordisch mitbestimmte) romanische Geisteserbe dieser Völker mehr und mehr in der Luft. Was uns heute „welsch" heißt, sind Völker mit rassisch mannigfaltig vermischten, aber wenig nordischen Zügen; doch ist diese Mischung von ihrem mittelländischen Bestandteil zusammengehalten und von seinem Stile beherrscht.

Für uns Germanen ist die Erkenntnis romanischen Wesens—seiner ursprünglichen Verwandtschaft mit uns im Gegensatze zu der zunehmenden Fremdheit des „Welschtums" — darum so wichtig, weil romanische Kultur als Vorbild mächtig in die Geschichte auch der germanischen Kulturen hereingewirkt hat. Die Zeit scheint angebrochen, da der germanische Mensch nach seinen inneren Grenzen forscht und gewillt ist, diese Grenzen um jeden Preis zu halten; denn ein Verlust der Grenzen ist ein Verlust der Gestalt. Germanisches Wesen stellt in sich die Verbindung zweier Rassenstile dar: des nordischen mit dem fälischen. Diese Verbindung war gleichsam ein Wagnis der Geschichte (oder „Vor"-Geschichte), und das Wagnis ist geglückt: aus ihm ist eine Gestalt hervorgegangen, die sich in der Geschichte schöpferisch bewährt hat. Die Verbindung Nordisch-Fälisch

trägt Gegensätze in sich, die reich an Gefahren sind: an Gefahren des Widerstreites und des Nicht-Verstehens innerhalb der Gemeinschaft und innerhalb der einzelnen Seele. Die Gefahr für den einzelnen Menschen, für den Einzelfall von Gemeinschaft als Ehe, Sippe, Freundschaft, besteht noch immer und wird niemals enden: noch immer ist die Möglichkeit gegeben, daß z. B. die Ehe eines nordischen Deutschen mit einer fälischen Deutschen am Nicht-Verstehen scheitert. Aber germanisches *Volk* als schöpferische Gemeinschaft hat sich zusammengeschmiedet in seiner Schöpfung, der germanischen Kultur: für diese Gemeinschaft ist die Gefahr des Scheiterns am inneren Widerstreite überstanden — sofern die Grenze dieses gewordenen Germanentums gewahrt wird. Nimmt es wahllos immer Fremderes in sich auf, so zerbirst sein Wesen: die Gestalt zerfällt und die Teile verstehen einander nicht mehr. *Wo aber kein Verstehen ist, da ist auch keine Gemeinschaft, und wo keine Gemeinschaft ist, da ist auch keine Kultur.* Wenn wissenschaftliche Erkenntnis die Kraft hat, Geschichte mitzuschaffen, dann ist hier der Einsatzpunkt für die Rassenseelenkunde: sie hat jene Grenzen zu suchen, die kein Volk, keine Bluts- und Kulturgemeinschaft überschreiten oder öffnen darf, ohne sich selbst zu zerstören. Seelische Grenzforschung also ist heute ein geschichtliches Amt.

Wir heben den nordischen Stil des Erlebens nun ab vom mittelländischen Stile. In den Händen der mittelländischen Menschen wird alles, was sie fassen, irgendwie zum Spielzeug. Und sie spielen mit Anmut, ja die *Anmut im Spiele* macht gerade den eigentlichen Wert dieser Menschen aus, der innerhalb ihrer eigenen, artrechten Wertordnung vielleicht der nordischen *Macht in der Leistung* entspricht.

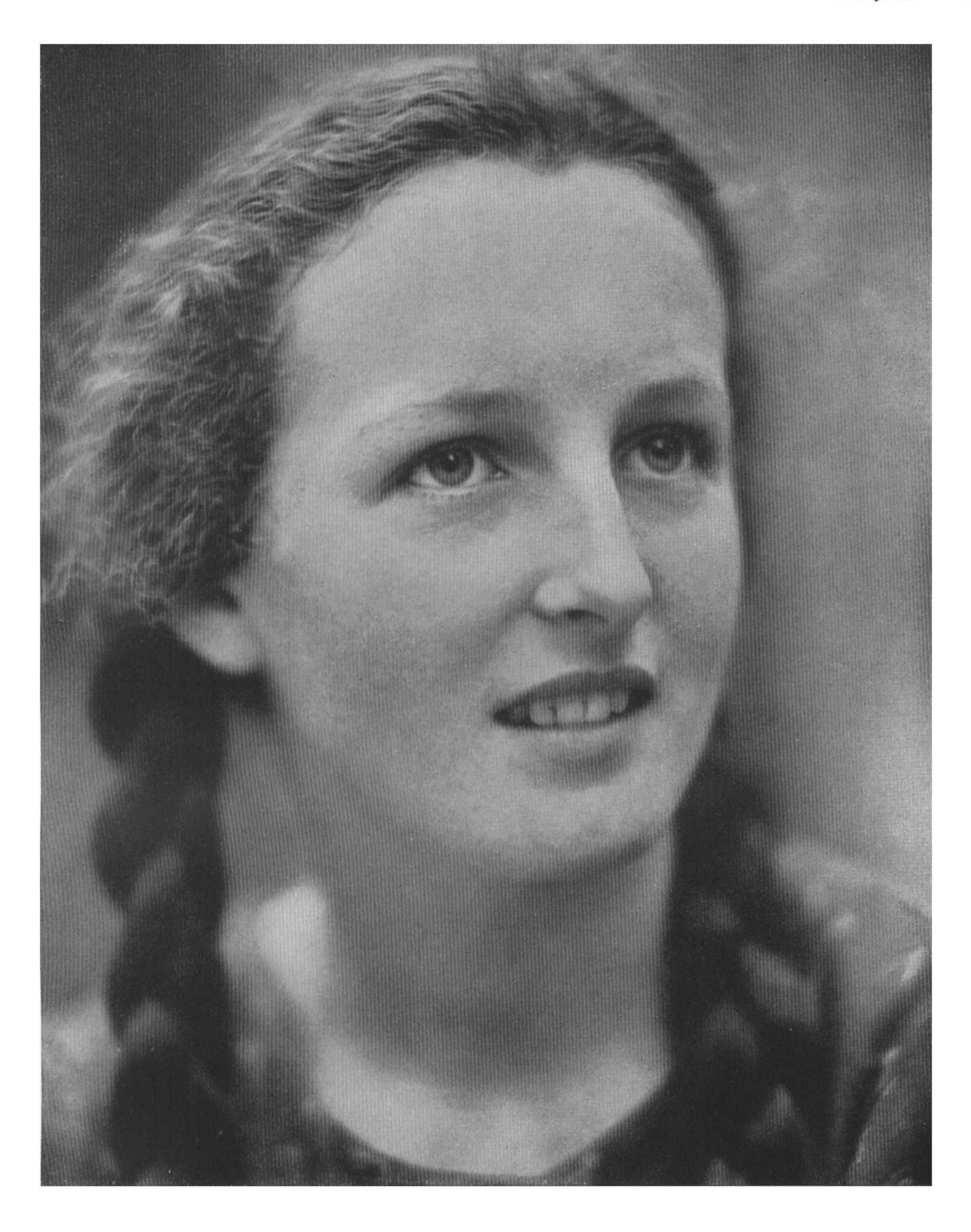
Bei dem Worte Spiel ist nicht nur an heiteres Spiel zu denken. Der Mittelländer kann sein Spiel sehr ernst nehmen und ist zu rascher Tat bereit gegen den, der es stört. Der Dolch sitzt ihm locker in der Scheide. Sehr ernst nimmt er gewiß sein Liebesspiel. Ich will damit nicht sagen, daß er treu sei. Treue hat einen Zug in die Ferne der Zeit, in die Zukunft; der Mittelländer kennt nicht Ferne und Zukunft, er lebt in der Gegenwart. Auch er hat Abstand von seiner Umwelt, von den Genossen der Gemeinschaft, aber nicht einen Abstand der kühlen

Ferne, wie ihn die nordische Seele hat, sondern einen Spiel-Raum zur Entfaltung seiner Gebärde. Dieser Spiel-Raum füllt sich leicht mit schwülem Dunst, und dann zucken die Funken zwischen der Seele und ihrer Umwelt. Diese Seele hat keine abgründigen Tiefen, doch sie erhitzt sich leicht und spannt sich und will sich entladen. Das gilt für alle Lebensgebiete, nicht allein für die Geschlechterliebe.

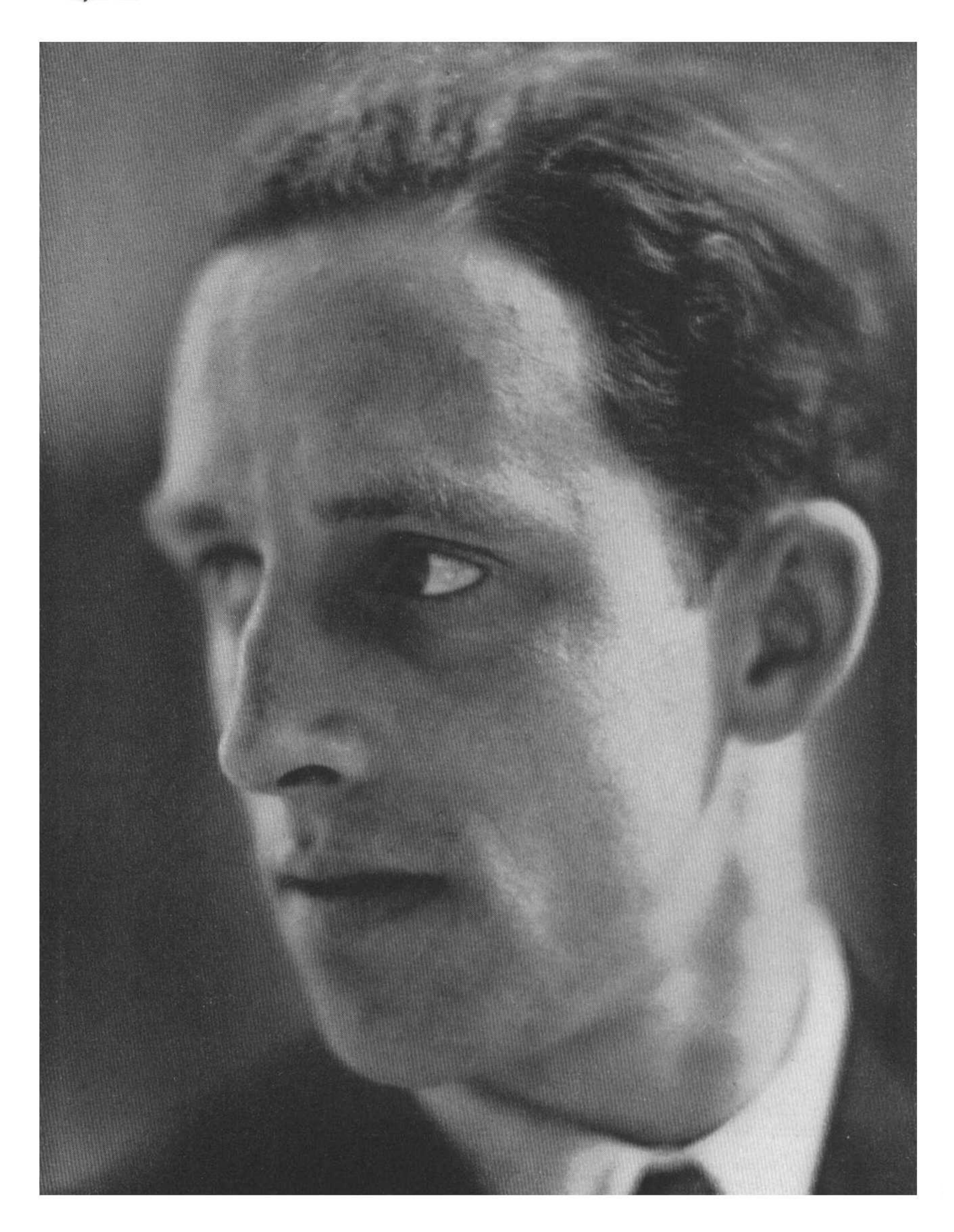
Dem nordischen Menschen wird selbst der Geschlechtsakt zu einer Art von Leistung. Er verliert auch da nie völlig seine Sachlichkeit. Hiervon ist der Mittelländer frei: er liebt und begehrt und begattet als ein Meister des Spieles, und sein Abstandsfeld, sein Spiel-Raum, wird ihm dann zu einem Tanzplatz auf der festlichen Höhe seines Daseins. Wer Beispiele sucht, mag den Decamerone lesen oder Casanovas Abenteuer. Wollte ein Norde dem Beispiel Casanovas folgen, so würde er unsittlich werden, unedel; er würde in den Abgrund seiner Seele stürzen, denn er würde freveln gegen sein Artgesetz. Casanova kann nicht unsittlich werden im nordischen Sinne, denn in seiner Seele gilt nicht das nordische Sittengesetz. Der Norde darf nicht, was Casanova darf: und Casanova darf es, weil er Mittelländer ist und ein Meister der Anmut im Spiele. Und selbst die Hafendirne mittelländischen Stiles — mag sie noch so verworfen sein und noch so schmutzig — wird sich, solang sie jung ist, einen Zug von Anmut bewahren, denn sie ist die geborene Spielerin. Die nordische, mehr noch die fälische Dirne hat meist einen Zug von Roheit.

Nordische oder doch nordisch erzogene Frauen neigen dazu, „Komplimente" abzulehnen, ja gelegentlich durch sie beleidigt zu sein: sie seien ja doch nicht wahr oder nicht ernst gemeint. Die mittelländische Frau fragt nicht nach dem Wahrheitsgehalt einer galanten Bemerkung, sie empfindet nur ihren spielerischen Wert. Anmut im Spiele ist ihr mehr als Wahrheit. Ihr gegenüber darf und kann man „Kavalier" sein. Dieses Spiel ist echt und ist auch wahr auf seine Weise, denn es ist nichts als Spiel und will nicht mehr bedeuten.

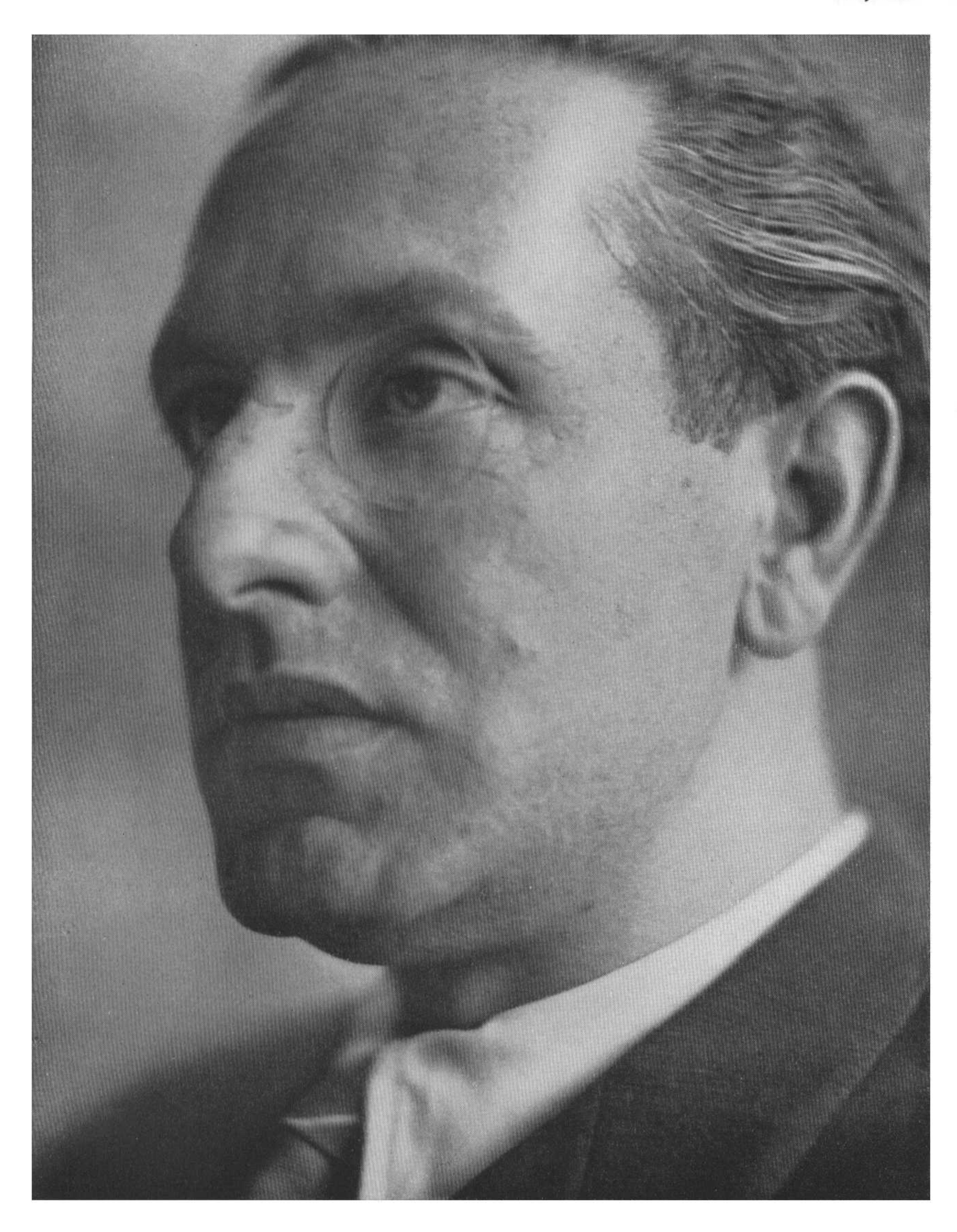
Das vornehmste Spielzeug in der Hand des Mittelländers ist der Mensch: der Mann vor den Augen des Weibes und das Weib vor den Augen des Mannes. Der Spieler spielt mit sich selbst und zugleich mit dem, der zuschaut, und wiederum der Zuschauer spielt mit dem Spielenden. Das ganze Leben des mittelländischen Menschen spielt sich gleichsam auf einer Bühne vor Zuschauern ab, und der wichtigste Zuschauer ist für den Mann das Weib und für das Weib der Mann.



Jungmädchen aus der Südostmark, nordisch-mittelländisch(-„dinarisch")



Junger Südostmärker, mittelländisch-nordisch



Italienischer Denker normannischer Herkunft (Baron J. Evola). Wesentlich mittelländisch gebaute Gesichtsformen werden in nordischer Weise gebraucht. (Vgl. S. 129)



Athenerin (geboren in Trikkala), mittelländisch

In ihrem Amt als Zuschauerin des vor ihr spielenden Mannes liegt der vornehmste Wert des Weibes in aller mittelländischen Gesellschaft.

Nicht überall tritt dieser Zug mit voller Deutlichkeit hervor. Da und dort im Mittelmeerlande hat die Rolle der Frau unter morgenländischem Vorbild gestanden und hat sich dadurch verschoben und ihre ursprünglichen Züge verhüllt. Aber dies eine hat kein fremdes Vorbild zerstören oder verhüllen können: das Wesensgesetz des mittelländischen Weibes, daß all ihr Dasein sich im Spiele mit dem Manne erschöpft. Die Mädchen werden oft in fast klösterlicher Männerfremdheit erzogen, und dennoch lehrt jeder Blick eines solchen Mädchens, daß all ihr Erleben sich in einer Spannung zwischen der Seele und den Sinnen abspielt; durch die männerferne Erziehung wird diese Spannung noch vermehrt. In ihrer Seele ist kein gefährlicher Abgrund, in den sie hinunterstürzen könnte. Vom Norden aus gesehen, nimmt ein solches Wesen sich seelisch seicht — sagen wir lieber: untief — aus; aber mit eigenem, artrechtem Maße gemessen, geben die Dinge sich anders: das Weib ist hier ganz Weibchen und ist nicht mehr als das, aber diese Weibchenhaftigkeit ist in ihr durch vollendete Anmut geadelt und ist von tierhafter Unschuld. Das Weib will hier und ist hier vollendete Gegenwart. Sie „fordert" nichts vom Manne, sie stellt ihm nicht „Aufgaben"; sie ist nicht „ein Problem" und nicht „eine Sphinx", sondern sie ist ganz einfach da und beglückt und bezaubert durch ihre lebendige Anmut des Daseins.

Die nordische Frau, deren Lebenswerte am Begriff der Leistung hangen, ist dem Manne Gefährtin: Streitgefährtin in seinem Lebenskampfe und Werkgenossin an seinem Lebenswerke; sie leistet und ist Freund. Eine Verbindung zwischen einer nordischen Frau und einem nordischen Manne, die sich in einem Spiel zwischen Kavalier und Dame erschöpfte, ist zwar möglich und im gesellschaftlichen Leben oft verwirklicht worden, aber nicht als eine vollwertige Ehegemeinschaft im nordischen Sinn. Nordisch gesehen, ist eine solche Verbindung menschlich wertlos, denn sie spielt sich — zwischen nordischen Menschen — nicht auf der Wertseite der artrechten Wertordnung ab. Im nordischen Leben bedeutet solches Spiel, sobald es ernst wird, eine Verbiegung der nordischen Linie im Sinne eines fremden Artgesetzes. Was dem mittelländischen Menschen artrecht ist, kann für nordischen Menschen artunrecht oder gar artwidrig sein: so wie hier.

Das gilt auch umgekehrt für den mittelländischen Menschen: auch er verbiegt seine Art und handelt ihr entgegen, wenn er nach nordischem Vorbild handelt. Das mittelländische Weib darf nicht, was das nordische darf. Zu einer mittelländischen Dame, die mich um meine Reisen beneidete, sagte ich einmal scherzend: sie sei herzlich eingeladen. Aber ich wußte wohl, daß dies unmöglich war. Eine nordische Frau zwar kann — unvermählt — mit einem nordischen Manne reisen, ohne daß ihre Würde leidet. Sie weiß, daß es von ihr selbst abhängt, ob sie dem Manne Kamerad, vielleicht Mitarbeiterin sein will oder seine Geliebte. Ihr selbständiges Gewissen entscheidet frei; der Mann wird sie vielleicht begehren, aber nicht bedrängen. Das einzige, was durch eine solche Reise leiden könnte, ist ihr Ruf in der Gesellschaft. Der Klatsch kann ihr sehr aufsässig werden und ihr äußerlich schaden, ihr vielleicht manche schwere Stunde bringen; aber vernichten kann er sie nicht, weil kein Geschwätz das Urteil ihres Gewissens überschwätzen kann. Im Innersten ist sie frei vom Urteil der Gesellschaft, oder sie *kann* sich doch freimachen davon, denn nordisches Wesen gründet in sich selbst. Die mittelländische Frau vermag das alles nicht: sie gründet nicht in sich selber, sondern in der Gesellschaft, die ihr zuschaut. *Goethes* Wort:

Das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag

ist mittelländisch völlig unverstehbar. „Selbständiges Gewissen" waltet in der *nordischen* Seele; es in ihr befreit zu haben, ist die Tat des echten Protestantismus, der die nordische Antwort und Selbstbesinnung darstellt gegenüber südlichen, z. T. eben mittelländisch bestimmten Glaubensformen. Der Mittelländer aber ist gar nicht „selbst" im Sinne dieser nordischen Selbständigkeit: er hat keine solche innere Sonne seines Sittentages, um die sein sittliches Dasein schwingen könnte. All sein Dasein ist auf etwas außer ihm selbst, nämlich auf die Gesellschaft, auf die Genossen der Gemeinschaft, also auf die Anderen bezogen: ohne diese ist er schlechthin nichts. Der Norde kann einsam sein und ist es im tiefsten Grunde immer; der Mittelländer ist niemals einsam, er ist höchstens einmal allein.

Liest er also jede sittliche Entscheidung gleichsam von den Augen seiner Zuschauer ab, so ist er in seinem Glaubensleben ein williger Diener des Dogmas. Den eigenen Gott auf eigenem Wege zu suchen,

der vielleicht weit ab führt von allem, was die Seele verbindet mit den Genossen der Gemeinschaft; Gott auf dem Weg ins eigene Herz zu suchen, wo keine fremde Stimme mehr hereinklingt — all solches Beginnen mutet den Mittelländer wie ein Gottesfrevel an. Er fühlt nicht den Beruf, als Einzelner den eigenen Glauben zu gestalten, verantwortlich allein dem eigenen Gotte; er nimmt und glaubt, was ihm der Priester bietet. Dogma schließt einen Ring um die Gemeinschaft und schützt die Seele vor dem Einsamsein. Gottesdienst ist der mittelländischen Seele ein festliches Schaugepränge, in welchem sie sich inbrünstig verbunden fühlt mit der gläubigen Schar der Beter. Ihr Gebet will sie laut und schön im Wechselchore sprechen.

Auch die mittelländische Seele, so sagten wir, lebt im Abstand. Aber wenn der nordische Abstand sich zu weiten vermag ins Endelose, bis die Seele in vollendeter Einsamkeit verbleibt, so ist der Spiel-Raum des Mittelländers von einem Zuschauer-Raum umgeben, und diese Tribüne bildet für ihn die Grenze alles Abstands. Der Mittelländer rückt niemals dem Andern taktlos auf den Leib, wie es der Vorderasiate tun kann; der Spiel-Raum zwischen Mensch und Mensch ist wohlgemessen. Mittelländischer Abstand ist ein Abstand von einem Zuschauer zum andern, da ja doch jeder — über allem, was er sonst noch sein mag — für den Andern ein Zuschauer ist. Darum sind diese Menschen immerfort voll Neugier, da sie ja ihrem Wesen nach zum Zuschauen bestimmt sind. Der Mittelländer vermag nicht zu verschwenden, weder im schöpferischen noch im alltäglichen Sinne. Verschwendung des Schaffenden ist ein Flug empor aus aller Gemeinschaft; Verschwendung ist einsam, auch wenn sie gesellig scheint. Der Mittelländer aber verlöre sogleich sein Wesen, wenn er die Tribüne seines Daseins überfliegen wollte.

Auch das mittelländische Erleben gipfelt in einem Heldentume. Aber wenn das nordische Heldentum sich in der Einsamkeit vollendet, so kann der Mittelländer ein Held sein nur vor dem Chore der zuschauenden Gesellschaft: ein Held vor der Tribüne. Er will nicht nur den Sieg, er will auch den Triumph: er will den Fuß auf den Nacken des zuckenden Feindes setzen, will mit der siegreichen Waffe hinauf zur Menge grüßen und sein Ohr umbrandet fühlen von einem vieltausendstimmigen „Ave Triumphator!" Ein Sieg ohne Zuschauer ist ihm nichts. Und es geschieht ihm deshalb leicht, daß er den Sieg nur vortäuscht, um den berauschenden Zuruf zu ernten. Hier liegt die große

Gefahr für die mittelländische Seele: daß sie dem Scheine verfällt, und daß dann aus dem meisterlichen Spieler ein Theaterheld im schlechten Sinne wird.

Der mittelländische Mut ist immer ein Mut vor Andern. Auch dort, wo er im Grunde nicht vorhanden ist, muß er gespielt werden, sobald ein Zuschauer da ist. Derselbe Mann, der — allein — die Flucht ergreifen würde, hält stand und greift an, wenn auch mit zitternden Gliedern, sobald er fühlt, daß man ihm zuschaut. Statt des echten Mutes, wenn er diesen nicht hat, zeigt er einen Bühnenmut. „Ma guerre est finie“, sagte ein französischer Flugzeugführer, der 1917 gefangen wurde, nachdem er eine wehrlose deutsche Stadt mit Bomben beworfen hatte. Er schien sehr befriedigt von seiner Gefangennahme. Er konnte sich's leisten, denn sein Begleiter war tot: er hatte keinen Franzosen als Zuschauer. — Die Franzosen sind zwar weit davon entfernt, rein mittelländische Menschen zu sein, aber im wesentlichen gilt bei ihnen doch noch immer mittelländischer Stil als inneres Vorbild. Gerade darum, weil sie ihres Artgesetzes nicht sicher sind — die uralte ostische Unterschicht hat dort blutlich seit langem durchgeschlagen und bestimmt heute das äußere Bild des Durchschnittsfranzosen, und auch das nordische Blutserbe westgotischer, burgundischer, fränkischer und normannischer Herkunft ist noch nicht völlig erloschen — gerade darum, weil sie bei weitem nicht reine Mittelländer sind, neigen sie zu Übersteigerungen und Verzerrungen des mittelländischen Stiles. Daher kommt es, daß zwar e i n Franzose meist erträglich ist, zwei aber schon nicht mehr, weil dann jeder sich vor dem anderen aufspielt.

Auch die mittelländische Schönheit ist ihrem Wesen nach nicht eine Schönheit in sich, sondern eine Schönheit vor andern: eine Schönheit im Spiele. Sie bevorzugt die Puderquaste und den Schminktopf vor dem Badeschwamm. Die mittelländischen Damen und Dämchen sind alle ein wenig geschminkt: sind sie es nicht, dann sind sie eben nicht echt. Der Norde neigt ja dazu, gerade hier von Unechtheit zu sprechen, doch das ist nordisch gesehen und tut dem Mittelländer unrecht. Warum soll die Bemalung der Haut, die dunkle Linie am unteren Augenlide — warum soll sie nicht ebenso „echt“ sein, wie die Perlenkette am Halse? Wenn die nordische Frau sich schminkt, wird sie lächerlich; die mittelländische nicht. Nordische Schönheit soll in sich selber gründen, mittelländische Schönheit ist Schönheit für die Tribüne.

Der nordische Mann, der von der Frau ein selbständiges Gewissen erwartet, räumt ihr auch das Recht ein, auf eigene Hand zu irren, solange sie niemand als sich selbst verantwortlich ist. Ihr Wert als Weib erlischt nicht mit der Irrung, denn er hängt nicht an der Unberührtheit ihres Leibes. Desto ernster nimmt der artrecht lebende nordische Mann die Ehe und desto schwerer einen ehelichen Treubruch. — Der mittelländische Mann fordert unbedingte Jungfräulichkeit. Dabei spielt das kirchliche Dogma eine Rolle und das Vorbild der heiligen Virginität; der tiefste Grund aber liegt doch wohl in der Furcht, lächerlich zu werden in den Augen der Zuschauer. Mit der Vermählung aber kann die mittelländische Frau geschlechtliche Freiheit gewinnen. Der Ehebruch ist zwar ein Übel, weil er den Gatten lächerlich macht. Deshalb muß er streng verborgen, nicht aber vermieden werden.

Das Erleben des Mittelländers ist, um es einmal mit fremden Schlagwörtern zu sagen, intensiv und explosiv. In erotischer Hinsicht z. B. ist der Mittelländer einer Pulverladung vergleichbar, die schon der kleinste Funke entzündet und sprengt. Die Liebe des Mittelländers fühlt sich anders an als die des Norden. Die Liebe des Norden „wird“: sie entfaltet sich aus einem Keime der Sehnsucht und kann dann mächtig wachsen, wie ein starker Stamm, der immer tiefer seine Wurzeln treibt. Die Liebe des Norden, wenn sie edel ist, entspringt in der Seele und greift dann in die Sinne. Aber sie m u ß nicht in die Sinne greifen. Der nordischen Seele ist es gegeben, ihre Liebe ganz in ihrem Bereiche zu halten, so daß die Sinne nichts erfahren von ihr. Dem Mittelländer ist ein solches Verhalten unverstehbar, ja lächerlich, und er glaubt nicht an diese Möglichkeit. Seine Liebe entspringt in den Sinnen, fällt wie ein Feuer ins Blut und erhitzt die Seele und den Spiel-Raum der Seele bis ins unerträgliche. Der Norde vermag es, seine Liebe schweigend in sich zu tragen, jahrelang. Der Mittelländer schreitet sofort zur Tat: er muß ersticken, wenn seine Spannung nicht gelöst wird. Er baut nicht erst eine Brücke über den Abstand: sein Abstand ist wie mit heißer Luft erfüllt, seine Funken durchschlagen ihn spielend. Hinreißend kann eine solche Liebe wirken, auch auf nordische Frauen. Sind aber seine glutgeladenen Sinne erlöst, so kann es sein, daß seine Liebe plötzlich wieder abnimmt, wie jene südländischen Gewächse, die rasch aufblühen und dann noch rascher welken. Und dennoch ist auch eine solche Liebe echt, denn sie ist artrecht mittelländisch:

sie ist so echt, wie jene Gewächse echt sind. Was hat die Echtheit zu tun mit der Dauer?

Auf eine dauernde Bewährung seiner Liebe also kann sich der Mittelländer wenig verlassen. Die Unberührtheit des Mädchens, die von ihm so hoch gewertet wird, ist immer in Gefahr, verschwendet zu werden an den Augenblick, ohne daß aus dem Augenblick eine dauernde Bindung entspränge. Solche Verschwendung bedeutet — mittelländisch — einen fast völligen Wertverlust: darum muß die Jungfräulichkeit um jeden Preis erhalten werden bis zur Ehe. Der Mittelländer behütet streng das Mädchen und trennt die Geschlechter aufs peinlichste bis zur Vermählung. Der Begriff der Jungfräulichkeit wird dort freilich oft ebenso grob äußerlich genommen, wie z. B. vom deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch bisher der Begriff des Ehebruches. Die „demi-vierge“, die geschlechtlich genießt und nur eben den Akt der Begattung vermeidet, gilt — wenigstens in ihren eigenen Augen — immer noch als Jungfrau.

Die Begattung ist, nordisch erlebt, eine Befreiung. Die Seele wird frei von der Umklammerung der Sinne: je mehr die Lust abnimmt, desto reiner und freier wird dann die Liebe. Die Begattung reinigt den Abstand, und die Seele bewegt sich wieder frei in ihrem artrechten Felde. Die nordische Liebe blüht am vollsten *zwischen* den Begattungen. — Mittelländisch erlebt, ist die Begattung eine Entladung der Seele, sie ist ein Augenblick, der höchsten Genuß in sich versammelt: vollendete, gesteigerte Gegenwart. Mittelländisches Liebeserleben gipfelt in der Begattung. Das Amt der Sinne ist es, die Seele wieder zu spannen. Die Pausen sind nur ein Weg, ein Kräftesammeln, ein Vorspiel neuen Begehrens. Der Abstand von Mensch zu Mensch wird hier zu einem Felde der Entladungen; und deren jede ist ein Augenblick, der vergeblich bemüht ist, sich zur Ewigkeit zu dehnen.

Spannung und Entladung bestimmen den Stil der mittelländischen Liebe, sie kennzeichnen auch den mittelländischen Haß. Der nordische Mensch neigt nicht zum Hasse, eher zur Verachtung. Der Abstand schützt ihn davor, daß eine Kränkung an ihn herankommt. Er betrachtet sich „den Fall“ aus dem Abstand, rückt ihn sich gegenüber, urteilt, verurteilt, zuckt die Achsel und geht seiner Wege. Was geht es die Seele, die in sich selber gründet, schließlich an, wenn ein anderer ihr gegenüber den Anstand bricht? Wenn der andere versagt, so ist damit

dieser andere gerichtet — er mache das mit sich selber ab! Aus dem Leben im Abstand kommt jene nordische „Objektivität“, jene Sachlichkeit, die den Haß nicht gedeihen läßt. — Der Mittelländer aber kann hassen. Auch der Haß fällt ihm ins Blut wie Feuer und kann ihn zu Frevel und Meintat und bis zum Wahnsinn treiben: die Spannung will entladen sein um jeden Preis. Davon mag folgende kleine Geschichte ein Zeugnis geben, die ich mir vor Jahren aus irgendeiner Zeitung ausgeschnitten habe.

„Ludovic Marcieu hieß ein junger französischer Schriftsteller, der im Jahr 1914 einen außerordentlichen Erfolg hatte mit einem Buch, das er ‚Amour Vainqueur‘ nannte. Das war nicht sein erstes Werk, er hatte bereits mehrere große literarische Siege errungen, aber keiner kam dem Eindruck des ‚Amour Vainqueur‘ gleich. In sechs Monaten wurden 150 Auflagen verkauft, er bekam den großen Literaturpreis der französischen Akademie und wurde von der Presse mit Lorbeeren überschüttet. Sein Triumph war einzig dastehend.

„Da plötzlich brachte die Zeitung ‚Gil Blas‘ eine kleine Notiz, daß ‚Amour Vainqueur‘ gar nicht der Originalroman sei, für den er ausgegeben wurde. Er sei ganz einfach ein Plagiat. Das Original des Buches sei ein englischer Roman ‚Love's Joy‘ von Lewis Jones, in Melbourne 1875 herausgegeben.

„Das Gerücht ging durch alle Zeitungen: Plagiat oder nicht?

„Da trat Emile Faguet auf und schrieb im Journal des Débats, nachdem er selber ein Exemplar von ‚Love's Joy‘ bekommen hatte:

„‚Meine Leser können bezeugen, daß ich niemals die leiseste Abneigung gegen Ludovic Marcieu gehabt habe. Man weiß vielmehr, mit welcher Freude, mit wie wachsender Begeisterung ich die drei Bücher — drei Meisterwerke — besprochen habe, die dem ‚Amour Vainqueur‘ vorangingen. Man weiß auch, wie hoch ich dieses Buch erhoben, wie ich die Originalität des Themas, die Vollkommenheit des Stiles gelobt habe.

„‚Deshalb erfülle ich heute mit schwerem Herzen nur die Pflicht, feierlich zu erklären, daß dies Buch ‚Amour Vainqueur‘ nur eine wortgetreue Übersetzung des englischen Romans ‚Love's Joy‘ ist — abgesehen von ein paar Personennamen.

„‚Ich sage ‚wortgetreue Übersetzung‘. Dieser Ausdruck ist von Victor Richet und Arthur Saundersson, vereidigten Übersetzern, angewandt worden, denen ich ‚Love's Joy‘ zur Lektüre übergeben hatte.

Von Anfang bis Ende, Kapitel für Kapitel, Zeile für Zeile, ist ‚Amour Vainqueur‘ nichts anderes als eine rein sklavische Übersetzung von Lewis Jones' Meisterwerk.

„‚Ich erkläre hiermit, daß ich weder literarisch noch menschlich mehr mit einem Manne zu tun haben will, der in dieser Weise sein Talent und seinen Stand entehrt hat.‘

„Zwei Tage später wurden die Pariser Morgenzeitungen überschwemmt von grauenvollen Schilderungen des 'Dramas in der Rue Raynouald‘: Nemesis fordert ihr Blutopfer ... das Gericht über den Schurken ... Keine Worte waren farbig genug, um die furchtbare Szene auszumalen, die sich vor Ludovic Marcieus altem Kammerdiener abgespielt hatte. Dieser war am Morgen in das Zimmer seines jungen Herrn eingetreten, herbeigerufen von dessen wildem Geschrei, und hatte den jungen Schriftsteller leichenblaß auf bloßen Knien im Zimmer umherrutschen sehen, schluchzend wie ein Kind, wimmernd wie ein Tier. In der Hand hielt er eine Nummer des Journal des Débats — die Nummer, in der Emile Faguet sein Urteil gefällt hatte.

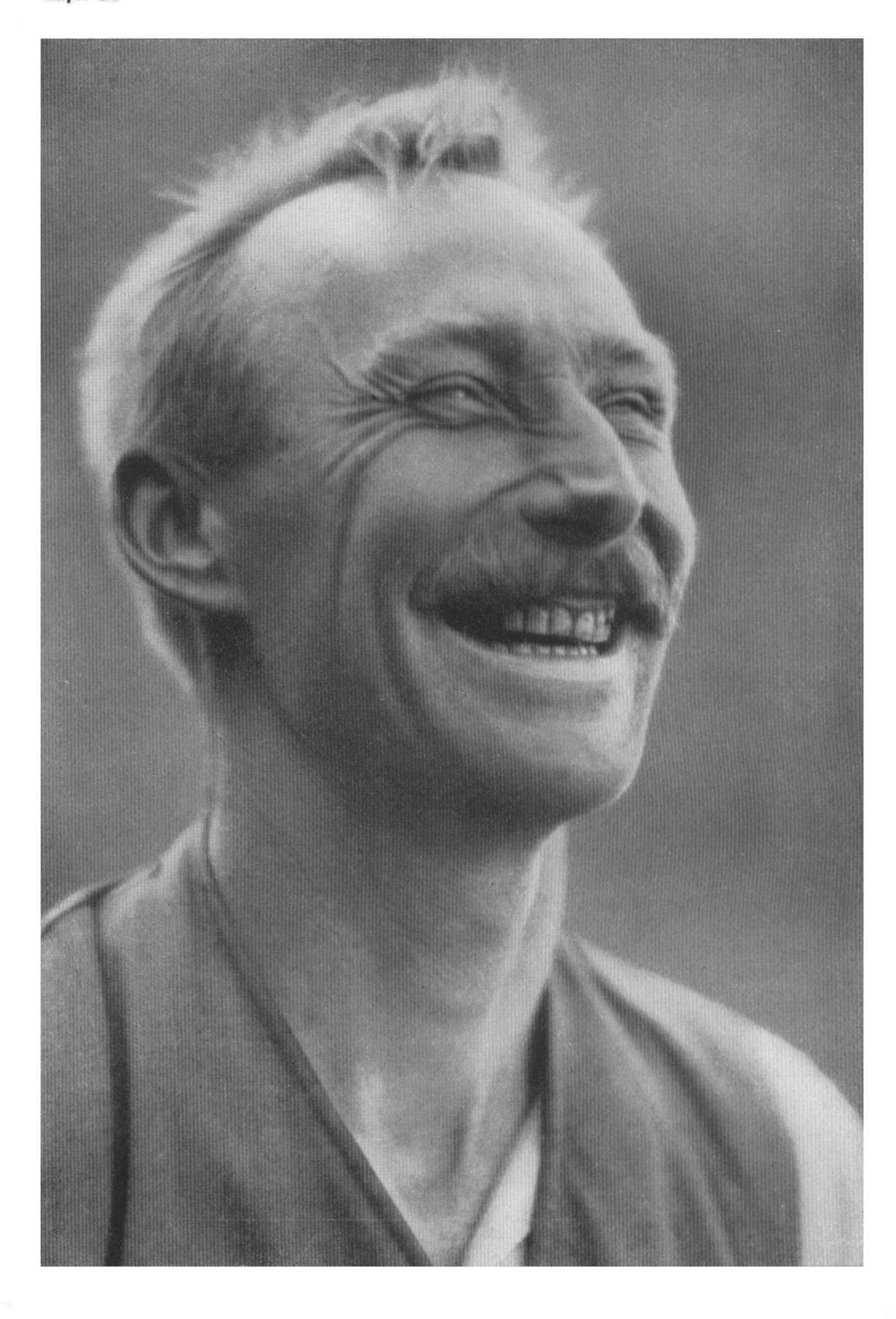
„Ludovic Marcieu mußte als unheilbar Kranker in das Irrenhaus gebracht werden.

„Der Krieg brach aus. Im Oktober 1916 bekam der Vorsitzende des französischen Schriftstellerbundes einen Brief aus Verdun, von Hauptmann Philibert Destaing:

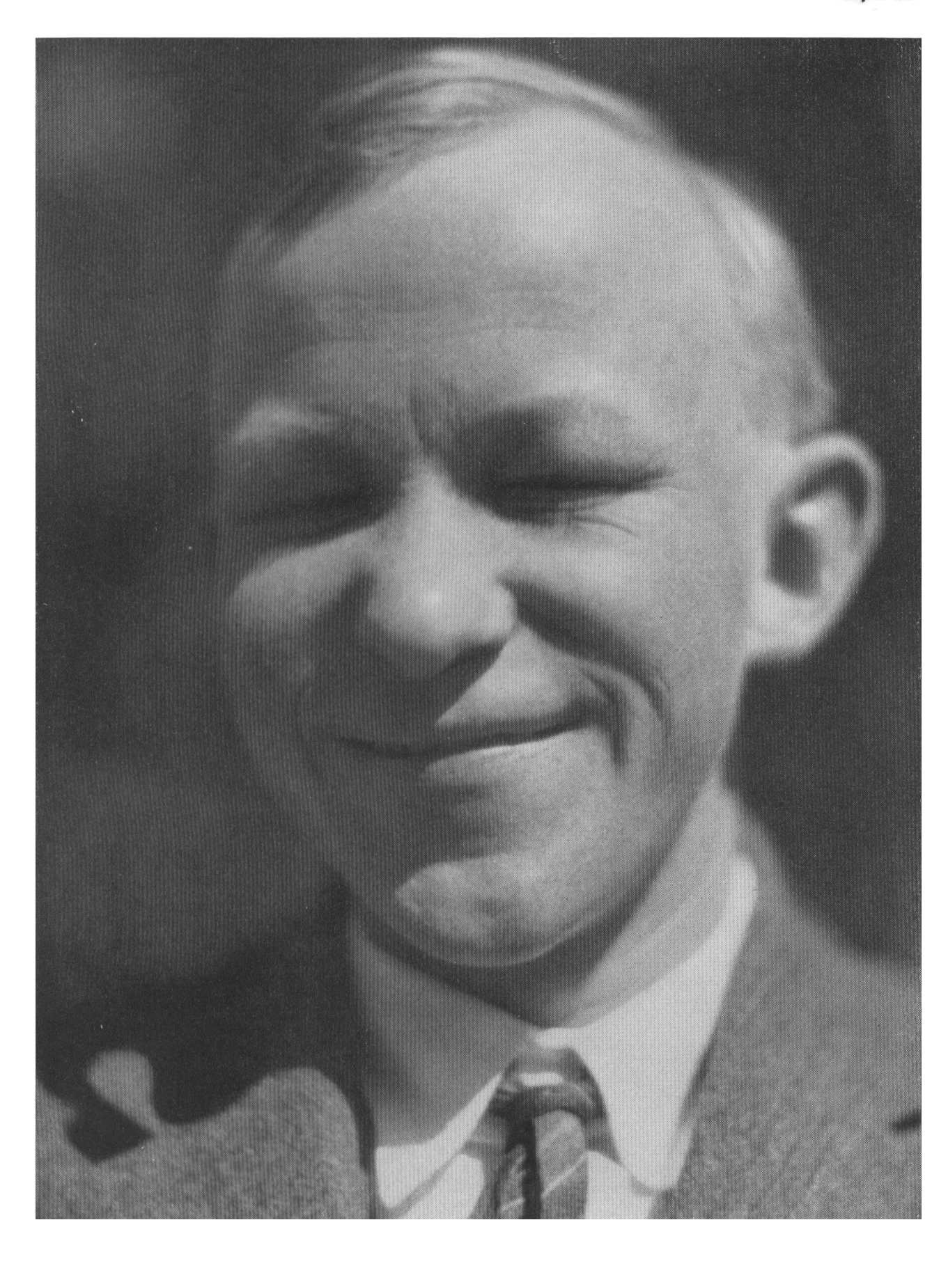
„‚Ich habe eine Ahnung, als ob ich bald sterben werde. Ich will nicht aus der Welt verschwinden, ohne die Wahrheit in der Plagiataffäre aufzudecken, in die Ludovic Marcieu verwickelt wurde. Er hat sich nie eines Plagiats schuldig gemacht, Marcieu ist der alleinige Verfasser von ‚Amour Vainqueur‘. Ich hatte Marcieu eine furchtbare Rache geschworen. Ich habe sie unversöhnlich durchgeführt, und Marcieu hat das Schicksal erlitten, das ich ihm wünschte. Er, mein Jugendfreund, hatte mich feig betrogen, da, wo ich am meisten liebte. Ich gab den Schlag zurück. Und traf ihn in dem, was für ihn das Kostbarste war: in seiner Ehre. Da ich Englisch ebensogut kann wie Französisch — meine Mutter war eine Nordamerikanerin — habe ich ‚Amour Vainqueur‘ ins Englische übersetzt. — Als die Übersetzung fertig war, ließ ich sie in einer Schweizer Druckerei drucken, deren Setzer nicht Englisch konnten. ‚Love's Joy‘ ist in nur zehn Exemplaren gedruckt worden, von denen neun in dem untersten Fach meines Schreibtisches liegen.‘



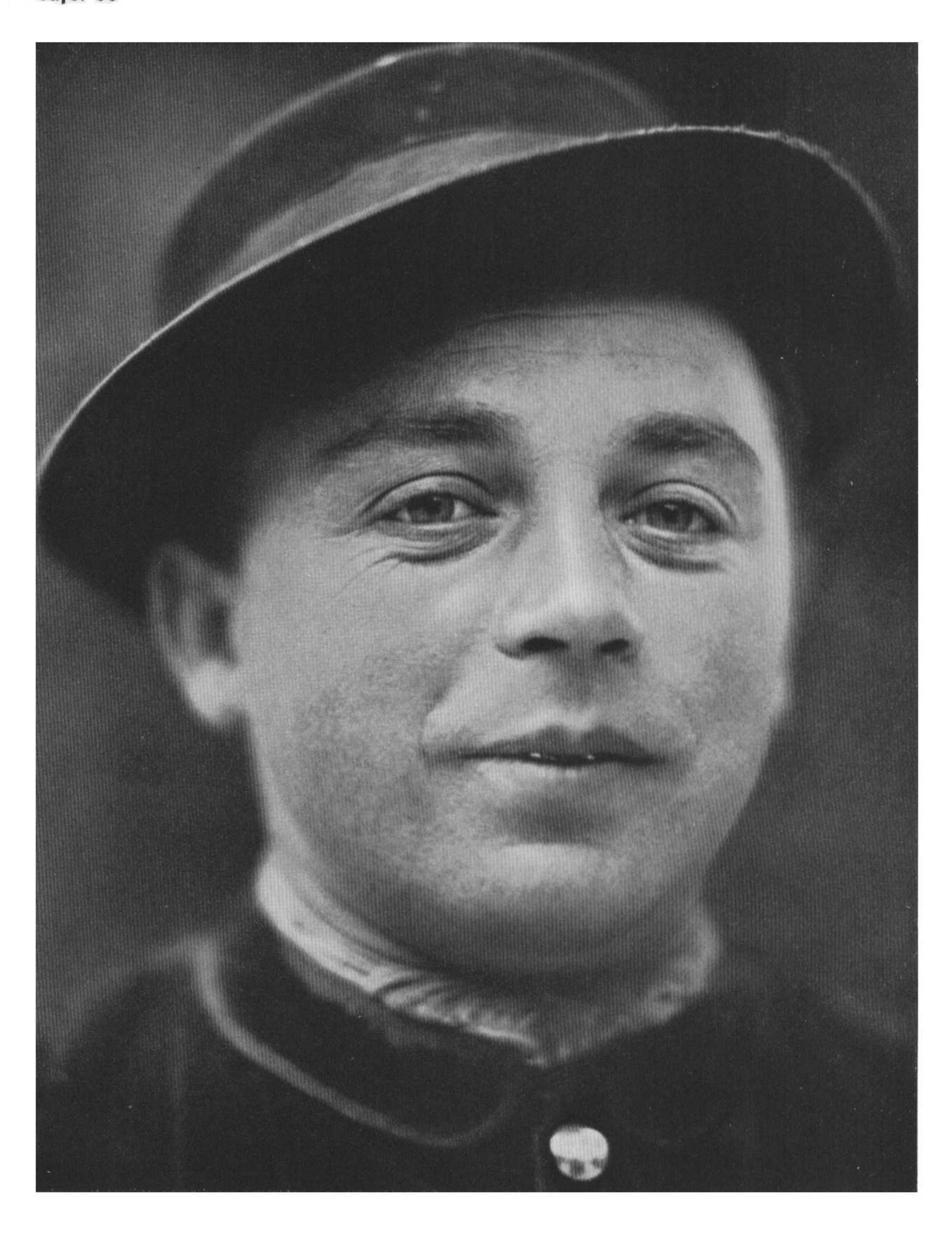
Wesentlich ostisches Antlitz. Frau aus dem Bayrischen Wald



Das nordische Antlitz lacht aus sich heraus. Friese, nordisch (derselbe wie auf Tafel 1 u. 22)



Das ostische Antlitz lacht in sich hinein. Junger Schwabe mit wesentlich ostischen Zügen (Gesichtslänge und Farben nordisch)



Jungbauer aus dem Oberinnviertel, wesentlich ostisch in Gestalt und Ausdruck

„An dem Tage, als dieser Brief in der Presse veröffentlicht wurde, wurde Hauptmann Destaing von einer feindlichen Granate zerrissen.“

Ich weiß nicht, ob alle diese Geschehnisse sich tatsächlich so zugetragen haben, wie es hier erzählt wird. Für uns ist wichtig nur das eine, daß diese Geschichte innerlich wahr ist: sie ist möglich, sie könnte sich jederzeit so abspielen im mittelländischen Leben, denn sie zeigt mittelländischen Stil. Mittelländisch ist zunächst die Rache des Hauptmanns. Marcieus „feiger Betrug“ führt den Betrogenen nicht zu eiskalter Verachtung gegenüber beiden, dem Betrüger und der unwürdigen Geliebten, nicht zu einem Weitergehen, wenn auch durch tiefen Schmerz, sondern zur „revanche“, der Rache mittelländischen Stiles: der Entladung seines ihm unerträglichen Hasses. „Ich gab den Schlag zurück.“ Zwei Jahre lang spart und häuft er den Zündstoff in seiner Seele, übersetzt das Buch seines Feindes in eine andere Sprache, bis der erlösende Tag der Vergeltung endlich anbricht. Welch ein Aufwand um eines anderen willen, der sich als feige und somit als unwert erwiesen hat! Aber der Hauptmann kann nicht anders: er würde Schaden leiden an seiner Seele, wenn er sie nicht in dieser Tat entlüde. Dann erst kann er ruhig sterben.

Und er weiß, wo er den Feind zu treffen hat: man raube ihm seine Tribüne, das literarische Publikum von Frankreich, und er ist vernichtet. Er weiß: das Bewußtsein der Unschuld wird Marcieu nicht retten, denn was kann seine tatsächliche, lumpige Unschuld ihm bedeuten, wenn die Tribüne geurteilt und verworfen hat? Versetzen wir an die Stelle Marcieus einen echten Norden: ihm wäre ein Wachsen zu solcher Größe möglich, daß er in dem Verluste seines öffentlichen Rufes nichts anderes sähe, als ein machtvolles Schicksal, das ihm den Weg bereitet zu vollendeter Einsamkeit der Seele. Und wenn er dies Schicksal begriffen und gestaltet hätte, dann wäre er außer Gefahr. Alles Schmähen der Menge, aller papierene Unflat hätte ihm nur die eine Bedeutung: das Bewußtsein heimlichen Heldentums in ihm zu steigern. Der Mittelländer aber kennt kein Heldentum ohne Tribüne, denn diese gehört zu seinem Wesen und vollendet es. Ihm kommt auch gar nicht der Gedanke, eine gerichtliche Untersuchung zu erwirken, in der sich ja seine Unschuld erweisen müßte: die Tribüne hat ihn verworfen, und das bedeutet Wahnsinn. Seine Ehre ist zerstörbar durch andere, denn sie ist eine Ehre nach außen hin.

Jener Ehrbegriff, der in deutschen Offiziers- und Studentenkreisen galt und z. T. noch gilt — daß einer die Ehre verliere, wenn er eine Beschimpfung nicht mit der Waffe rächt —, dieser Ehrbegriff ist im Grunde mittelländisch und stammt in dieser Form aus der Zeit romanischer Vorbilder. Der echte Norde muß niemals zum Zweikampf fordern. Wenn er es tut, so bestimmt ihn nicht sein sittliches Gewissen, sondern eine Rücksicht auf gesellschaftliche Formen, die zwar aus fremdem Vorbild erwachsen, aber nun einmal da sind: er könnte sie mißachten, ohne sein Wesen zu verletzen, aber er will sie nicht mißachten aus Treue zu einer gegebenen Form. Oder er ist vielleicht sehr jung und ohne Verantwortung: dann wählt er den Zweikampf, weil er ihm eben Spaß macht. Ein echt nordischer Antrieb, zum Zweikampf herauszufordern, ist das Bedürfnis, zu züchtigen und also Richter zu sein, und zwar nicht nur in eigener Sache. Mir sind Fälle bekannt, wo eine Herausforderung zum Zweikampf erging von Männern, die von der Sache, in welcher sie sich zum Richter und Rächer aufwarfen, selbst gar nicht betroffen und an ihrem Teile nicht geschädigt waren. Doch ist wohl jeder wesentlich nordische Mensch davon zu überzeugen, daß der gesellschaftlich bedingte Zweikampf, nordisch betrachtet, im Grunde sinnlos ist. „Sie können mich nicht beleidigen", bedeutet auf nordisch: Ihre Schmähung kommt nicht an mich heran; es bedeutet auf mittelländisch: Ihre Schmähung kümmert mich nicht, denn Sie spielen gesellschaftlich keine Rolle, meine Tribüne nimmt von Ihnen keine Notiz.

Nordischer Ruhm ist ein Ausgriff in zeitliche Ferne; mittelländischer Ruhm wird anders erlebt: er ist nicht Nach-Ruhm, sondern ein Sich-Genießen in vollendeter Gegenwart, ein Sich-bestätigt-Wissen im vielstimmigen Zuruf der bewundernden Gemeinschaft. Statt aller Ferne will der welsche Ruhm den Tag: „le jour de gloire est arrivé"[1]). Die mittelländische Seele genießt ihre eigene Gebärde, wenn sie am Leibe sich ausdrückt, oder besser: sie nimmt genießend die Bewunderung vorweg, um welche die Gebärde ringsum wirbt („quel geste!"):

> Je jette avec grâce mon feutre,
> Je fais lentement l'abandon
> Du grand manteau qui me calfeutre,
> Et je tire mon espadon;

[1]) In den Wörterbüchern findet sich: gloire „heißt Ruhm"; jedoch von innen besehen, haben beide Wörter so gut wie nichts Gemeinsames.

Elégant comme Céladon,
Agile comme Scaramouche,
Je vous préviens, cher Mirmydon,
Qu'à la fin de l'envoi je touche![1])

Auch seinen Sieg erlebt ja der Welsche nicht im ausgestrecktesten Griffe (und niemals in der Einsamkeit); nicht der Augenblick, der — „kurz vorm Siege“ kommend — noch Ferne birgt, ist ihm der höchste, sondern ein anderer, der n a c h dem Siege kommt und ihn genießend ausschöpft in vollendeter Gegenwart. Der geschlagene und blutende Feind ist unentbehrlich als Zuschauer mittelländischen „Triumphes“:

Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire![2])

Das Kampferlebnis entspringt der welschen Seele aus einer andern Wurzel als der nordischen; ist nordischer Kampf eine Weise des Ausgriffs in die Ferne und zugleich vollendeter Abstand, so ist mittelländischer Kampf eine Weise der Beziehung im Beschränkten und entspringt zugleich der Furcht vor dem Einsamsein: die welsche Seele bedarf um jeden Preis der Gesellschaft und sucht sie auch im Streite; ihr Streiten ist ihr eine Weise der gesellschaftlichen Beziehung. Die nordische Seele, die in einer inneren Landschaft der Weite lebt, trägt ihren Kampf hinaus ins Immer-Ferne; die welsche Seele, die in einer inneren Landschaft der Spannung lebt, bedarf des Streites zur Entladung ihrer Enge: sie ist „explosible“ und bedarf der „sensation“ und der „revanche“. Aller Versuch, mit Frankreich sich zu „verständigen“, ist für uns Deutsche so lange wenig hoffnungsvoll, als Frankreich von mittelländischem Geiste noch wesentlich mitbestimmt ist: so lange fühlt es seine Grenzen bedroht und entlädt sich an seinen Grenzen, und so lange bedarf es der gloire und des triomphe und zu diesem des blutenden Feindes. Die Frage, ob die Grenzen denn — „objektiv“ — bedroht seien oder nicht, berührt nicht den Kern der Sache: das Bewußtsein der Bedrohtheit und der Drang nach Entladung erwachsen aus dem Artgesetze der welschgebärdigen Seele und sind nicht entscheidend bestimmbar durch „objektive Tatbestände“ und nicht zerstörbar durch „Vernunft“.

[1]) Edmond Rostand, Cyrano de Bergerac I, 4.
[2]) Schlußzeilen der Marseillaise.

Von Spannung und Entladung bestimmt ist auch die mittelländische Weise der Grausamkeit, die ihrem Wesen nach etwas völlig anderes ist, als die dem Norden mögliche Roheit. Die Behandlung der deutschen Gefangenen in Frankreich gab dafür ein Beispiel. Französische Damen, die — als Gattinnen Deutscher — durch beide Gefangenschaften hindurchgehen mußten, gestanden mir, daß die deutsche Gefangenschaft zwar kein Genuß, doch sachlich und anständig war, die französische aber ein unablässiges Rachenehmen in tausend Kleinigkeiten. Von der in der Welt gerühmten französischen Ritterlichkeit gegen Damen war da gar nichts zu spüren, wohl aber viel vom furchtbaren Gegenteil. Die französische Ritterlichkeit, ursprünglich eine nordisch-mittelländische Gesinnungsform, ist aus der Welt verschwunden und gehört heute den Ausnahmen und sonst dem Reiche der Fabel an. Das alte „edle Frankreich" ist an der Zersetzung seines Blutes gestorben.

Mein Buch „Rasse und Seele" hat den mittelländischen Menschen als den Darbietungsmenschen gezeichnet.

12. Die ostische Seele und ihr Zerrbild.

Auf zweierlei Weise kann ein Mensch sich zu dem ihm eingeborenen Artgesetze verhalten. Er kann seine Wertordnung bejahen, in ungebrochener Linie nach ihr leben und also sich im Einklang fühlen mit diesem in seinem Wesen sprechenden Gesetze. Die Artungen, die wir bisher gezeichnet haben, die nordische, die fälische und die mittelländische Rasse, erläuterten wir an Beispielen solchen Einklanglebens. Auch den Umriß ostischer Erlebensweise, den wir in unserem 5. Abschnitt gaben, faßten wir als eine Linie ungebrochenen Stiles auf, wennschon die Beispiele, die zu seiner Erläuterung dienten, vielleicht keine reinen Zeugnisse ostischen Einklanglebens boten. Zumal der Fall, mit dem wir die Betrachtungen dieses Buches eröffneten, jenes Beispiel von den streitenden Geschwistern im Schwarzwald, zeigte die ostische Schwester des nordischen Bruders in einer Haltung, die nicht allein von ihrem ostischen Gesetze bestimmt schien. Durch die Bezogenheit auf die ihr stilfremde nordische Weise des Streitens war ihre artrechte Streitgebärde gestört und konnte sich nicht rein entfalten. Es schien, sie traute ihrem eigenen Wesen nicht. Sie fühlte sich durch die ihr fremde Art des Bruders unterdrückt und hatte sich trotz

täglicher Auflehnung in ihre Unterdrücktheit längst ergeben. Sie sah „hinauf" und haßte „hinauf" an der „roten Rasse" ihres Bruders[1]). In jedem neuen Streite geriet sie immer wieder „außer sich", weil sie sich eben im Grunde gegenüber allen Menschen der verhaßten Rasse gleichsam außerhalb ihres eigenen rassischen Wesens befand, sobald sie es mit ihnen zu tun bekam. Statt sich auf die in ihrem Blute sprechende ostische Wertordnung zu verlassen, gab sie sich preis an die nordische Wertordnung und fühlte sich von deren Urteil geschlagen.

Der nordische Mensch vermag sich frei zu entfalten in aller germanischen Gemeinschaft, denn solche Gemeinschaft ist ja sein Werk und nach seinem Stile geschaffen. Auch der fälische Mensch behauptet sich in der germanischen Gemeinschaft; sich zu behaupten ist ein Grundzug seines Wesens, das auch vom nordischen Menschen meist für voll genommen wird. Auch der fälische Mensch hat germanischem Leben seinen Stempel aufgedrückt. Ganz anders ist die Lage des ostischen Menschen innerhalb solcher nordisch-fälischen Welt. Alle Werte, nach denen sich germanisches Leben gestaltet, sind ostischem Wesen fremd und entgegengerichtet; und alle obersten Werte seiner eigenen artrechten Wertordnung sind keine germanischen Werte. Nordischer und fälischer Stil zeigen heftige Gegensätze, aber auch nahe verwandte Züge[2]). Nordisch und Ostisch aber sind in keinem einzigen ihrer Züge einander verwandt.

Das Bild der ostischen Seele kann als das äußerste Gegenbild der nordischen Seele gelten. Alle Stilbegriffe, mit denen wir nordisches Welterleben faßten — Abstand und Ausgriff, die Welt als objectum, als Gegenstand für Leistung, die Welt als ein System von Gleisen, die zur Ausfahrt rufen — all dies wird sinnlos im ostischen Bereiche. All jene Stilbegriffe weisen auf Bewegung, die aus der Tiefe der Seele herkommt und „hinaus" drängt. Ist nordisches Erleben „zentrifugal" gerichtet, so möchte man das ostische als „zentripetal" bezeichnen. Doch das hieße schon, ostischen Stil vom nordischen her zu sehen. Denn zum ostischen Wesen gehört nicht ein Drang nach Bewegung, auch nicht einer Bewegung von außen nach innen; ostisches Leben in seiner Vollendung will Bewegungslosigkeit. Man möchte die bewegungslose Enthobenheit die festliche Höhe der ostischen

---

[1]) Vgl. Alexander Pfänder, Zur Psychologie der Gesinnungen (im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung I, I).

[2]) Vgl. z. B. S. 59 über nordisches und fälisches Schweigen.

Seele nennen, aber auch dies würde das Bild des ostischen Menschen verzeichnen. Festliche Höhe, höchste Augenblicke, Hochgezeiten erleben nur solche Seelen, deren Wesen Bewegtheit ist, so die nordische und die mittelländische Seele.

Wo ostische Menschen in eine Gemeinschaft mit nordischen und nordisch-fälischen Menschen hineingerieten und teilnehmen mußten an einer wesentlich nordisch gestalteten Welt, trat jener Zustand der ostischen Seele ein, den wir vorhin an der Schwester des nordischen Bruders im Schwarzwald bemerkten: die ostische Seele verliert das Vertrauen zu ihrer eigenen artrechten Wertordnung und unterwirft sich gleichsam den ihr artfremden nordischen Werten, wennschon sie von Fall zu Fall immer wieder dagegen aufmurrt. Auch dieses Murren und Maulen zeugt schon von einer Verzerrung des ostischen Stiles, der an sich selbst nicht minderen Wertes ist als irgend ein anderer Stil, sofern er sich rein und im Einklang mit sich selbst entfaltet. Wo aber ein Mensch abfällt von seinem eingeborenen Stilgesetze, da wird er zwar nicht ein anderes gewinnen, aber sein eigenes verzerren und entwerten. Eine solche Seele, die nicht im Einklang lebt mit ihrem eigenen Gesetze, führt ein Zwieklangleben: sie gerät zwischen ihr eigenes und das fremde Gesetz und fühlt sich heimlich minderwertig in den Augen beider, wenn auch dieser Wertverlust bei weitem nicht immer ins Bewußtsein tritt. Der „Stil“ (oder Unstil), in dem sie nun lebt, ist ein Zerrbild ihres eingeborenen Stiles. Die Unterscheidung zwischen diesem Zerrbild der ostischen Seele und ihrem artrechten Urbild ist wichtig und eine der schwierigsten Aufgaben der Rassenseelenforschung.

Das Wort „ostisch“ soll nicht, wie „nordisch“ und „mittelländisch“, auf eine bestimmte Landschaft deuten, die als der stilgemäße Hintergrund einer bestimmten Seelenart verstanden werden dürfte. Diese Zusammenhänge sind für den ostischen Menschen und sein Zerrbild noch nicht erforscht. Das Wort „ostisch“ weist unbestimmt nach dem Osten. Eine Theorie über Herkunft und „Urheimat“ der ostischen Rasse möchte wenigstens ich nicht in das Wort hineinlegen; doch mag es andeuten, im Zusammenhange mit welchen menschlichen Formen seelisch-leiblicher Erscheinung und kulturhaften Ausdrucks wir den ostischen Menschen sehen.[1])

[1]) Die Gründe, die mich veranlaßt haben, die Bezeichnung „ostisch“ wieder für die Rasse selbst und nicht nur für ihr Zerrbild zu gebrauchen, habe ich im 6. Abschnitt meines Buches „Rasse und Seele“ genannt.

Wir versuchen es nun, einen Umriß ostischen Lebens zu zeichnen, ohne im einzelnen Falle die Frage zu entscheiden, ob unsere Zeichnung überall urbildlich Ostisches oder schon durch artwidriges Vorbild verzerrte Züge gibt.

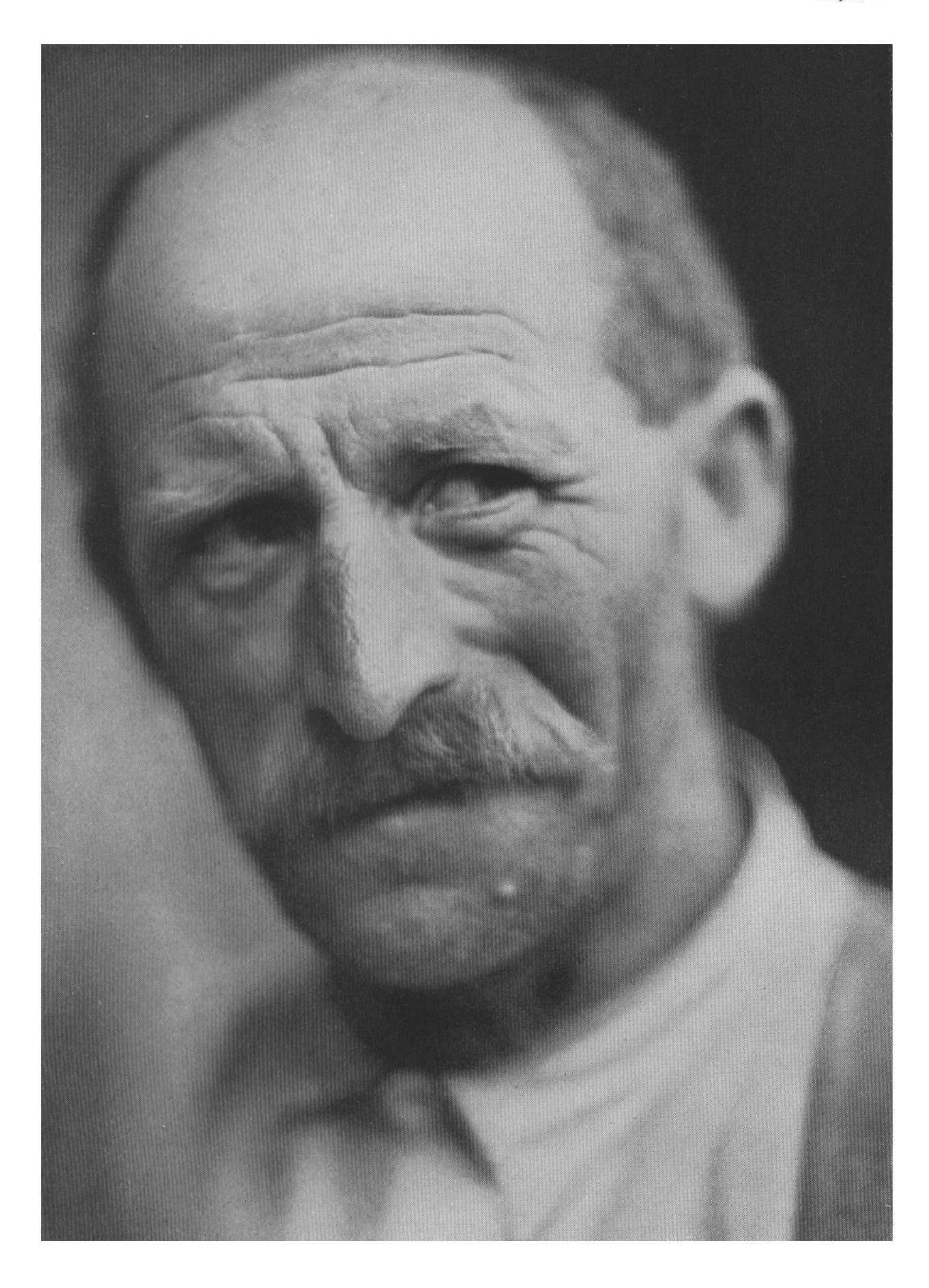
Um es mit einem Bilde zu sagen: die ostische Seele lebt wie in einer dumpfen Kugel, deren Dunsthülle sich dehnen kann und sich so an die Dinge heranschiebt, aber immer in Bereitschaft ist, wieder in sich zusammenzuschnurren. Durch diese Dunstschicht streckt sie zarte Fühler, mit denen sie erkundet, ob das Befühlte sich in ihre Hülle einverleiben lasse oder nicht. Wenn ja, dann schmiegt sie sich an und saugt sich gleichsam fest und kaut ihren Stoff beharrlich in sich hinein; ist das Berührte fremd und unverdaulich, dann läßt sie es los und zieht sich zusammen. Wir mögen z. B. an einen ostischen Schüler denken, der seine Aufgabe lernt, oder an einen ostischen Gelehrten, der sein Fachgebiet bearbeitet, oder an einen ostischen Händler, der sich eine Kundschaft und ein Vermögen sammelt.

Der nordische Schüler wählt sich aus, was ihm gefällt, und wirft sich begeistert in dies hinein; alles andere aber, was er nicht mag, das schiebt er unbekümmert beiseite. Oder aber er zwingt sich hinein auch in das andere, weil ein brennender Ehrgeiz ihn drängt, es seinen Mitschülern allen zuvorzutun. Der ostische Schüler kennt keine solche Wahl und keine solche Begeisterung. Er sitzt und kaut sein Pensum. Ist er minder begabt für dieses oder jenes Fach, so sitzt er länger und kaut eben mühsamer, aber schließlich verdaut er es doch. Der nordische Schüler ist oft stark abgelenkt: etwa durch eine begeisterte Liebe für seine ausgewählten Fächer, über denen er die andern vernachlässigt, die ihm langweilig sind. Er macht griechische Verse und versäumt die Mathematik; oder er baut von früh bis spät an selbsterdachten Maschinchen und pfeift aufs Griechisch und „schläft" in der Religion. Oder aber ihn lenkt etwas ab, das ganz außerhalb der Schule liegt, z. B. eine geplante große Wanderung oder sonst eine Unternehmung, eine Schülerfreundschaft oder eine erste Liebe. Dann kann es sein, daß er das ganze Jahr durch „faul" ist und seine Lehrer zur Verzweiflung bringt und dann sechs Wochen vor Schulschluß — aus Ehrgeiz — doch noch alles leidlich nachholt und das gemeinsame Ziel erreicht. Solche Faulheit und solche „Allotria" sind den ostischen Schülern fremd. In den Pausen stehen sie gruppenweise beisammen und besprechen eifrig den soeben geschriebenen lateinischen

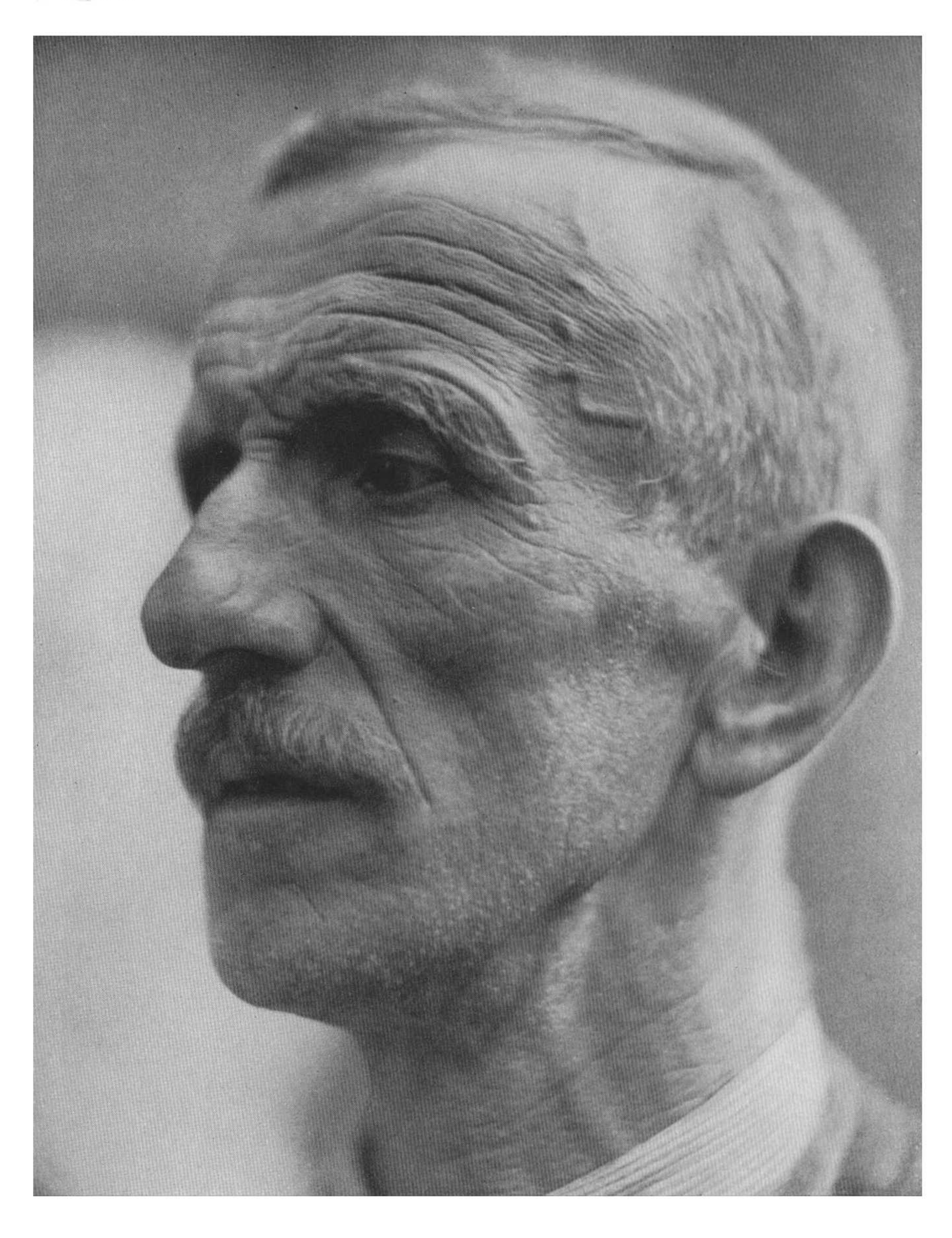
Stil, während die nordischen Buben sich raufen. Große Entwicklungsnöte kennt der ostische Schüler nicht. Er ist „klug" und fleißig und die Freude seiner ostischen Lehrer. — Dies gilt für die unteren und die mittleren Klassen, während in den oberen Klassen meist die nordischen Schüler die ostischen überflügeln; die langandauernde nordische Kindlichkeit ist zurückgetreten, die ersten Entwicklungsnöte sind ausgetobt, und damit geben die schlimmsten Allotria vorerst etwas Ruhe. Der nordische Schüler tritt dann — oft plötzlich — in ein erstaunlich unkindliches Alter ein: er will leisten um jeden Preis und überspannt und verzerrt daher oft seinen geistigen Umriß. Er wirft sich dann — manchmal mit einer fast krankhaften Inbrunst — in den gebotenen Lehrstoff hinein. Es zeigt sich jetzt, daß der nordische Schüler für die auf den abendländischen Schulen dargebotene Bildung im allgemeinen begabter ist als der ostische: diese Bildung ist eben im großen und ganzen ein Niederschlag aus nordischer Geistesschöpfung und ist darum für den nordischen Schüler artgemäß, für den ostischen aber nicht[1]).

Die hier gezeichneten Bilder dürfen nicht gepreßt und vom einzelnen Falle her geprüft werden. Wir arbeiten hier die artlichen Stile heraus und gewinnen somit stilisierte Umrisse. Es kommt nicht darauf an, ob — vielleicht oft genug — in eine jener Gruppen ostischer Schüler, die in der Pause den lateinischen Stil besprechen, auch einige nordische Schüler hineingeraten, sondern darauf, aus welchem seelischen Gesetze dieses Verhalten entspringt, das sich für nordische Augen so unkindlich ausnimmt. Auf unseren Schulhöfen aber laufen ja nur wenige rein nordische und vielleicht noch weniger völlig ostische Schüler herum, aber viele, die aus beiderlei Art gemischt sind und in denen nicht immer der eine oder andere ihrer inneren Stile sich in voller Klarheit durchsetzt. Jedenfalls aber darf bei der Beurteilung, ob ein Schüler mehr nordisches oder mehr ostisches Wesen habe, niemals die leibliche Erscheinung den Ausschlag geben. Jene Lehrer, die ihre Schüler mehr beobachten als mit ihnen leben, werden ja leicht zu einer Überschätzung der körperlichen Merkmale gelangen; aber sie werden immer wieder vor Rätseln stehen.

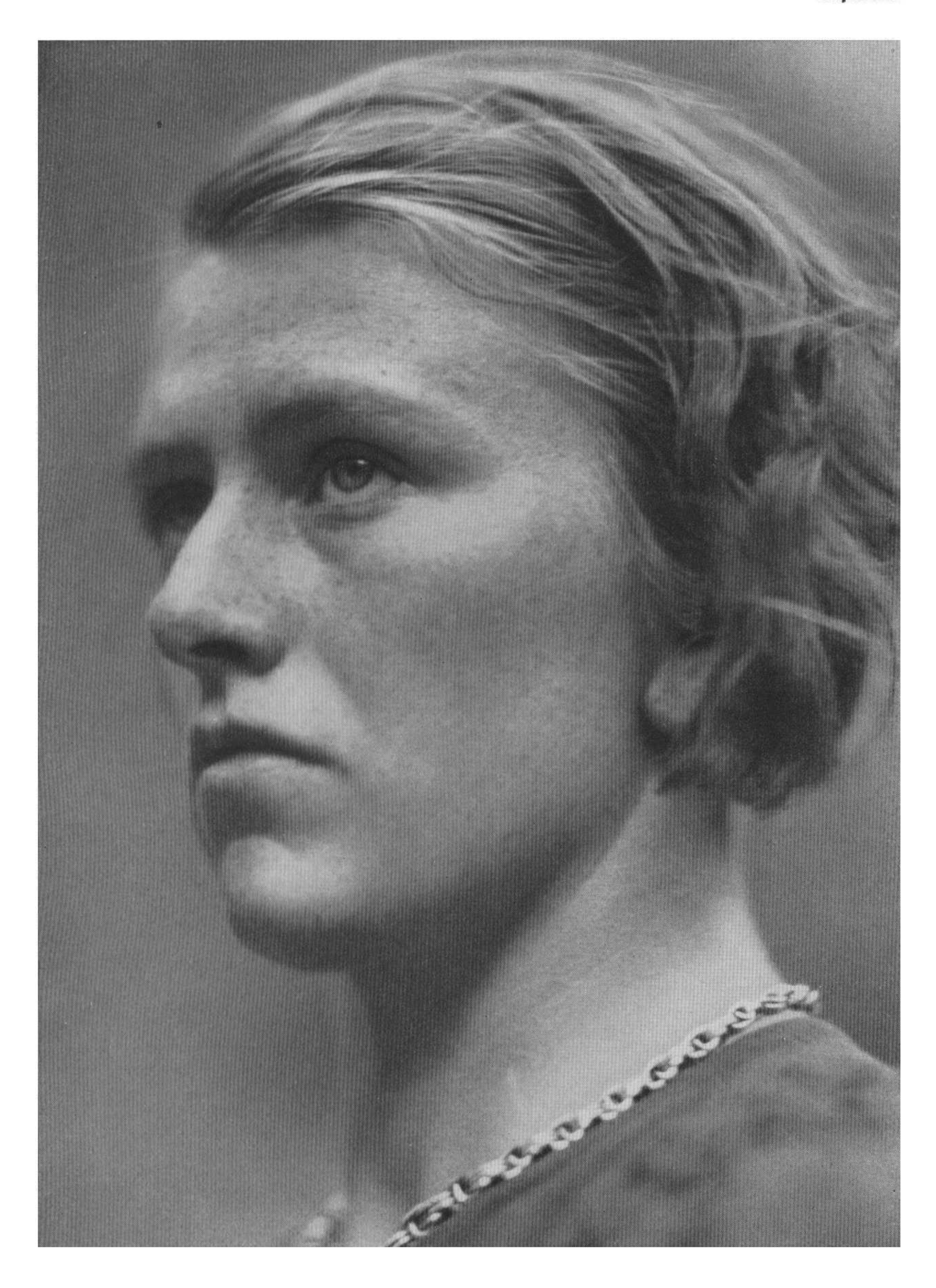
[1]) Innerhalb einer Gemeinschaft mit ostischer Kultur würden die nordischen Menschen minder begabt sein, diese Kultur sich anzueignen, als die ostischen. Oder wenn ein begabter nordischer Knabe z. B. in eine chinesische Schule echt chinesischen Stiles geschickt würde, so bliebe er dort hinter den begabten Chinesenknaben zurück: der nordische Knabe ist eben begabt für nordische Bildung, nicht aber für eine ostasiatische.



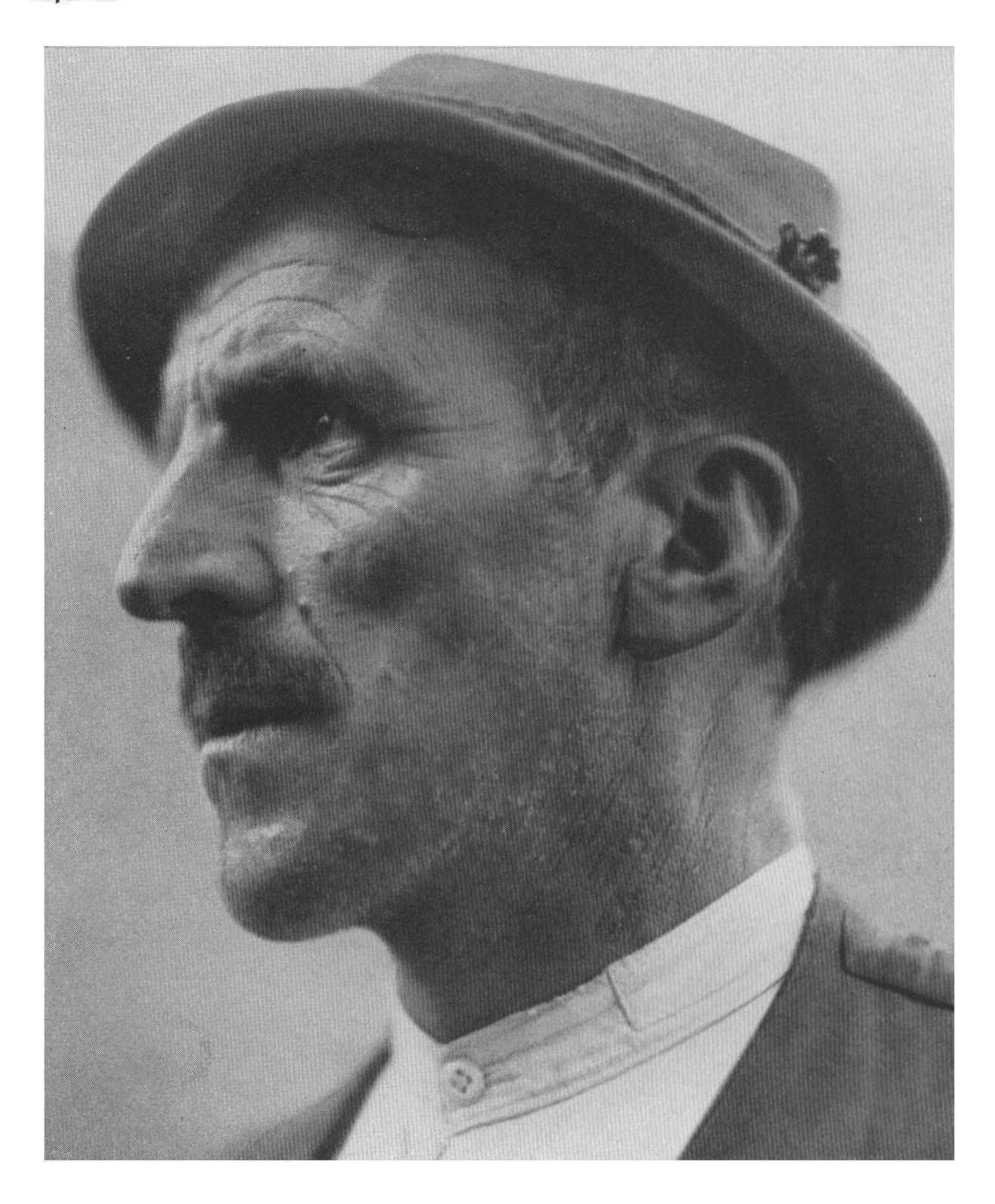
Deutscher Bauer aus dem Kapruner Tal (Tauern), nordisch-„dinarisch"



Bauer aus dem Salzkammergut, wesentlich „dinarisch“. (Vgl. S. 131)



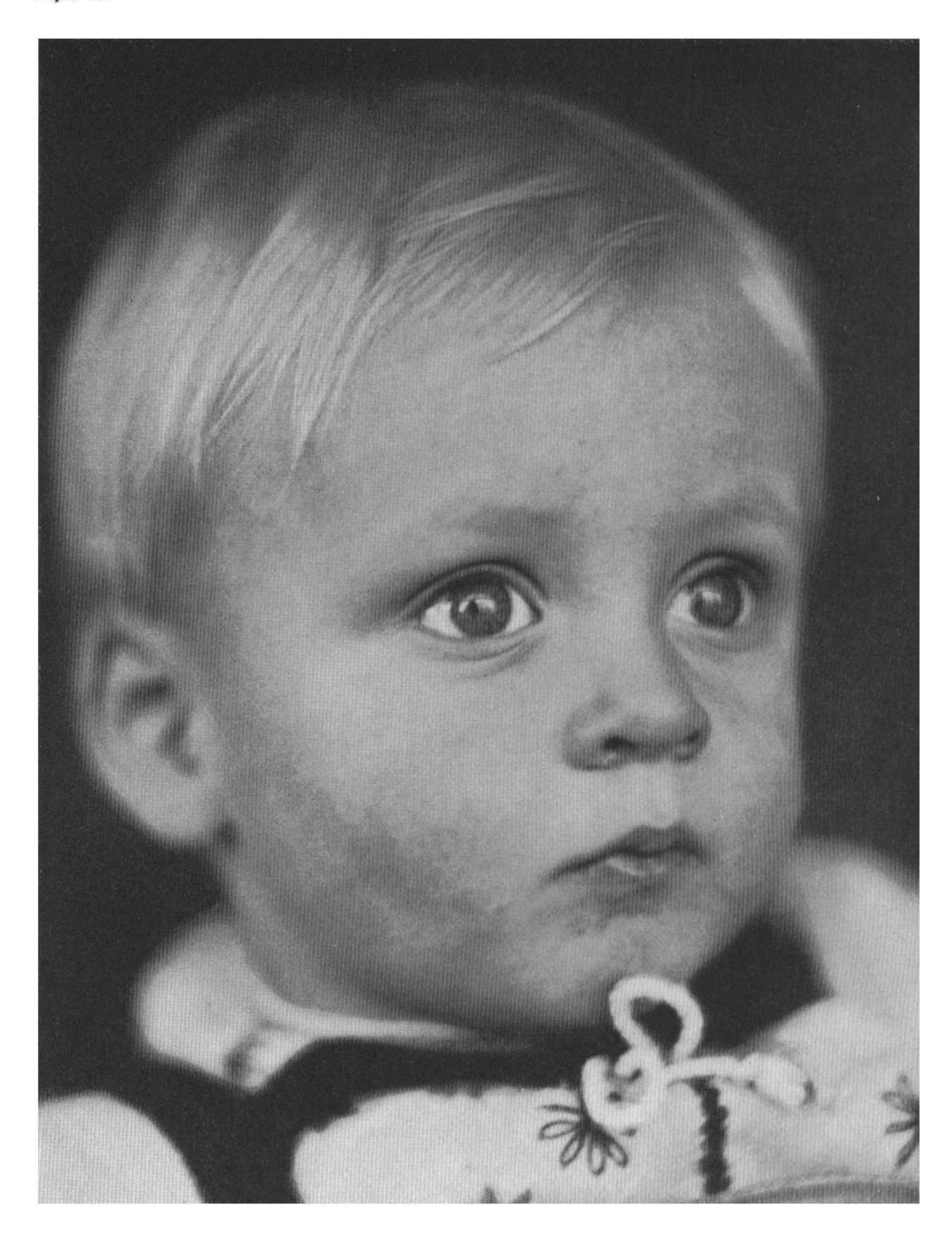
Mädchen aus Bayern. Wesentlich nordische Züge mit „dinarischem" Einschlag



Straßenwart aus Osttirol mit wesentlich „dinarischen" Zügen



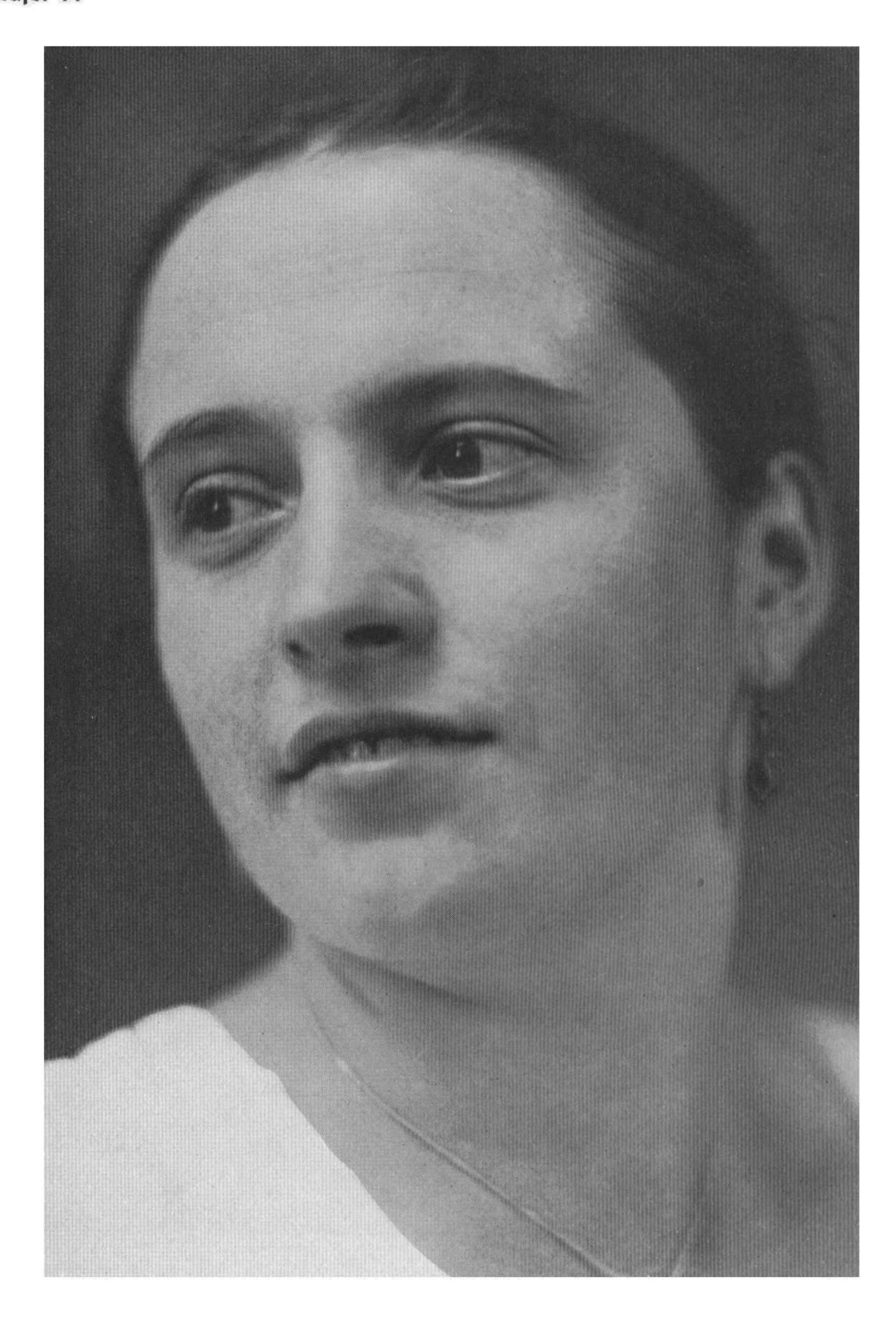
Mädchen aus alter ostpreußischer Sippe. Nordische Züge mit Einschlag ostbaltischer Rasse. „Östlicher" Ausdruck: Blick ins Uferlose



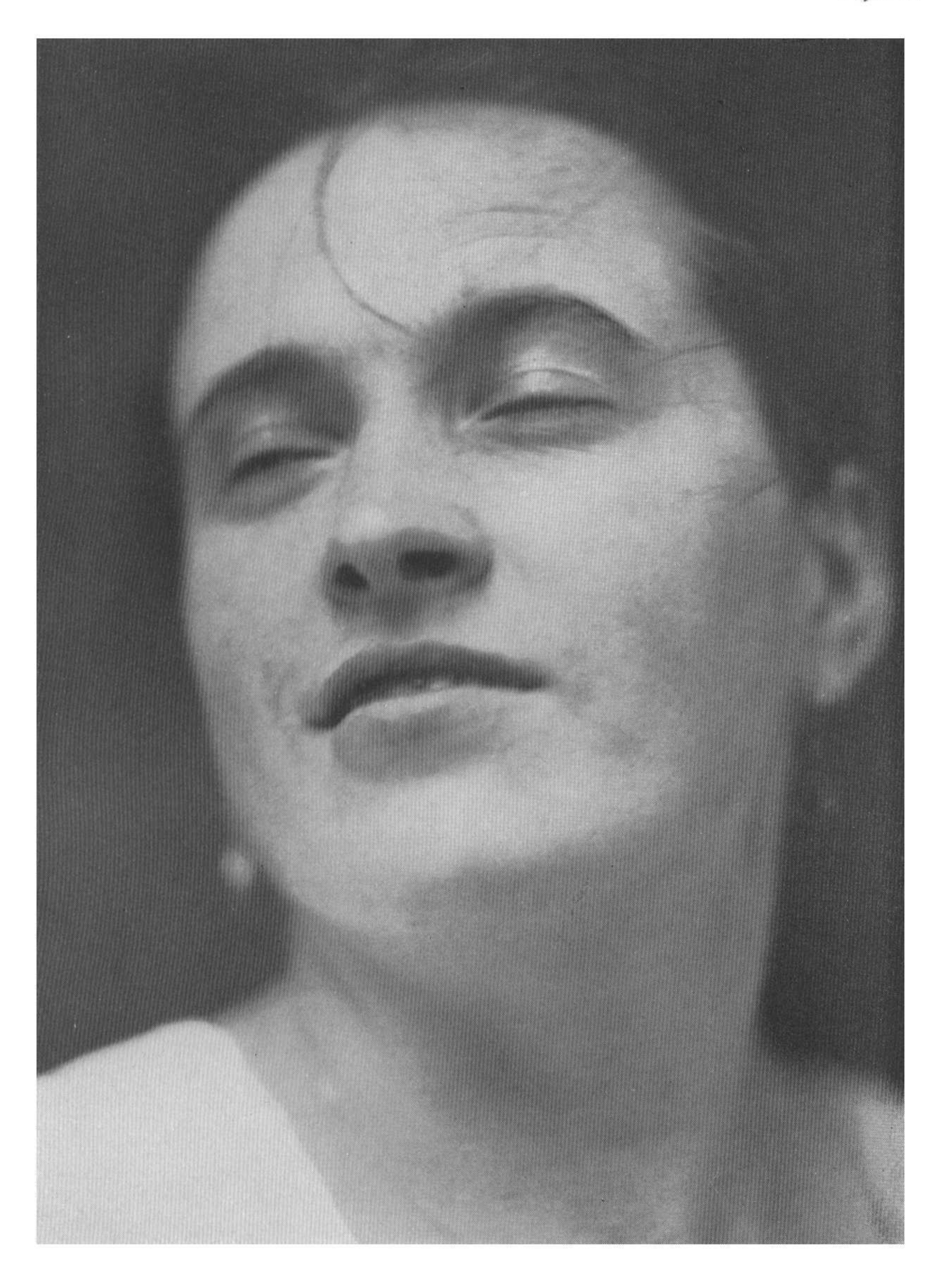
Deutsches Kind, einjährig. Nordischer Kinderblick: er greift aus in seine Welt, stellt sie und hält sie fest



Arabisches Stadtkind, dreijährig. Antlitz wüstenländischer Rasse. Vor ihren Augen zieht die Welt vorüber als ein flimmernder Tagtraum, für den das Wunder selbstverständlich ist



Mädchen aus litauischem Volksgebiet
Im Gesichtsbau herrschen hier (vgl. Tafel 32) Züge mittelländischer Rasse vor



Dieselbe. Das Spiel der Ausdrucksbewegung läßt deutlicher die „östliche" Prägung in diesem wesentlich mittelländisch gebauten Antlitz erkennen



Junge aus Südschweden
Gesichtsbau mit nordischen Zügen. Aber der Ausdruck zeugt von „östlichem" Erleben: die innere Landschaft ist uferlos und verschwimmend. (Vgl. S. 115 f.)



Mädchen aus der Neumark
Ostisches Antlitz mit „östlicher" Prägung



Frau aus einer dänischen Stadt. Ostbaltische und nordische Züge. Die Augen könnten Ostraumaugen sein, doch drückt hier das gesamte Antlitz ein Erleben aus, das von „westlichem" Vorbild bestimmt ist

Absichtlich stilisiert ist auch das Bild, das wir vom ostischen Gelehrten zeichnen. Er ist die Fortsetzung des ostischen Schülers und bleibt in gewissem Sinne immer schülerhaft. Das hat zweierlei Gründe. Erstens hat seine geistige Entwicklung auf der Schülerstufe ihre Reife — ihre ostische Reife — erreicht, und zweitens ist die Kultur, die Wissenschaft, an der er mitbaut, ursprünglich nicht von seinesgleichen aufgerichtet worden: sie trägt einen ihm fremden Stil. Darum kann er in ihrem Dienste nur ein Kärrner, nie ein Schöpfer sein. Er ist der geborene Meister des Zettelkastens. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch nordische Forscher sich Zettelkasten hielten; in manchen Wissenschaften geht es nicht ohne das. Aber der ostische Forscher lebt in seinem Zettelkasten, und dieser ist ein Sinnbild seines geistigen Stils. Seine Welt zerfällt für ihn in tausend Einzelheiten; besser gesagt: aus unzähligen Einzelheiten sammelt er seine Welt. Vorsichtig tastet er sich an diese Einzelheiten heran, saugt sie in seinen Dunstbereich hinein, verdaut sie redlich und gibt sie dann als Forschungsergebnisse von sich. Diese nimmt er sehr ernst und macht bisweilen einen „bescheidenen Lärm" um sie. Sein Notizbuch enthält nicht Einfälle, plötzliche Erleuchtungen, geistige Durchblicke und Erfindungen, sondern Mitteilungen von anderen, Exzerpte aus Büchern, Vorträgen und wissenschaftlichen Zeitschriften usw. Er findet sich niemals in eine geistige Schau verloren, sondern ist immer zu Notizen bereit. Gegen „geschaute" (intuitive) Wahrheiten ist er sehr mißtrauisch, und zwar — von seinem Standpunkt aus — mit Recht, denn alles Schauen (alle intuitio) ist ihm fremd, der Zugang zur Idee ist ihm verschlossen. Er sieht nicht, daß alle nordische Wissenschaft — an der er doch mitarbeiten will auf seine Weise — aus der Idee (im platonischen und im kantischen Sinne) entspringt. Unsere heutige Wissenschaft ist eine hellenisch-germanische und somit eine im wesentlichen nordische Schöpfung; in ihrem Rahmen bleibt der ostische Gelehrte notwendig ein Fußnotenwisser und ein Anmerkungsverwalter.

Als Händler hat der ostische Mensch gegenüber dem nordischen gar manchen Vorteil. Der nordische Kaufmann faßt weit ausgreifende Pläne; und ist er danach begabt, so führt er sie durch, entschlossen und oft rücksichtslos. Er wagt und gewinnt oder verliert. Hat er verloren, so stachelt der Verlust zu neuem, kühnerem Ausgriff. Ihm kann es eine Freude sein, alles auf eine Karte zu setzen. In seinem

größten Ausmaß ist er ein wirklicher Schöpfer, der dem Handel und der Wirtschaft immer neue Wege, neue Gebiete erschließt. Der Tag, an dem seine Hand ermüdet und nicht mehr zum Werke taugt, ist ihm der schmerzlichste. Wir denken z. B. an die königlichen Kaufherren der Hansa. — Dem ostischen Kaufmann fühlt sich seine Arbeit anders an. Er geht die sicheren Wege und schiebt sich mit Emsigkeit an sein nahe gestecktes Ziel. Er häuft und hütet ängstlich das Erworbene; er kennt nicht das große Wagnis, denn er scheut den großen Verlust. Er sucht ein mäßiges Glück in engem Raume. Er arbeitet für den Tag, an dem er alle Arbeit los wird. Mit 40 oder 50 Jahren ist er wohlhabend genug; dann ist er beruhigt und zieht sich gern zurück. Arbeitet er dann noch weiter, so geschieht es aus Gewohnheit. Nur in ungewöhnlichen Zeiten, wenn das Ungewöhnliche kein Wagnis ist, begreift er bisweilen rasch die neuen Möglichkeiten und bereichert sich schneller. Wir haben dies nach dem Kriege erlebt. Auch ist für ihn der Bezirk des Geschäftlichen nicht so streng umgrenzt wie etwa für den nordischen Menschen und den Mittelländer.

Gelingt es dem ostischen Kaufmann, die weltläufigen Umgangsformen auswendig zu lernen, so eignet er sich vorzüglich zum commis voyageur. Der Handlungsreisende muß ein dickes Fell haben, und „dickes Fell“ bedeutet hier nichts anderes als: Fehlen des Abstands. Er merkt es nicht, wenn seine Anpreisungen dem Kunden widerlich sind, und wenn er es merkt, dann kümmert es ihn kaum. Wenn man ihn vorne hinauswirft, kommt er hinten wieder herein. Dies gilt auch von dem sogenannten Hamstern auf dem Lande, das im Kriege und nachher üblich war: wo nicht das höhere Angebot den Ausschlag gab, da hatten die ostischen Leute den größeren Erfolg bei den Bauern, zumal bei den ostischen Bauern. Die Landleute waren von den Städtern überlaufen, sie waren verärgert, und dies äußerte sich bei ostischen Bauern meist so, daß sie dem eintretenden Städter den Gegengruß und die Antwort versagten. Dies freilich nur dann, wenn sie kein Geschäft erhofften. Sie blieben dann einfach stumm oder drehten den Rücken und maulten. Nordisch geartete Frauen, die etwas Milch für ihre Kinder suchten, mochten sich dann verzweifelt heimwenden; sie schämten sich und schwuren jedem weiteren Versuche ab. Aber die ostischen Stadtfrauen blieben beharrlich und kamen ans Ziel. Ihnen stand es ja auch nicht an der Stirn geschrieben, wie sehr sie sich durch ihre ungewohnte Lage erniedrigt fühlten; sie fühlten sich auch gar nicht

erniedrigt. Der ostische Bauer aber merkt das rasch und fühlt die Blutsverwandtschaft. Dann zieht er die Stacheln zurück aus seiner seelischen Hülle. Sogar sein Mißtrauen kann dann völlig schrumpfen. Er kann dann unverhofft sehr vertraulich werden. Gegenüber dem nordischen Städter aber verliert er sein Mißtrauen nie.

Wenn in aller nordischen Gemeinschaft, mag sie noch so innig sein, das Bewußtsein einer letzten unlösbaren Einsamkeit der Seele verbleibt, so gründet alles ostische Gemeinschaftsglück in dem Bewußtsein der völligen Tilgung des Abstands. „Sich näher kommen" bedeutet für die ostische Seele: sich fördern in der bequemsten Seelenlage und mehr und mehr sich vor einander gehen lassen. „Sich nahe sein" bedeutet ihr: alle lästige Scham aufgeben und sich gleichsam seelisch in einander schieben, so daß jedes mit in die dunstige Hülle des andern hineinschlüpft. Nicht die Mächtigkeit der Sehnsucht, die der ewige Abstand nährt, nicht der schwingende Bogen über die Ferne hin wird ihr zum Glück, — das wäre nordisch gefühlt, wäre nordischer Stil des Liebens. Das ostische Glück will satte Gegenwart. Aber nicht eine Gegenwart, die im Rausche gipfelt — etwa im Taumel der Verzückung oder in der mittelländischen Entladung — sondern eine Gegenwart in vollkommener Unbewegtheit, die keinem Wunsche mehr Raum gibt. Es wäre verkehrt, im Hinblick auf die ostische Seele von einer festlichen Höhe des Erlebens zu reden: die ostische Seele meidet alle Bewegung und Steigerung, sie schwingt nicht auf und ab im Wellengange des Erlebens.

Darum ist der ostischen Seele die wertvollste Gemeinschaft die, in welcher der Stil der raumlosen, bewegungslosen Nähe sich am deutlichsten vollendet. Alle weit gespannte Gemeinschaftsform ist ihr desto minder verständlich, je weiter sie gespannt ist; die Ortsgemeinde gilt ihr mehr als das Vaterland. Die Idee eines „Reiches" z. B., das seine Geltung wahren oder mehren müsse in „der Welt" — eine solche Idee ist ihr, wie alle Ideen, kaum faßbar. Das Schauen der Idee setzt eine Liebe zur Ferne voraus und verletzt daher den ostischen Stil. Darum ist der Krieg für die ostische Seele nichts als ein Unglück, das ihr desto gräßlicher ist, weil es sie im Grunde nichts angeht und das gewohnte Glück der Nähe zerreißt. Der Marsch ins Feld ist dem ostischen Jüngling nicht ein freudiger Aufbruch ins Unbekannte, nicht eine Tat voll des Bewußtseins, einmal mitschaffen zu dürfen an der Geschichte des Reiches, sondern ein un-

verstandenes, sinnloses Verhängnis. Der ostische Mensch ist der geborene Pazifist.

Die ostische Seele kennt kein letztes Entweder-Oder. Letzte Entscheidungen sind ihr das Peinlichste, denn sie setzt nie das Ganze — sei es das ganze Vermögen oder gar das Leben — aufs Spiel. Der ostische Mensch ist in allen Fällen geneigt, sich auf Vermittlungsvorschläge einzulassen. Wo für den nordischen Menschen, den fälischen und den mittelländischen nur ein schroffes Nein erklingen darf, und ging' es auch ums Letzte, da ist der Oste noch immer bereit zu „vernünftigen Erwägungen“. Das Reich der Vernunft, im alltäglichen Sinne des Wortes, wächst bei ihm hoch herauf und läßt dann kaum mehr einen Raum für übervernünftige Entscheidungen: die Vernunft des Alltags, die Vernunft der Lebenserhaltung durchsetzt dann sein ganzes Wesen. Diese Vernunft kann sich als Weltanschauung äußern oder als Geschäft. „Unvernünftig“ kann der Oste nur werden, wenn sein Glück im Winkel bedroht ist.

Ein Streit zwischen ostischen Menschen ist also niemals ein Streit auf Leben und Tod. Der Oste ist leicht geneigt, sich unterlegen zu fühlen, zumal gegenüber der stärkeren und freien Lebensmächtigkeit des nordischen Menschen; sein Gefühl der Unterwertigkeit löst dann in ihm ein dumpfes Aufwärts-Hassen aus[1]). Aber er schreitet nicht leicht zu offener Tat, seine Waffe ist die Zunge. Er schimpft, aber nicht so wie der Norde und der Mittelländer, deren Schelten ein Ausbruch und ein Angriff ist, sondern er schimpft „in sich hinein“. Auch der Streit mit seinesgleichen spielt sich in diesen Formen ab. Dieses Schimpfen oder Maulen steigert sich nie zum Ausbruch oder zu wirklich leidenschaftlicher Bewegtheit, sondern hält sich immer auf derselben Höhe des Tones und dauert sehr lange. Niemals ist zwischen den beiden Gegnern mit einem solchen Schimpfen endgiltig alles abgebrochen, das Schimpfen selbst bildet ja noch immer die Brücke zum Gegner: das Schimpfen kann vermindert werden, kann einem milderen Tone weichen, und schließlich kann dann alles beim alten sein. Die haßgeblähte „dumpfe Kugel“ schnurrt langsam wieder zusammen. Im tiefsten Grunde freilich verzeiht der Oste nicht, eben darum, weil er keinen Streit je wirklich austrägt: es werden da nicht — mit ausgreifender Gebärde — schwingende Hiebe getauscht, sondern man liegt einander nur immerfort im inneren Hinterhalte gegenüber. So wenig wie

[1]) Vgl. S. 77 Anm.

es für die ostische Seele einen wirklichen Streit gibt im nordischen Sinne: einen hellen, befreienden Streit mit Sieg und Niederlage, so wenig gibt es für sie eine eigentliche Versöhnung.

Zieht sich der ostische Mensch aus dem Bewegungs- und Leistungstreiben einer nordisch gestalteten Welt zurück, so vermindert sich seine Verzerrung und er kommt seinem eigenen Urbilde wieder näher. Als die verflachte Ausgabe des ostischen Weisen und Enthobenen[1]) mag uns der satte, beschauliche Rentner gelten, der sich tausend Dinge und Dinglein emsig gesammelt hat und sie nun in seiner seelischen Dunsthülle hält: er besitzt sie, und dieses Besitzen befriedigt ihn an sich selbst. Er wird nicht erregt von diesen Schätzen, er versenkt sich nicht und verliert sich nicht in sie. Darin liegt etwas von ostischer Enthobenheit: daß er von nichts erregt, von nichts ergriffen wird. Er schnurrt auch nicht mehr zusammen, denn er „kennt" die Dinge und weiß, wie weit er ihnen trauen darf und wie weit nicht. Er hat das Lächeln jenes Glücks, das in der Kunst liegt, immer satt zu sein: eine Kunst, die der nordischen Seele fremd und verächtlich ist. Alle Dinge liegen dann gleichsam auf e i n e r Fläche da und erscheinen alle gleich groß und gleich gewichtig; der Weise liebt sie alle mit einer gleichen Liebe und fühlt sich wohl darin, sie „wachsen zu lassen" ohne jeden Eingriff. Er nennt, falls er einmal bitter wird, die Welt eine Menagerie und findet eine tiefe Erkenntnis darin zu wissen, daß „überall in der Welt mit Wasser gekocht wird". Er ist das Gegenbild zum nordischen Leistungsmenschen: das völlig Andere, das am andern Ende der menschlichen Möglichkeiten liegt.

Wie muß die l e i b l i c h e E r s c h e i n u n g beschaffen sein, die geeignet ist, einer Seele der beschriebenen Art zum Felde ihres Ausdrucks zu dienen? Der nordische und der mittelländische Leib sind geschaffen, sich in freier Bewegung im Raume zu entfalten. Die ostische Seele braucht einen anderen Leib. Eine Aufweisung der ostischen Leibesformen aus dem Stile des ostischen Erlebens, das sich an diesen Leibesformen ausdrückt, habe ich in meinem mehrfach herangezogenen Buche „Rasse und Seele" gegeben. Auf jene Arbeit muß grundsätzlich verwiesen werden, wo es sich um die Zusammenhänge seelischen Stiles mit leiblichem Stile handelt. Hier aber, wo uns die nordische Seele im Vordergrunde steht, soll das Ostische nur dazu dienen, um von ihm das Nordische deutlich abzuheben.

[1]) Vgl. mein Buch „Rasse und Seele", 6. Abschnitt: Der Enthebungsmensch.

Der ostische Leib ist auf weiche Rundheit gestimmt. Er ist kurz und gedrungen. Der Umriß des Kopfes ist, von vorn und von oben gesehen, rund; seitlich gesehen, wölbt er sich halbkugelig vornüber an der Stirn und fällt vorn und hinten ab in stumpfen Linien. Das Gesicht ist breit und gewulstet: die Augen liegen flach auf breiten Lagern, und über ihnen wölbt sich je ein weiches Kissen aus fettgepolsterter Haut, hinter dem sie bei jeder Regung der Mienen leicht verschwinden. Um es einmal mit einem Scherzwort zu sagen: ein solcher Kopf sieht aus, als hätte der Herrgott, als er ihn schuf, den Rohstoff zu einem Klumpen geballt und darnach ein wenig mit dem Daumen daran geknetet. Während die Formen des nordischen Leibes alle wie von innen nach außen getrieben, ja geschleudert erscheinen und alles auf Schwung gestimmt ist und hinausgreift, scheint hier alles in sich gezogen und auf Bewegungslosigkeit gestimmt. Je mehr die Grundform der Kugel deutlich wird an einem Leibe, desto reiner stellt sich ostischer Stil an ihm dar. Dazu trägt, zumal im Verlaufe ostischen Alterns, das Schwellen der Fettpolster bei, das die gesamte Gestalt verrundet, das Motiv der Kugel in vielen Einzelzügen des Leibes wiederholt und schließlich es übertreiben und verzerren kann: im Doppelkinn, in den Hängebacken usw.

Besonders deutlich tritt dieser Stil der Rundung im ostischen Lachen zutage (vgl. Tafel 33 und 35). Die Wangen, die auf hervortretenden Lagern ruhen, schwellen an: sie wulsten sich bis zur Höhe der Nasenwurzel, so daß bisweilen nur der unterste Teil der Nase noch aus ihnen hervorschaut. Die Polster um die Augen scheinen sich zu dehnen und legen sich so vors Auge, daß es fast völlig verschwindet[1]). Ausdruckslinien können sich dann quer über die Nasenwurzel ziehen. Auch Wülste unterm Kinn können dann sichtbar werden, um dieses Lachen gleichsam zu umrahmen.

Die Möglichkeit, sich durch Wechsel der Farbe (Erröten und Erbleichen) auszudrücken, ist der ostischen Seele nicht oder doch nicht in dem Maße gegeben, wie der nordischen oder der fälischen Seele mit ihren hell- und zarthäutigen Leibern[2]); die ostische Haut ist zwar

[1]) Auch das nordische Auge wird bei schalkhaftem Ausdruck ein wenig versteckt: es wird „zugekniffen". Aber es wird nicht überwulstet wie das ostische Auge. Die kennzeichnend ostische Verkleinerung des Auges beim Lachen wirkt nicht schalkhaft, sondern „pfiffig".

[2]) Vgl. oben S. 33 und 55; ferner mein Buch „Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt" (14. Aufl.) S. 107 f.

nicht dunkel, aber sie ist gelblich getönt und wirkt als dick und undurchlässig. Haar und Auge sind dunkel. Was andere Rassen durch Ausdrucksbewegung und Wechsel der Farbe sagen, das sagt der ostische Mensch durch bloße „Nähe“, durch eine „warme Fühlung“ zwischen Seele und Seele — ein Ausdrucksmittel, das zumal dem nordischen Menschen fremd und sehr peinlich ist.

13. Die nordische Entscheidung.

Die bisherige Betrachtung wollte die Dinge in weiter Allgemeinheit sehen. Zum Schlusse sei uns ein Blick in die deutsche Gegenwart erlaubt, die aus einer nahen, von uns allen erlebten Vergangenheit heraufkam und in eine Zukunft hinzielt, die in lockender Ferne liegt.

Alles war in Bewegung in den ersten zwei Jahren nach der Machtergreifung, so auch ich. Unzählige Male führte mein Weg mich kreuz und quer durchs Reich. Wer aber zur Sommerszeit in einem Kraftwagen die Straßen des Landes befuhr, der fuhr selten allein. Alle Straßen waren da voll von wandernden Schülern, die ihre Urlaubsfreude in die Ferne trugen. Sie baten um einen Sitz und stiegen ein, und dann redeten sie sorglos, was sie dachten.

Sie entstammten den verschiedensten Teilen des Landes und den verschiedensten Arten von Schule. Ich hörte zu und lenkte das Gespräch. Unter anderem lag mir damals diese Frage am Herzen: Was erfährt denn ein Schüler in der deutschen Schule von Rasse?

Die Antwort lautete fast überall gleich. Das erste, was ihnen beim Stichwort „Rasse“ einfiel, waren einzelne körperliche Merkmale, wie Haar- und Augenfarben, von denen sie mehr oder weniger richtig sagen konnten, nach welchen Regeln sie sich vererben: die einen nämlich vererben „dominant“, die anderen „rezessiv“. Einige meiner Fahrtgenossen mochten denken, sie seien einem reisenden Examinator in die Hände gefallen, denn sie übergossen mich sofort mit einem Schwall von biologischen Fachausdrücken — lauter Fremdwörtern, versteht sich. Ich dachte staunend: was so ein jugendliches Gedächtnis nicht alles behält.

Die meisten freilich verhielten sich noch anders. Kaum daß das Wort „Rasse“ fiel, verzogen sie gelangweilt und verlegen das Gesicht,

als wollten sie sagen: „Läßt man uns nicht einmal in unseren Ferienwochen mit diesem blöden Kram in Ruhe?“ Und wenn ich schließlich fragte: „Was fangt ihr nun mit diesem Wissen an? Seht ihr nun eure Mitmenschen mit neuen, klügeren Augen? Oder kennt ihr wenigstens euch selbst nun besser, wenn ihr wißt, daß dieses Merkmal sich „dominant“ und jenes sich „rezessiv“ vererbt?“ — Wenn ich so fragte, erhielt ich nicht ein einziges Mal eine zuversichtliche Antwort. Gedächtnisballast und toter Wissensstoff — nichts anderes kam zutage. Für alle war „Rassenkunde“ nur ein neues Fach unter anderen Fächern, das ihnen eingepaukt wurde wie diese. Ein einziger nur ahnte, daß schon die Weise zum Beispiel, wie er zu mir sprach, die Weise, wie er mich um den freien Platz im Wagen gebeten hatte, die Handbewegung, mit der er seine Bitte begleitete, die Haltung, mit der er da neben mir saß und dachte, der Blick, mit dem er ins deutsche Land hinaussah, ja schon der Drang, der ihn zum Wandern antrieb — daß dies alles, alles rassische Züge hatte: Züge, die ihm mit vielen anderen Menschen gemeinsam waren und ihn von vielen anderen deutlich unterschieden. Dieser eine ahnte, daß Rasse etwas ist, daß jeden Augenblick sich im lebendigen Leben auswirkt, im Wachen wie im Schlafen: daß es eben wie Herzschlag und Atemholen zum Leben gehört. Nur dieser eine Schüler ahnte von ferne, was doch aller Rassenkunde erst ihren Sinn jenseits der Wissenschaft, erst ihre lebendige Wichtigkeit verleiht: daß schon in jedem Worte, das wir sprechen, daß in der Bewegung unseres Denkens, daß in jeder Entscheidung, die wir treffen, in jeder Liebe, mit der wir lieben, in jedem Haß, in jedem Wunsch, in jedem Ärger oder Ekel, in unserem Glauben an Gott und in unserem Sinn für Schönheit und für Recht — mit einem Wort: in allem, was unsere Seele heftig oder noch so leise je und je bewegt, immer und unausweichlich rassische Gesetze gelten. Seelisches Leben, in dem nicht auch Rasse spräche, gibt es nicht.

Hätten jene Schüler, die ich fragte, dies klar gewußt, so hätte ihnen die Bedeutung a u c h der leiblichen Gestalt und damit zugleich der Sinn jener einzelnen Merkmale eingeleuchtet, die sich so und so vererben. Freilich, wenn man das einzelne Merkmal — z. B. Haar oder Augenfarbe — aus dem Zusammenhange der Gesamtgestalt herausreißt, dann verliert es seinen Sinn, so gut wie ein einzelner Laut seinen Sinn verliert, wenn man ihn aus dem Zusammenhang des Wortes herausreißt.

Oder — um es mit einem anderen Gleichnis zu sagen — wenn wir einen gotischen Dom als gotischen Dom begreifen, so laufen wir nicht erst mit dem Winkelmaß hinzu, um zu prüfen, ob dieser oder jener einzelne Winkel so oder soviel mißt; wir treten auch nicht erst an das einzelne Fenster heran, um zu sehen, ob es auch wirklich einen Spitzbogen habe; sondern wir begreifen mit einem Blicke das Gesetz der Gestaltung, das den ganzen Bau — das Werk als ein Ganzes — durchwaltet: vom Ganzen her versteht sich jede Einzelheit von selbst. Ein gotischer Dom ist als solcher auch im Nebel erkennbar, wenn die Einzelheiten allesamt verschwimmen, so daß kein „Merkmal", z. B. kein Spitzbogen, mehr unterscheidbar ist. Es kann sogar sein, daß ein einzelnes Merkmal bei näherer Betrachtung gar nicht stimmt: daß manches zu späterer Zeit in anderem Stile eingebaut ist. Damit hört der Dom nicht auf, ein gotischer Dom zu sein: das Ganze behält seinen eigenen stilhaften Sinn, und nur jenes stilfremde Einzelne fällt aus dem Rahmen, weil der Sinn des Ganzen es nicht mit umgreift.

Genau so kann man die lebendige Gestalt z. B. eines Menschen daraufhin betrachten, welches Stilgesetz sich in ihr auswirkt. Dann freilich dürfen wir nicht so vorgehen, daß wir das unmittelbar Anschauliche nach der Weise etwa des physikalischen Denkens in Zahlenwerte, also in unanschauliche Größen übersetzen. Dieses letztere Verfahren, das vielgerühmte „exakte" Verfahren der Physik, geht darauf aus, nur das als wissenschaftliches Ergebnis gelten zu lassen, was irgendwie auf Zahlen gebracht ist und damit eine mathematikähnliche Form angenommen hat. Das Wort „exakt" bedeutet nicht, wie viele Laien meinen, das gleiche wie „genau" — Genauigkeit strebt jede Wissenschaft an, nicht nur die Physik. „Exakt" bedeutet: auf Zahlenwerte gebracht. Mittels dieses „exakten" Verfahrens ist es möglich, zwei rassische Gestalten, z. B. einen nordischen und einen fälischen Menschen, nebeneinander zu stellen und ihre Körperhöhe in Zahlen auszudrücken; und diese Zahlen können nun einander gleich sein: die Höhe eines nordischen Körpers wie die eines fälischen mögen beide genau 180 Zentimeter betragen. Ebenso kann man einen gotischen Dom und einen romanischen Dom nebeneinander stellen und messen und ihre Höhe in Zahlen ausdrücken: sie betrage bei beiden 140 Meter. Wir können der Höhe die Breite zufügen und sämtliche Maßverhältnisse (Proportionen) mit ganzen Tabellen von Zahlen, so erwächst aus

diesem Zahlenwerk doch niemals eine Anschauung der Gestalt: so wenig, wie aus der Zahl, welche die Länge einer Schallwelle angibt, jemals ein wirklicher gehörter Ton erwächst.

Man kann aber jederlei lebendige Gestalt, auch diese beiden Gestalten, die uns als Beispiel dienten, auch auf eine ganz andere Weise betrachten, die nicht „exakt" (im physikalischen Sinne) und dennoch durchaus genau ist. So wie wir den gotischen Dom (wenn wir das Gotische, also den Sinn seiner stilhaften Gestalt, verstehen wollen) nicht nach Zahlenwerten fragen, sondern nach dem Lebendigen, das in seinem Stile sich ausdrückt: genau so können wir die leibliche Gestalt z. B. des nordischen und des fälischen Menschen danach fragen, was für eine Weise des Erlebens sich im Stile des einen und was für eine andere Weise des Erlebens sich im Stile des anderen auszudrücken vermag. Und wir werden dann sehr bald finden, daß die nordische Gestalt — mag sie, in Zahlenwerten angegeben, genau so hoch sein wie die fälische Gestalt — eine völlig andere Weise des Hochseins hat als diese: einen anderen Stil der Höhe; genau so, wie ein gotischer Dom, bei vielleicht völlig gleichem Höhenmaße, eine merklich andere Weise des Hochseins hat als ein romanischer Dom. (Wobei zu beachten bleibt, daß „gotische" und „romanische" Bauform nicht so bis auf den Grund hinab einander fremd sind wie etwa zwei solche Rassengestalten, wie sie das 5. Kapitel einander gegenüberstellt. Diese sind äußerste Gegensätze seelisch-leiblicher Gestalt. Die sogenannte romanische Bauform aber z. B. ist nicht ohne Verwandtschaft mit der gotischen. Sie kann, geschichtlich gesehen, als eine Vorform der gotischen gelten: sie ist gar nicht romanisch in dem sonst auch von uns hier gebrauchten Sinne, sondern sie ist in dem schöpferischen Gespräch der Völker die erste germanische Antwort auf südliche Baugedanken, so wie die gotische Bauform eine zweite und spätere germanische Antwort ist, doch diesmal weniger auf südliche Baugedanken als auf den Geist eines morgenländischen Glaubens.)

Wir betrachten also die leibliche Gestalt von dem Lebendigen her, um dessentwillen sie so — gerade so und nicht anders — gestaltet ist. Wir betrachten die leibliche Gestalt von dem Lebendigen her, dem sie als Ausdruck dient. Dieses Lebendige nennt man gemeinhin die Seele. Von der Gestalt der Seele her empfängt die leibliche Erscheinung ihren Sinn. Wenn wir „Leib" sagen, so meinen wir stets etwas Lebendiges, d. h. etwas, zu dessen Wesen es gehört, Leib-einer-

Seele zu sein. Hier liegt der Sinnesunterschied des Wortes „Leib" und des Wortes „Körper". Ein Körper ist ein Ding unter Dingen: was als Körper aufgefaßt wird, wird mit dieser Auffassung nicht auf Seele bezogen. Ein Leib aber ist immer Leib einer Seele. Die Rassenseelenkunde erforscht das rassische Wesen des Menschen von der Seele her. Sie erforscht den Menschen, den ganzen Menschen, also auch den Leib. Aber der Leib des Menschen ist für sie nicht ein Ding unter den Dingen: nicht ein „Körper", den man messen oder wägen könnte, sondern die Erscheinung der Seele.

Um seelische Gestalten zu sehen und sie auf ihren rassischen Stil hin zu betrachten, brauchen wir uns nicht gleich in die höchsten Höhen der geistigen Schöpfung zu begeben: die Luft wird dort dünn, und wir verlieren leicht den Boden der Wissenschaft unter den Füßen. Bleiben wir also ruhig in den fruchtbaren Niederungen der gemeinen Erfahrung, die schon Immanuel Kant empfahl. Wir sagten doch: alles Menschliche, das uns begegnet — in uns selbst und außerhalb — hat seine rassischen Züge; also greifen wir doch irgendwelche Gestalt des Alltags heraus, die uns gerade über den Weg läuft, und betrachten sie auf ihre rassischen Züge. Dies sei unsre Probe aufs Exempel.

Da ist z. B. der Handlungsreisende. Was macht er? Er macht Geschäfte. Manch einer denkt vielleicht: Geschäft ist Geschäft — was gibt es da für Rassenunterschiede? Ja, wenn man nichts anderes im Auge hat als den Zahlenwert von Soll und Haben, dann ist es gleichgültig, ob das Geschäft in nordischem, fälischem, ostischem oder vorderasiatischem Stile getätigt worden ist. Wir aber treiben hier durchaus keine Geschäfte, sondern Rassenseelenforschung; darum fragen wir hier nicht nach Zahlenwerten, sondern nach dem Stile des Handelns.

Denken wir also nun, wir seien Inhaber eines Kaufladens, und herein tritt ein Geschäftsreisender, der die Aufgabe hat, eine neue Ware einzuführen. Der Reisende grüßt verbindlich, aber mit gemessener Zurückhaltung, und bittet um die Erlaubnis, uns ein neues Erzeugnis deutscher Arbeit vorlegen zu dürfen, und sagt etwa: „Ich will ältere Fabrikate, die Ihnen vertraut sind, keineswegs herabsetzen; dieses aber hat die und die Vorzüge — bitte, machen Sie einen Versuch und urteilen Sie dann selbst: der Versuch wird Sie überzeugen." Der Reisende wendet sich also an unser selbständiges Urteil und läßt die Sache sachlich für sich selber sprechen. Er ist der Meinung, daß der

Mann oder die Frau, die er als Kunden gewinnen will, jedes andere Verfahren als zudringlich, als Verletzung der guten Form, die auf Abstand hält, empfinden würde. Durch jedes andere Verhalten also würde das Geschäft geschädigt.

Ob er damit in jedem einzelnen Falle recht hat, ist eine Frage für sich. Es gibt sicher Menschen, die er anders behandeln müßte; wir werden sie noch betrachten. Aber es ist nun eben sein Verfahren, wie es seiner Art entspricht; und gegenüber Menschen seiner Art ist es das richtige. — Welcher Art sind diese Menschen? Von welcher Rasse ist dieser Handlungsreisende? Und von welcher Rasse sind die Menschen, auf die er in seinem Stile zu wirken vermag?

Die rassenstilhaften Züge dieses Reisenden haben wir schon bei der Zeichnung seines Verhaltens herausgehoben. Der Mann stellt zwischen sich und seinen Kunden die Sache, um die es ihm geht oder doch zu gehen scheint; denn eigentlich geht es ihm nicht um die Ware, die ja nicht sein Werk ist, sondern um das Geschäft. Das Geschäft aber fördert er durch die Unterstellung, daß es um nichts als um die Vorzüglichkeit der Ware gehe. Er hält die Ware sich und seinem Kunden gegenüber, betrachtet sie sachlich aus kühlem Abstand; und dieser Abstand, den er sowohl von der Ware wie vom Kunden einhält, macht zugleich das Wesen seines stilgemäßen Anstands aus, durch den allein er den Kunden gewinnen kann — vorausgesetzt, daß der Kunde von gleicher Art wie er ist und also sein Anstandsempfinden den gleichen Gesetzen gehorcht. Dieser Reisende behandelt die Ware als etwas, von dem eine Leistung verlangt wird, und diese Leistung soll durch sich selbst überzeugen. Denn nur, was auf Leistung bezogen ist, hat in seiner Welt und in der Welt seiner Artgenossen einen Wert. Unser Handlungsreisender war ein Mensch von nordischer Rasse.

Aber nicht alle Reisenden sind so wie er. Es kann in unseren Laden ein anderer Reisender treten — an leiblicher Erscheinung gleich groß wie der vorige, aber nicht schmal und schlank, sondern ein wuchtiger Riese —; der sagt mit ruhiger, vertrauenerweckender Stimme: „Guten Morgen!“, legt dann schweigend etwas vor uns hin und bemerkt nach einiger Zeit mit der gleichen väterlichen Stimme: „Das ist gut. Das müssen Sie bestellen.“ Viel mehr sagt er nicht, falls er klug ist und die Art seiner Wirkung kennt. Denn er wirkt auf den Kunden nicht durch die Sache, die er vorlegt, sondern durch das gewichtige, in sich selber ruhende und in sich selber wuchtende Wesen, als das er

eintritt und nun da ist und verharrt. Die Wirkung wird verschieden sein je nach der Art der Menschen, mit denen er's zu tun hat. Den einen scheint das Gewicht, mit dem er auftritt, schon eine Gewähr für die Verläßlichkeit auch dessen, was er mitbringt, und sie lassen sich so zu einer Bestellung gleichsam überwältigen; andere fühlen sich durch eben diese Gewalt, die von dem Riesen ausgeht, peinlich bedrängt und fluchen innerlich auf diesen schweren Klotz, der da verharrend sich in ihrem Raume festpflanzt, aber sie schicken ihn — eben deshalb — nicht gleich weg, denn sie fühlen, daß es Kraft kostet, diesen Klotz zu bewegen. Und schließlich bestellen sie vielleicht trotz ihrer Abneigung.

Dieser Verharrungsmensch ist fälische Rasse. Wir haben sie in unserem 10. Kapitel in rohem Umriß gezeichnet und fügen dem nur weniges hinzu[1]). So einfach, wie es manchem scheinen möchte, ist das Wesen des fälischen Menschen durchaus nicht. Vor allem geht es nicht an, ihn auf einige sogenannte „seelische Eigenschaften" wie Gediegenheit, Verläßlichkeit, Rauheit und dergleichen festlegen zu wollen. Solche „Eigenschaften" sind Sache eines einzelnen Charakters, aber Charakter ist nicht Rasse, wennschon jeder Charakter auch rassische Züge hat. Gediegen, verläßlich, rauh können Menschen fast aller Rassen sein; andererseits kenne ich Menschen von wesentlich fälischem Stile, deren Verläßlichkeit an ganz bestimmten Punkten — wesentlich fälischen Punkten — unweigerlich versagt. Es gibt also Menschen fälischen Stiles, die verläßlich sind, und solche, die es nicht sind. Wenn sie es sind, dann sind sie es auf fälische Weise; und diese Weise ist es, die den Rassenstil bestimmt. Ist ein nordischer Mensch verläßlich, so ist er es im Angesicht der Sache oder der Person, die er sich gegenüber im Abstand hält und beurteilt. Solange die beurteilte Sache oder Person sich erweist als das, wofür er sie hält, und damit sich selber treu bleibt, solange bleibt auch er ihr treu — nicht länger. Das ist nordische Treue und Verläßlichkeit. Ist ein fälischer Mensch verläßlich, so ist er es aus innerer Schwere, aus einem seelischen Verharrenmüssen. So kann er in Treue verharren auch dann, wenn solche „Treue" längst sinnlos und ein Verrat an sich selber ist. Aber es gibt fälische Menschen, die ein schon mäßig starker Anstoß von außen bisweilen plötzlich aus ihrem wuchtenden Verharren hinauswirft, und dann stürzt jäh und unaufhaltsam alles ein, worauf

[1]) Vgl. auch m. Buch „Rasse und Seele", 2. Abschnitt: Der Verharrungsmensch.

man glaubte Häuser bauen zu können. Und in unserem Beispiel vom fälischen Reisenden ist ja nicht gesagt, ob die Sache, die er mit dieser Vertrauen verbreitenden Gewichtigkeit vertritt, auch wirklich gut ist; d. h. ob man sich auf den Wert, den er der Ware dadurch, daß er sie vertritt, doch zuspricht, wirklich verlassen darf — in Wahrheit kann sie ja auch Schund sein. Auch auf jene väterlich wirkende Ruhe, mit der unser fälischer Reisender auftritt, ist nicht an sich schon — d. h. kraft des Stilgesetzes der Rasse — ein menschlicher Verlaß. Ob solche fälische Ruhe wirklich tief ist und in menschlicher Größe gründet, darüber gibt nicht der Stil der Rasse Auskunft, sondern der Charakter des einzelnen Menschen. Ich kenne wesentlich fälische Menschen, die oft aus scheinbar lächerlichem Anlaß ihre Ruhe verlieren und dann rasen bis zur Erschöpfung: sie verharren dann mit ihrer ganzen fälischen Schwere in dieser Raserei, auch wenn deren Anlaß längst dahin ist, weiter und weiter kraft desselben artlichen Gesetzes, nach dem sie bisher in einer scheinbar unerschütterlichen Ruhe verharrt hatten. Der fälische Mensch kann ein nüchterner Rechner sein, auch sehr auf Kosten anderer Menschen: skruppellos nüchtern, über Leichen stampfend; und doch daneben völlig im Banne übervernünftiger Mächte: begabt mit dem „zweiten Gesicht“, ein „Spökenkieker“. Er hat einen weiten Umfang scheinbar widersprechender Möglichkeiten. Als nüchterner Geschäftsmann, wie unser Reisender einer ist, kann er aus schwer verstehbarem Anlaß plötzlich ins Poltern geraten und dann Dinge sagen, die das Geschäft nicht fördern. Auch Götz von Berlichingen war zwar kein Geschäftsmann, aber vielleicht ein wesentlich fälischer Mensch.

Und dann kann ein anderer Reisender in unseren Laden treten, der weder dem nordischen noch dem fälischen in irgend etwas gleicht. Ein vertrauliches Lachen glänzt auf seinem runden, knolligen Gesicht; er reicht uns gleich seine weiche, kurzfingrige Hand: „Ja, grüß Gott, Herr Maier! Da bin ich also endlich wieder! Ja wie geht's denn alleweil? Und Ihrer Frau? Und dem Fritzle?“ Und wenn dann das kleine Fritzle zufällig in den Laden watschelt, begrüßt er es strahlend, als wär es sein eigenes Kind, und schenkt ihm sofort was Süßes oder Buntes. Von der Ware, um derentwillen er eigentlich kommt, ist noch lange nicht die Rede. Das erste für ihn muß sein, daß er Nähe schafft: eine nahe, warme Fühlung zwischen ihm selbst und dem künftigen Kunden muß hergestellt sein, sonst kann kein Kauf gedeihen. Es muß gleichsam eine warme Dunsthülle erzeugt werden,

die beide, den Reisenden und seinen künftigen Kunden, gemeinsam umfängt. Das ist die Luft, in der ein Geschäft gedeiht: denn nun „kann" der Kunde schließlich nicht mehr anders als bestellen — „anstandshalber".

Dieser Anstand freilich ist ein Anstand ganz anderen Stiles als jener, der in der Welt des nordischen Menschen gilt. Dort setzt aller Anstand die Wahrung eines kühlen Abstands zwischen Mensch und Mensch voraus; hier aber ist Anstand eine Pflege nicht des Abstands, sondern der warmen Nähe. Das ist ostischer Anstand.

Und noch ein anderer Handlungsreisender kann uns begegnen; in Deutschland zwar selten, aber häufig in den südlichen Ländern. Er preist uns seine Ware in vollendeter Rede an und begleitet den Tanz seiner Worte mit einer Verschwendung vollendet anmutiger Gebärden. Was will er von uns? Beifall. Ob wir kaufen, ist fast Nebensache. Hauptsache ist, daß wir bewundernde Zuschauer sind bei seinem Tanze. Er braucht uns, d. h. den Mitmenschen, notwendig, um leben zu können; aber er braucht uns nicht notwendig als seine Käufer, sondern als seine Tribüne. Bei Menschen seiner Art wird er dennoch als Kaufmann erfolgreich sein; denn jene Zuschauer, die sein herrliches Spiel wirklich mitreißt, die werden auch Käufer und Besteller. In der Welt des nordischen Menschen freilich, der nur die Sache frägt und nur ihre sachliche Leistung wertet, ist diesem Darbietungsmenschen kaum ein Erfolg beschieden. Sein Wirkungsfeld ist die mittelländische Welt, er ist der Mensch von mittelländischer Rasse.

Wir warfen einen abschließenden Blick auf den nordischen, den fälischen, den ostischen, den mittelländischen Stil des Erlebens. Wir wählten als Beispielsmenschen sehr alltägliche Menschen, und taten dies, um zu zeigen, daß Rasse nicht etwas ist, das sich nur bei besonderer Gelegenheit an Feiertagen äußert, sondern immer und überall, wo menschliches Leben gelebt wird. Wir hätten statt der Handlungsreisenden auch etwa Krankenschwestern oder Lastträger oder Geheimräte oder Schauspieler wählen können: in jedem Falle hätte sich ergeben, daß jeder das, was er ist, nur eben im Stile seiner Rasse sein kann. Es ist gleichgültig, an welchem Punkte man das Leben anfaßt: es gehorcht an jedem Punkte seinem rassischen Gesetz.

Bei der Betrachtung seelischer Gestalten entstand auch jeweils wie von selbst das zugehörige Bild der leiblichen Erscheinung. „Zugehörig" heißt hier: die rassenbestimmte seelische Gestalt verlangt,

um in dieser gemeinsamen Raumwelt erscheinen zu können, einen Leib; und auch dieser Leib hat Gestalt, und zwar eine so beschaffene, daß an ihr der Stil der Seele sich vollendet ausdrückt. Zu jeder Rassenseele „gehört“ ein Rassenleib: er ist ihr wesensmäßig zugeordnet als das ihrer Gestalt entsprechende Raumfeld ihres Ausdrucks.

Ob freilich in jedem einzelnen Falle immer wirklich beisammen *ist*, was dem Wesen nach zusammen *gehört*, ist eine ganz andere Frage, die wir in vielen einzelnen Fällen verneinen müssen. Was dem Wesen nach stilhaft zusammengehört, ist oft genug zersprengt durch *Rassenmischung*. Rassengemischtheit bedeutet, seelenkundlich gesehen: eine Verklammerung von Zügen, die nicht zusammengehören. So kommt es oft genug, daß ein Mensch seinen Stil nicht durchhält: daß sein Verhalten umschlägt etwa vom nordischen zum fälischen oder zum ostischen Stile, oder daß sein Leib nicht auszudrücken vermag, was in seiner Seele vorgeht, weil der Stil seines Leibes in entscheidenden Zügen zum Stile seiner Seele nicht paßt. Hier ist einer der Punkte, wo aus rassenkundlicher Erkenntnis ein Wille zur Tat entspringen muß, wenn Wissen mehr sein soll als ein toter Lehrstoff. Uns Wissenden ist es heute aufgegeben, in einer Arbeit von vielen Geschlechterfolgen die den Menschen zerreißende Rassenmischung zurückzudrängen. Menschen sollen wieder werden, die *aus einem Gusse* sind. Dies ist der einzige Weg, um schließlich *ein Volk* zu werden im vollen Sinne des Wortes: eine Gemeinschaft aus Gliedern, die *einander verstehen*, weil das Erleben aller vom gleichen Stile gestaltet und darum das Erleben jedes einzelnen Volksgenossen jedem anderen Volksgenossen „selbstverständlich“ ist.

Man wird mich fragen: Wie könnte dies geschehen? Wir müssen doch die Tatsache als gegeben hinnehmen, daß wir fast alle, wir Deutschen, heute nicht mehr reinrassig sind. Wie können wir dies ändern, wo doch in jedem einzelnen von uns in Leib und Seele diese Mischung nun einmal vollzogen ist lange vor seiner Geburt? Was können wir dabei tun?

Nun, wir können etwas tun. Und das selbst dann, wenn wir an uns selber, an uns heute Lebenden, nichts mehr leisten und retten könnten — an unseren Kindern und Enkeln und an deren Enkeln können wir etwas tun, damit wieder echtes „Volk“ aus ihnen werde.

Deutsches Volk und deutsche Kultur sind ein Werk aus nordischer Hand, ein Werk in nordischem Stile. Die deutsche Geschichte, zumal überall da, wo sie groß war durch die seelische Macht von Männern und von Frauen, die wir noch heute als Vorbilder deutscher Lebensgestaltung sehen — die deutsche Geschichte war eine Geschichte nordischen Lebensstiles. Und sie kann deutsch nur sein, solange sie von diesem Stile noch durchherrscht ist.

Was aber vom Volk und seiner Geschichte gilt, das gilt auch vom einzelnen. Daß wir als Menschen von einheitlichem Rassenstile *geboren* würden, das dürfen wir nicht von uns verlangen, denn auf seine Geburt hat schließlich niemand einen Einfluß. In fast jedem von uns widerstreben einander mehrere Stile. Was wir tun können, ist dies: Partei ergreifen in diesem inneren Streite. Nicht ihn schlichten: das ist unmöglich, denn wir können nicht ausreißen, was nun einmal in uns steckt. Auch ist der Streit an sich nicht wertlos, ja er kann durch die innere Spannung, die er schafft, ganz neue Werte zeugen: Kulturwerte höchsten Ranges gehen oft aus diesem inneren Streit — dem Streite der um die Seele ringenden rassischen Stilgesetze — hervor. Solch innerer Streit ist also gut und fruchtbar, aber für uns Deutsche nur dann, wenn er mit einem Siege des nordischen Artgesetzes endet. Was der einzelne Mensch an sich selber tun kann, ist: sich selbst gegenübertreten und das Nordische in ihm selbst zum Siege führen. Das aber heißt nichts anderes als: *die Tat der Eroberung*, durch die ja einmal auch unser deutsches Volk entstanden ist, indem nordische Eroberer Herrschaft übten über Unterworfene von fremder Art — diese Tat der Eroberung *zu wiederholen: jeder einzelne in sich selbst.*

Wenn dieses Werk der Selbsterziehung vollbracht ist, dann folgt aus ihm von selbst schon alles andere. Ein Mensch, der so sich nordisch entschieden hat, der kann auch nicht mehr anders, als nordisch wählen, wenn er Genossen sucht zu gemeinsamem nordischem Werke: denn nur Menschen gleichen Stiles, Menschen gleichen Strebens, gleicher Artentscheidung werden ihn verstehen können. Nur mit solchen kann er eine echte Gemeinschaft fügen. Alle andere Gemeinschaft, die nicht in gleicher Artentscheidung gründet, kann nur unechte Scheingemeinschaft sein: Bürogemeinschaft, Maschinen- und Rekordgemeinschaft, Tisch- und Bettgemeinschaft, nichts weiter. Das hingegangene Zeitalter gefiel sich oft darin, mit dem Versagen der Gemeinschaft —

selbst mit der hoffnungslosen Sehnsucht nach Gemeinschaft — ein geist-reich-krankes Spiel zu treiben: man litt an diesem Versagen und man pflegte dieses Leiden, aber man heilte es nicht. Denn solche Heilung hätte eine Tat gefordert und die Tat ein Wagnis. Man wagte nicht, zu tun, was man erkannte. Man klammerte sich an ein leeres Neben-einander-Dasein, man scheute die Schule der Einsamkeit. Jetzt erst ist der Weg nach innen wieder frei: die Zeit ist gekommen, da jeder lernen muß, sich selber wieder fest ins Auge zu schauen — die Zeit, da jeder Deutsche wieder wagen muß, einsam zu sein. Nur wo Einsamkeit möglich ist, ist auch tiefe Gemeinsamkeit möglich. Das gilt für jede Gemeinschaft nordischen Stiles: für nordische Ehe, für nordische Freundschaft, für nordisches Volk.

Manch einer mag hierzu sagen: Nicht übel, aber wie soll das mög-lich sein: rassische Erziehung für ein ganzes Volk? Von Zweiflern jeder Art wird diese Frage erhoben: von denen, die von Rasse nichts wissen wollen und so tun, als könnten sie Rassenunterschiede — wenig-stens seelische — nicht sehen (als ob es Rassenblindheit gäbe, wie es Farbenblindheit gibt); aber auch von denen, für die Rasse ein Bündel von erblichen Eigenschaften ist, die man zwar züchten, aber an denen man nichts erziehen könne. An der Tatsache, daß Menschen völlig gleicher Rasse doch verschiedenen Charakters, verschiedener Eigenart sein können — an dieser alltäglich sichtbaren Tatsache, um die jeder ungelehrte Menschenkenner weiß, gehen sie vorüber, weil sie nicht in ihr einseitig rassenbiologisches Begriffsschema paßt. Sie wissen auch nicht, daß Seele etwas ist, das ständig in einem geschichtlichen Werdegange hingeht. Wer z. B. den Weltkrieg erlebt hat, gar an der Front erlebt hat, ist nicht mehr der gleiche wie einer, der ihn nicht erlebt hat — und wären die beiden auch in allen ihren ererbten An-lagen gleich.

Ich darf ein Beispiel aus meiner eigenen persönlichen Geschichte geben. Die erste größere Reise, die mir als jungem Menschen vergönnt war, ging nach dem skandinavischen Norden, wohin mich von je die Wünsche meiner Jugend gezogen hatten. Und ich gewann mir dort gute Freunde. Ein Jahr vor dem Kriege besuchte ich sie noch einmal. Dann kam der Krieg und der Nachkrieg und verschloß die Grenzen für ungefähr ein Jahrzehnt. Erst im Jahre 1923 gelang mir wieder eine Nordlandfahrt, indem ich mich dort als Erntearbeiter verdang. Wieder besuchte ich meine skandinavischen Freunde. Es wurde eine

herbe Enttäuschung. Meine Freunde lebten noch so, wie sie immer lebten: wie vor zehn Jahren, als wäre dazwischen nichts. Der Pflug des Schicksals, der unsere Seelen aufgerissen hatte, daß sie fruchtbar wurden und empfangend für neues größeres Schicksal: dieser Pflug hatte sie verschont und das Schicksal hat sie vergessen. Wir verstanden einander nicht mehr.

Was hatte sich da vollzogen? Die ererbten Anlagen hatten sich nicht geändert, nicht der Rassenstil, der ja erblich und eben insofern ein *Rassen*stil ist — das alles war noch dasselbe. Und dies war doch das wesentlich Gemeinsame gewesen: das, auf Grund dessen wir einander früher verstanden hatten. Was sich inzwischen entscheidend geändert hatte, aber nur bei mir, dem Deutschen, nicht bei den „neutralen" Freunden, das war der Ablauf der persönlichen Geschichte. Das Schicksal unserer Völker hat uns innerlich getrennt. Nie ist mir so greifbar klar geworden wie damals, daß die Geschichte des einzelnen Menschen ganz aus der Geschichte seines Volkes fließt. „Neutralität" eines Volkes macht auch den einzelnen „neutral" in einem tiefen Sinne: sie läßt ihn unbeschrieben, ungepflügt und unbefruchtet durch die Gewitter der Zeit.

Nicht alles ist Rasse, was Menschen verbindet oder trennt. Auch Menschen gleicher Rasse und — was bedeutsamer ist — auch Völker wesentlich gleicher Rasse können dahin kommen, daß sie einander nicht verstehen. Das englische Volk hat zwar den Weltkrieg erlebt, und hieraus ergibt sich die Möglichkeit für uns Deutsche, mit einzelnen Engländern in manchen Dingen gelegentlich eher zu einem Verstehen zu kommen als etwa mit einzelnen Skandinaviern. Jedoch — das englische Volk ging anders in den Krieg als wir, denn es war als Volk schon anders geprägt als wir durch die Geschichte der Jahrhunderte, die dem Weltkrieg vorausgingen. Darum hat es den Krieg ganz anders erlebt als wir. Mag der Angelsachse uns noch so rassenverwandt sein, er ist von uns geschieden durch *geschichtliche Prägung*. Prägung kann zwar nicht Menschen verschiedener Rasse zusammenprägen, aber sie kann Menschen gleicher Rasse auseinanderprägen.

Wir sagten: Volksgemeinschaft ist nur möglich, wo die Glieder der Gemeinschaft einander wahrhaft verstehen. Und wir sagten ferner: ein wirkliches Verstehen ist nur möglich auf Grund einer gleichen Gesetzlichkeit des Erlebens, auf Grund des gleichen Rassenstiles also: nur wenn *ein* Stil, das Artgesetz der *nordischen* Rasse nämlich,

als der herrschende gilt in unserer Volksgemeinschaft — nur dann sind wir auf dem Wege, deutsches Volk zu werden.

Doch dies ist nur die halbe Wahrheit. Die Rassenverwandtschaft reicht zum Verstehen nicht aus: sie reicht nicht aus, um ein Volk zum Ganzen zu schaffen — sonst müßten ja wir Deutsche mit allen rasseverwandten Germanenvölkern zusammen ein einziges Germanenvolk sein können. Das aber können wir nicht, wenigstens heute nicht, denn wir unterscheiden uns von jenen schicksalsmäßig durch die geschichtliche Prägung. *Zum Volksein gehört notwendig die Schicksalseinheit.*

„Gleiches" Schicksal aber erleben nur Gleichgeartete. Wir sagten vorhin: Geschichte kann zwar Menschen gleicher Rasse auseinanderprägen, aber sie kann nicht Menschen verschiedener Rasse zusammenprägen. Äußerlich zwar scheint sie das zu können: Menschen verschiedener Rasse können Bürger des gleichen Landes sein, Soldaten des gleichen Heeres. Dies aber verbürgt nicht, daß sie in einer wirklichen Gemeinschaft miteinander leben: in einer Gemeinschaft des Verstehens. Der erste entscheidende Ruf des Schicksals reißt sie auseinander, weil jede Menschenart auf einen und den gleichen Ruf des Schicksals eine andere Antwort hat. Was wir Schicksal nennen, das umfaßt ein Außen und ein Innen: nicht das schon ist Schicksal, was von außen herantritt, sondern das erst, was wir daraus machen. Als 1914 die halbe Erde über uns Deutsche herfiel, antwortete — scheinbar — das ganze Volk mit einer einzigen Stimme dieser Drohung, die von außen dröhnte: „Ihr könnt im äußersten Falle uns vernichten, aber beugen könnt ihr uns nicht!" Das war Antwort aus nordischem Rassenstile. Erst mit dieser Antwort, die von innen herkommt, ward uns die Drohung zum Schicksal. Die fälische Antwort auf solche Drohung ist der nordischen Antwort verwandt. Nordisch und Fälisch fügt sich zu einer Verbindung, die sich als lebensfähig und als schöpfungsfähig und — bis zu einem gewissen Grade — als gemeinschaftsfähig erwiesen hat. Aus nordischem und fälischem Stile, die einander verwandt sind, erwächst *die germanische Seele.* Sie war es, die 1914 allein zu Worte kam, so daß es erscheinen mochte, als klängen im deutschen Volke keine anderen Stimmen als diese eine.

Aber das war nur Schein. Die germanische Linie hielt sich nicht im ganzen Volke durch bis zum Ende, denn da war *auch noch anderes.* Es gab da Menschen unter uns — nicht nur Fremd-

stämmige, sondern auch Volksgenossen —, in denen der germanische Wille nicht stark genug war, um die Jahre der Zermürbung zu überdauern. Da kam das andere in ihnen zu Worte, das auch noch da war. Da drängte das Erleben des ostischen Menschen sich vor, das in anderem Stile geht als nordisches und fälisches Erleben. Ostischer Stil kann sich nicht im Kampfe entfalten, oder wenigstens nicht im Kampfe solcher Art, der nach nordischer Weise in Angriff und Ausgriff geht. Ostisches Leben in seiner Vollendung will enthoben sein von allem, was hart auf hart geht; ostisches Leben kennt kein Entweder-Oder, es kennt nicht die nordische Liebe zur Unerbittlichkeit. Der ostische Mensch in reiner Stilvollendung strebt nach der Enthobenheit des Weisen, der alle Dinge nah und warm um sich versammelt und seine Ruhe will, um sich — nicht schauend, aber beschaulich — an seine Dinge hinzugeben. Er will in Ruhe seine Welt betrachten, und diese seine Welt soll selbst in Ruhe sein. Wenn ich in Bildern sprechen darf: das Leben des n o r d i s c h e n Menschen ist einem Pfeile vergleichbar, der von der Sehne geschnellt ist, aber sein Ziel nie erreicht, denn das Ziel liegt im Unendlichen; das Leben des o s t i s c h e n Menschen ist einer Kugel vergleichbar von der Art jener gläsernen Kugeln, wie man sie in stillen, beschaulichen Blumengärten findet: sie ruhen in der Mitte dieser kleinen Welt und spiegeln freundlich die stillen Dinge, die um sie herum sind. Die ostische Seele hat eine andere Antwort ans Schicksal als die nordische: das, was an sie herantritt, wird von ihr anders aufgenommen und anders zum Schicksal gemacht. Die ostische Seele kann, was die nordische nicht kann: sie kann sich ducken im Winkel. Sie kann sich ducken und beugen um ihrer Ruhe willen. Ein Leben in Knechtschaft ist ihr möglich. So kam es im Jahre 1918, daß die Deutschen, weil sie ein Volk im echten Sinne noch nicht waren, nicht mehr die Einheit der Antwort fanden wie vier Jahre zuvor.

„Gleiches" Schicksal erleben nur Gleichgeartete. Nicht jeder Stoff ist geeignet zu jeder Prägung. Es ist wohl wahr, daß viele von denen, die sich damals in einem nicht-nordischen, nicht-germanischen Sinne entschieden, von fremden Wühlern verführt waren. Aber verführbar in solchem Sinne ist nur der, der seines inneren Gesetzes nicht gewiß ist.

Damit scheint ein Werturteil über den ostischen Menschen gesprochen. Rassenkundlich verstanden, wäre ein solches Urteil sinnlos. Wissenschaft hat keinen Maßstab, Rassen zu werten. Rassenseelenkunde hat die Aufgabe, Rassenseelen zu verstehen, und das bedeutet: ihre

innere Wertewelt zu suchen, die in ihnen angelegt ist und so und nicht anders sein soll — geurteilt nach ihrem eigenen Artgesetze. „Absprechende“ Urteile über Rassenseelen sind niemals aus wissenschaftlichem Denken gefällt. Wer den ostischen Menschen verurteilt, tut dies nicht nach einem überrassischen „objektiven“ Maßstab (den es nicht gibt), sondern er tut es vom Standpunkt z. B. der nordischen Rasse. Genau so, wie der ostische Mensch dem nordischen und anderen Menschenarten auf die Nerven gehen kann, so der nordische Mensch dem ostischen: als ein Unruhestifter, ein Projektemacher, einer, der kein Ding in Ruhe lassen kann.

Man hört und liest öfters: ja, das sei eben nun mal so: jede Rasse habe eben ihre Fehler und Gebrechen. — Das ist widersinnig. Fassen wir „Rasse“ als ein Gestaltgesetz, als ein Gesetz des So-sein-Sollens, so verstößt es wider den Sinn, ihr Fehler und Gebrechen zuzusprechen. Rasse „ist so“: das Maß all ihres Gut- und Schlecht-, ihres Edel- und Gemeinseins liegt in ihr selbst und ist nicht wissenschaftlich meßbar mit dem Maßstab anderer Rassen oder gar mit einem erdachten überrassischen Maßstab. Der Wolf handelt wölfisch, wenn er das Schaf zerreißt. Zum Wolfsein gehört es, Schafe zu reißen und schlingen. Würde der Wolf das Schaf verschonen, so wäre er ein schlechter Wolf und müßte nebenbei verhungern. Ein gezähmter Wolf, der sich gewöhnt hat, Schafe zu verschonen, ist für Schafe und Menschen gewiß ein angenehmerer Hausgenosse als ein ungezähmter „echter“ Wolf. Aber schon darin, daß wir diesen echt nennen und nicht jenen, ist dem gezähmten Wolf das Urteil gesprochen: das Urteil vom Standpunkt des wölfischen Wesens aus. Als Hausgenosse des Menschen ist er dadurch „gut“, daß er abgefallen ist vom Gesetze des wölfischen Wesens.

Jede Rasse also trägt ihre Wertewelt und ihren Maßstab in sich selbst: der nordische Mensch *soll* nordisch sein und der ostische ostisch. Nur dann ist jeder echt und nur dann ist jeder gut. Wissenschaft darf die Dinge nicht anders sehen als so.

Aber wir sind ja nicht alle Gelehrte, wir sind nicht alle wissenschaftliche Menschen. Und auch die unter uns, die Gelehrte sind, sind doch nicht nur Gelehrte, sondern auch anderes: Freunde, Gatten, Väter und — vor allem — Glieder ihres Volkes. Und auch als solche dürfen, ja müssen wir Urteile sprechen — Urteile freilich, die nicht wissenschaftlich sind. Und weiter: wir sind nicht alle rein nordisch oder rein ostisch,

sondern beides: wir sind nordisch, aber das nordische Gesetz in uns ist in seiner Gestaltung ständig bedroht durch jenes Andere in uns, das auch da ist und auch sein Gesetz hat. Wollen wir ganze Menschen sein und ein ganzes Volk, so können wir nicht anders als für eine dieser Wertewelten uns praktisch entscheiden durch Selbsterziehung.

Und auf diesem praktischen — nicht auf wissenschaftlichem — Boden erwachsen nun begründete Werturteile. Wertvoll ist — für uns, für die nordisch entschiedenen Deutschen — das nordische Vorbild und kein anderes. Es gibt nichts Edles-überhaupt: man kann edel nur sein entweder in nordischem Stile oder im Stile irgend einer anderen Art. Was „edel" ist im ostischen oder im mittelländischen oder im vorderasiatischen Sinne, das muß uns fremd sein. Wir können es betrachten, wie man eben Fremdes betrachtet: fremde Pflanzen und Tiere, fremde Landschaft — warum auch nicht? Im Betrachten des Fremden erkennt man die eigene Grenze. Aber es darf niemals unser werden: nie unser Vorbild. Sonst verwirren wir das Gesetz, durch das wir sind, was wir sind.

„Entscheidung" in diesem Sinne — für uns Deutsche die nordische Entscheidung — ist also ein Werk der Erziehung, so gut wie geschichtliche Prägung ein Stück Erziehung ist. Das Rassenseelische im Menschen ist erziehbar. Erziehen heißt hier: Führen zur Entscheidung. Sich nordisch entscheiden heißt: sich selbst gegenübertreten, sich ins Auge fassen und eine sachliche Leistung vollbringen an sich selbst. Entscheidung ist nichts Einmaliges, nach dem dann alles beendet und vorüber wäre; Entscheidung erneuert sich in jedem bedeutsamen (und also entscheidenden) Augenblicke und wird so zum Werk eines ganzen Lebens. Sie ist nichts für Menschen, die ihre Ruhe haben wollen. Sie ist unbequem, sie fordert ein oft schmerzhaftes Wachsein, ein tägliches Überwinden der eigenen Trägheit, eine immer bereite Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst. Sie kann nicht gelehrt, sondern nur gelebt werden. Zur nordischen Entscheidung führen kann man letzten Endes nicht mit noch so klugen Worten, sondern nur durch ein Dasein als Vorbild. Erziehen heißt hier: den Zögling zum Gefolgsmann großer Vorbilder machen, deren Leben — vielleicht ohne daß sie selbst es ahnten — ein Leben durch nordische Entscheidung war. Erziehen heißt hier vor allem: selbst ein Vorbild nordischen Entscheidungslebens sein.

14. Noch einmal: Seele und Landschaft. Der Ostraum.

Nach dem gewonnenen Einblick ins Artgesetz der nordischen Seele und anderer Seelenarten wenden wir uns noch einmal der Frage zu: Wie wirkt die geartete Seele auf den Erdraum, in welchem sie lebt, und wiederum: Wie wirkt der Erdraum auf die erlebende Seele zurück?

Wenn wir im Verlauf der Klärung dieser Frage von „erlebtem Raum" und „erlebten Räumen" sprechen, so scheint es leicht, daß schon mit solcher Benennung der nüchterne Bereich der Wissenschaft verlassen und ein Gebiet betreten sei, das den Dichtern gehöre. Und eines ist ja wahr: wir müssen über diese Gegenstände mit solchen Wörtern reden, die auch bei Dichtern im Gebrauche sind. Wer über jenes Besondere reden will, in welchem sich das innere Leben der einen Rasse von dem der anderen unterscheidet, und wer gar von der Beziehung der Rassenseele zu bestimmten Räumen unserer Erde spricht, der wird, was er da sieht, nicht anders als in Gleichnissen sagen können. Doch er befindet sich damit in großer wissenschaftlicher Gesellschaft. Denn selbst die Mathematik verzichtet öfters nicht auf Bild und Gleichnis. Oder meint sie wohl einen Rettich, wenn sie sagt: „Wurzel aus x"?

Es handelt sich hier nicht nur um Erlebnisse solcher Art, wie der gebildete Stadtmensch sie hat, wenn er einen Ausflug macht und ihm nun die Landschaft „zum Erlebnis wird". Der Bauer kennt solcherlei Erleben nicht: der ländliche Raum, in dem er lebt und wirkt, ist für ihn nicht Stoff für empfindsame Gestaltungen einer Urlaubsstimmung, sondern der Inbegriff harter Notwendigkeiten. Wo der Städter glaubt, „in der Natur" zu sein, da spricht der Bauer und der Forstmann umgekehrt von „Kulturen" und zeigt meist keinerlei Bereitschaft, sie ernsthaft auf etwas anderes anzusehen als auf ihren Nutzwert. Der an sich selbe Raum ist für ihn mit ganz anderen Bedeutungen erfüllt als für den naturbegeisterten Wanderer aus der Stadt.

Und dennoch kann beiden etwas gemeinsam sein. Grundverschieden zwar sind die Bedeutungen, die jeder von beiden dem an sich selben Raume verleiht: jeder faßt ihn anders auf und sieht ihn anders, notwendig *ist* er darum auch für beide etwas Verschiedenes.

Doch man lasse nun beide beschreiben, was sie sehen (es gibt Bauern genug, die trefflich beschreiben können), so ergibt sich, daß zwar jeder von beiden andere Dinge heraushebt und die ihm bedeutungsvollen Dinge anders bewertet; aber die Weise, wie sie das tun — gleichsam die geistige Sehbewegung — kann beiden gemeinsam sein.

Gewiß, es gibt Bauern von sehr verschiedener Art. Es gibt aber zweifellos solche, die nicht anders ins Gelände schauen können als mit dem Gedanken: „Da ist das und das zu machen." Und der Gedanke, was zu machen ist, regt an, regt auf und läßt keine Ruhe, mag auch das Gesicht ganz unbewegt verbleiben. Am Abend eines Erntetages, wenn der Roggen geschnitten ist, sagt er nicht: „Nun ist's mal genug, und nun wollen wir erst ein bißchen unsre Ruhe haben", sondern: „Der Roggen ist fertig, und nun kann gleich gepflügt werden, gleich hinter dem letzten Wagen. Dann sehe ich zu, daß ich es diesmal noch mit der Wintergerste schaffe. Wintergerste vor Weihnachten auf unserem Land — vielleicht geht's diesmal dennoch!" Und während er das denkt, greift sein Blick einen Schritt weiter hinüber zum Rübenfelde, und er berechnet die mögliche Steigerung des Ertrages und wie sie sich als Kraftfutter auf die Milcherzeugung auswirkt. Und wiederum ist sein Blick einen Schritt weiter, dort hinauf zur Koppel, geschritten: dort weiden die Kühe. Sonntage wird er brauchen zum Rübenhacken, wenn das alles geschafft sein soll — und es wird geschafft! Nur immer die Zeit stramm an der Strippe gehalten. Laß die Knechte dösen, aber erst wenn alles geschafft ist.

Der Stadtmensch, der auf Urlaub hier vorbeikommt, sieht dasselbe Gelände anders. Wohl, auch er sieht Roggen- und Rübenfelder, Koppel, Weide, Kühe. Aber so besehen, bedeutet es ihm nichts. Nur der Viehweg dort, der zieht ihn mächtig an. Ob er wohl bloß bis zur Koppel hinauf führt oder noch höher? Nun, das muß sich zeigen, nur mal erst hinauf. „Der Blick von dort muß herrlich sein, und dann finde ich schon weiter. Irgendwie muß man doch von dort bis zur Höhe kommen, und wenn erst dieses Ziel erreicht ist..."

Das Beispiel zeigt klar genug, worin sich das Sehen und Denken beider unterscheidet und was darin gemeinsam ist. Verschieden ist, was jeder herausgreift und an Bedeutungen hineinprägt; gemeinsam aber ist die besondere Weise, in der da sehend „gegriffen" und „geprägt" wird. Beide stellen sich dem, was sie sehen, gegenüber, und

verlangen auch von dem Gesehenen, daß es sich stellt: daß es sich greifen und etwas aus sich machen läßt. Jedes einzelne Ding, das so sich vom Ganzen abhebt, ist ein Ding-wozu: entweder es ist mit Möglichkeiten geladen, die man zur Entfaltung rufen, ja zwingen muß; oder aber das Ding hält nicht, was es versprach: dann hat es eben versagt, wird bedeutungslos und ist „nichts“. Vor beiden, diesem Bauern und diesem Städter, baut sich im Griffe solchen Sehens je eine Welt, und jeder hat in der seinigen andere Dinge. Aber der Stil, in dem die beiden Welten gebaut sind, die Linienführung und die Weise des Bauens, sind dieselben. Man kann diesen Stil „dynamisch“ nennen, falls man solche Wörter liebt.

Kein Zweifel, daß es auch andere Bauern gibt, die mit anderem Blick in ihr Gelände sehen, so daß vor ihnen eine Welt von anderer Linienführung aufwächst. Gleichermaßen gibt es auch andere Städter. In Dorf und Stadt gibt es z. B. Leute, denen der Friede mehr gilt als eine Welt voll lockender Ziele. Sind sie Bauern, so bauen sie soviel wie nötig ist, um ein friedliches Dasein, ein Glück im Winkel zu pflegen, und freuen sich am Sturme nur, wenn sie zuhaus und wohlgeborgen sind. Ruhe bedeutet ihnen nicht ein Ausruhen und Kräftesammeln zu neuem Aufbruch und Ausgriff, sondern ist für sie ein Wert an sich: der Zustand der Enthobenheit von aller drängenden Bewegung. Man lebt und tut seine tägliche Arbeit, ja wenn es sein muß, schuftet man sogar eine Zeitlang, nur um diesen Zustand einmal zu erreichen. Und sind solche Menschen städtisch geworden, so geschieht mit ihnen das Gleiche, nur eben mit anderen Mitteln im städtischen Bereich. Unser Bauer von vorhin (aber auch unser Städter von vorhin) würde das „dösen“ nennen. Der Gelehrte spricht hier vielleicht von Quietismus oder von einer Form des „statischen“ Erlebens.

Alles Sehen in die Welt ist schöpferisch, nicht nur das Sehen des Künstlers. Von der Weise des Sehens, der Bewegung des Weltauffassens, hängt es ab, in welcher Linienführung die Welt gestaltet ist, die um einen Menschen entsteht. Von außen gegeben ist immer nur der Stoff für Weltgestaltung, mag dieser nun aus „Natur“ bestehen oder aus noch so künstlichen Gebilden: die Auffassung des Sehenden erst macht sie zu dem, was sie für ihn bedeuten. Alles menschliche Sehen ist ein Bedeutungsetzen. Der Stil im Aufbau der Bedeutungen aber (ob die Linienführung in solchem Aufbau z. B.

„dynamisch“ ist oder „statisch“), hängt ab von der Rasse des Menschen. Rasse ist Gestalt und Gestaltung.

Vom Gesichtspunkt des Lebendigen aus gibt es nicht „den“ Raum, so wenig wie es „die“ Farbe gibt. Wo Raum und Räumliches von einem Bewußtsein erfaßt wird, da sind sie schon „dynamisch“ oder „statisch“ oder sonstwie gesehen: der Griff des auffassenden Bewußtseins prägt sich mit hinein. Der nordische Mensch sieht seinen Raum in die Ferne gegliedert. Gegliedert, das will sagen: nicht zerfließend, nicht verschwimmend oder verschweifend ins Uferlose, sondern mit grenzenschaffenden Zielen durchsetzt. Denn der nordische Blick schreitet immer von Ziel zu Ziel; das Ziel ist fern und ist zugleich auch Grenze und wiederum der Ausgangspunkt zur Erschreitung neuer Ziele. Jeder Fernpunkt ist ein Zielpunkt, der dem Raume Gliederung und somit Gestalt gibt; und jeder Zielpunkt ist geladen mit der Möglichkeit weiterer Ferne. So fügt sich dem nordischen Sehen seine Landschaft, gleichviel ob das Gelände, das als Rohstoff dient, „Natur“ ist oder Großstadt oder ein geistiger Bezirk.

Es wird gut sein, neben das nordische Sehen, das uns hier als Beispiel diente, gleich ein anderes Beispiel zu stellen, von dem es sich unterscheidet. Wir blickten vorhin auf Menschen, denen „der Friede“ oder „die Ruhe“ oder wie immer sie den Zustand der Enthobenheit von aller drängenden Bewegung nennen mögen, den höchsten Wert bedeutet: das, wofür sie leben. Solche Menschen sind allen Dingen, die ihnen bedeutsam werden, nahe: je näher, desto besser. Vor dem weiten Ausblick, der Bewegung fordert, zieht sich ihr Sehen zurück. Bedeutsam vermag ihnen immer nur das zu werden, was ein gesichertes Glück verbürgt; Geborgenheit ist erste Glücksbedingung. Sich selbst und was man hat und liebt, immer ganz nahe haben — in einer solchen Nähe, die keine Gliederung im Raume zuläßt —: so ründet sich eine Welt, in der alles gleich groß und gleich wichtig zu werden scheint, so daß alle Dinge einander die Waage halten. Es ist eine Welt, die keine scharfen Grenzen und schroffen Kanten erträgt, sondern nur weiche, schmelzende Übergänge. Es ist die Welt, wie der ostische Mensch sie sieht (wobei das Wort „ostisch“ — ein Kunstwort der Rassenkunde — nicht mit dem Worte „östlich“ verwechselt werden darf, das etwas anderes bedeutet).

Man kann nun fragen: Wenn jede Rasse ihre besonderen inneren Auffassungsformen — ihre innere Landschaft — hineinsieht in den

jeweiligen Erdraum, den sie betritt, und durch ihre seelische Sehbewegung ihn gestaltet, ist es da nicht gleichgültig, in welchem Raume sie lebt? Denn jeder Raum wird eben durch ihr Sehen zu dem Raume, den sie braucht. — Die Antwort lautet: Nein. Nicht jeder Erdraum ist gleich gut geeignet zum Rohstoff der Landschaftsbildung für jede beliebige Rasse. „Rohstoff" sind Räume dieser Erde ja nur im Hinblick auf das sie gestaltende menschliche Sehen. In sich selbst aber hat jeder Erdraum schon seine eigenen Linien: Linien, die vorzeichnen, was aus ihm gestaltet werden kann. (Selbst jeder Rohstoff im alltäglichen Sinne — Holz, Eisen, Stein — hat es in sich, wozu er gestaltbar ist; wer Stein wie Holz behandelt oder Stahl wie Stein, der baut Mißgebilde.) Das Sehen, die innere Landschaft jeder Rasse gehört zusammen mit einem bestimmten Erdraum, auf den dieses Sehen verpaßt ist, während alle anderen Räume sich ihrem Sehen minder willig oder gar nicht fügen.

Das nordische Sehen z. B. ist einem Raume verpaßt, der sich zur Gliederung in die Ferne eignet. „Das Nahe hebt sich scharf vom Fernen ab und das Ferne vom Ferneren und so immer weiter. Ein Baum im Vordergrunde ist da, um in die Weite zu weisen, die sich dahinter dehnt. Wo immer der Blick hineintaucht in die Landschaft, da wird er ins Ferne gezogen, an die Grenze des Blickfelds und über dieses hinaus." Es ist der Raum des Nordens, der so beschaffen ist, daß er sich nordischem Sehen erschließt. Dies klingt sehr selbstverständlich, fast wie a = a, aber nur deshalb, weil wir die Rasse hier nach dem Raume benennen, an dem ihr Sehen sich entwickelt hat und auf den es verpaßt ist. Jedoch gerade dieser Name birgt die Gefahr, nämlich die, gründlich mißverstanden zu werden. Nordisch ist nicht nördlich. Nicht dies ist kennzeichnend für den gemeinten Raum, daß er sich heute zwischen diesen oder jenen Breitegraden befindet, sondern daß er so beschaffen ist, wie wir beschrieben. Der nordische Raum, das „Nordland", ist nicht der nördlichste (noch höher im Norden liegt der arktische Raum, und der ist anders); und er war auch wohl nicht zu allen Zeiten der Erdgeschichte dort, wo er heute ist. Räume können wandern. Während der Eiszeit war dort kein „Nordland", wo es heute liegt; damals lag das Nordland — falls es das schon war, was wir heute so nennen — sehr viel weiter südlich.

Die heutige Südgrenze des nordischen Raumes sind die Alpen. Wer sie südwärts überschreitet, merkt, daß dort ein Raum von an=

derer Art beginnt, der anders gesehen sein will: das Mittelmeerland. Die Nordgrenze nannten wir schon: es ist der arktische Raum. Jedoch (wir wiederholen: nordisch ist nicht gleich nördlich) der nordische Raum reicht nicht um die Erde herum: er hat auch eine westliche und eine östliche Grenze. Die westliche Grenze ist bisher raumpsychologisch kaum erforscht; wir lassen sie hier beiseite. Wichtiger für uns ist die östliche Grenze, denn sie schneidet unser Volksgebiet, den wachsenden Lebensraum des deutschen Volkes.

Unzählige Male fällt heute das Wort „der Osten", und jeder verbindet damit ein ungefähres Bild. Was ist das, „der Osten", und wo beginnt er? — Manche sagen, daß östlich der Elbe Asien beginne. Das ist ein Witzwort, das in dieser Form nicht stimmt, aber etwas ist doch daran. Zwar ist auch östlich der Elbe das deutsche Land noch Nordland, jedoch — im einzelnen kaum merkbar — wandeln sich seine Züge mehr und mehr und zwar in östlicher Richtung. Vielleicht darf man sagen, daß hinter Schneidemühl die Wandlung schon unverkennbar ist. Neue, ganz andere Züge treten nun deutlicher hervor, Züge, die dem Nordland fremd sind. Und der Mensch dieses Landes geht anders mit ihm um, denn er sieht es wohl anders: nicht mit nordischen Augen. Die breiten — für nordische Augen formlos breiten — mehrgleisigen, ungefestigten Straßen, die mit starken Birken gesäumt sind, ziehen hin ins Uferlose und sind überall die gleichen, wo man sie befährt: hier, dort, eine Stunde fern, zwei Tage fern, eine Woche oder länger oder ferner — es ist gleich. Es scheint, der Raum hat Ziel und Grenze verloren. Er gliedert sich nicht mehr und läßt sich nicht mehr gliedern, er entzieht sich dem nordischen Sehen. Er will gesehen werden mit den Augen eines Menschen, dem es inneliegt, in der Grenzenlosigkeit seines Raumes zu vergehen und selbst keine Grenzen, keine Ziele, keine Herrschaft zu setzen oder von sich aus zu wollen: eines Menschen, dem es einen Wert bedeutet, „nichts" zu sein. Der nordische Mensch kann diese Menschenart gestaltungsfeindlich nennen, handlungsfeindlich oder machtlos. Aber das alles sind Mißdeutungen, Mißwertungen aus Mißverständnis. Wendet man Maßstab und Wertordnung der einen Rasse an auf eine andere, dann ist alles Verstehen schon hoffnungslos verbaut.

Soviel allerdings scheint wahr zu sein, daß überall dort, wo

planvolle Macht geübt und staatliche Herrschaft errichtet wurde in diesem östlichen Raume, dies nicht von den Menschen dieses Raumes ausging, sondern von anderen Menschen, die aus anderen Räumen kamen, z. B. nordischen Menschen. Und mit dieser Möglichkeit des Wanderns von Raum zu Raum, die ja — von außen besehen — Menschen jeglicher Rasse freisteht, hebt ein Kapitel seelischer Entwicklung an, das rassenkundlich bisher kaum beachtet wurde. Was wird aus dem nordischen Menschen, wenn er aus seiner Landschaft, dem in die Ferne gegliederten Raume, in diesen völlig anderen Raum gerät, der keinen geeigneten Rohstoff für nordisches Sehen bietet? Jede Rasse findet ihren innersten Halt an der Landschaft, in die sie gehört, weil sie in ihr und in Wechselbeziehung zu ihr entstanden oder doch zu ihrer Endgestalt gereift ist. Nur in ihrer Landschaft kann sie sich selber finden: nur dort passen die Auffassungsformen ihres Sehens und die gegebenen Linien des Erdraums ineinander. Nur dort sind die innere Landschaft und die äußere Landschaft eins. Ein Mensch von Rasse, der den Raum, in den er gehört, verläßt und einen anderen besiedelt, kann als Einzelner oder als erstes Geschlecht in seiner inneren Landschaft unerschüttert gründen: der fremde Raum bleibt fremd und — auch als eigener Besitz — noch unvertraut. Anders seine Enkel: die innere Landschaft, nicht mehr an dem ihr gemäßen Raum erneuert, verwischt sich und verblaßt. Der prägende Griff des Sehens in den Raum verliert seine Sicherheit, der Raum aber gewinnt an Macht über die Seelen der Eindringlinge. Die Wirkung braucht nicht immer die gleiche zu sein. Viele verschiedene Charaktere sind möglich im Rahmen einer und derselben Rasse. Möglich z. B. ist bei ostgesiedelten nordischen Menschen dies, daß sie mit der inneren Landschaft auch den inneren Halt verlieren; daß ihre seelische Ordnung, ja ihr seelisches Maß gestört wird. Sie galoppieren gleichsam ständig unter sich selber fort und verbrauchen ein gut Teil ihrer seelischen Kraft damit, sich selber künstlich zu halten, weil der natürliche Halt versagt.

Es hat sich im Ostraum, soweit er von deutschen Herren nordischen Blutes erobert und besiedelt wurde, im Gange der Geschlechterfolgen eine Wechselbedingtheit zwischen den Herren nordischer Herkunft und den von ihnen beherrschten Menschen des Raumes gebildet, die für beide Teile nun zum Leben gehört. Das braucht keinem bewußt zu sein und ist dennoch so. Zur Art der Menschen

dieses Raumes, der Beherrschten also, gehört es, daß sie vollkommen nur leben können, wenn sie sich in einem fremden Willen geborgen wissen. In diesen fremden Willen sind sie fraglos eingefügt, dumpf und ergeben. Ihr inneres Leben hat an sich selbst nicht Umriß noch Gestalt, sondern empfängt seine Gestaltung von außen her. Sie sind, was sie sind, nur in der Hand eines Herrschenden, der über sie verfügt. Ist der Herr gut, so sind sie selber vollkommen; ist er unsicher oder schlecht und mißbraucht sie, so sind sie selber schlecht, geraten aus allen Fugen und werden am Ende furchtbar. Der polnische Blutrausch jüngsten Angedenkens gab ein Beispiel davon.

Aber der nordische Herr im Ostraum braucht auch den Knecht und kann ohne ihn nicht leben. Das unbewußte Grunderlebnis der Menschen dieses Raumes, „nichts" zu sein, erscheint dem Herrn als dumpfe Gläubigkeit, in der er sich gerne geborgen weiß und Halt gewinnt gegenüber der Störung, die das Verblassen seiner inneren Landschaft bringt. Der Herr lebt heimlich vom Beherrschten wie der Knecht vom Herrn. Dies braucht ihm nie bewußt zu werden bis zu dem Tage, an dem er einmal den gewohnten Ostraum verläßt und unter nordische Herren anderer Prägung gerät. Denn wo der nordische Herr im Nordraum lebt, der zu ihm gehört und in den ihn sein inneres Schicksal verweist, da braucht er und will er nicht die Geborgenheit im Knechte, sondern ihn trägt die Treue des ebenbürtigen Gefolgsmanns. Schlichter gesprochen: wo der nordische Mensch bei sich selbst ist, da will er nicht Knechte, sondern Mitarbeiter.

Wer ist nun der Mensch des Ostraums, der Mensch, der in diesen Raum „gehört"? Ist es jene Rasse, die wir vorhin als die ostische beschrieben? — Gewiß, es gibt im Ostraum ostische Menschen (das Wort „ostisch" im Sinn der Rassenkunde gebraucht). Aber die Menschenart, deren Sehen und Erleben diesem Raume verpaßt ist, darf zwar zweifellos eine östliche Menschenart heißen; doch ist sie nicht durchaus dieselbe, die in der Rassenkunde „ostisch" genannt wird. Der Ostraum enthält, wie fast alle Räume der Erde, heute ein ziemlich krauses Rassengemisch; und mehrere Rassen dieser Mischung sind östlichen Ursprungs. Zum Stile der Landschaft aber, die wir vorhin als Ostraum beschrieben, paßt am besten die seelische Linienführung jener Rasse, die man — vielleicht nicht sehr zutreffend — in der Rassenkunde die „ostbaltische" nennt. Ihre russische

Sonderausprägung hat eindringlich Dostojewski in vielen seiner Gestalten (die für uns so sonderbar gestaltlos sind) gezeigt.

Auch dieser Ostraum, mag er von innen her grenzenlos erscheinen, hat doch seine äußere Umgrenzung, nämlich dort, wo Räume anderen Stiles benachbart sind. Aber die raumpsychologische Grenze des Ostraums ist noch keineswegs erforscht, und auch die Geographie der Landschaft (Ewald Banse) hat ihre Arbeit bisher nicht zu dem Punkte geführt, wo eine Psychologie des Ostraums daraus Nutzen ziehen könnte. Und was die Geologen über die Struktur der Erdoberfläche sagen, bringt der Psychologie der Landschaft, das ist des erlebten Raumes, nicht viel mehr Gewinn als dem Maler das Wissen um die chemische Formel seiner Farben oder dem Tonsetzer die Kenntnis der Wellenlänge seiner Töne: Zahlen, aber keine Schau.

Das, was hier Osten heißt, fällt nicht — auch nicht teilweise — zusammen mit dem Orient, dem Morgenlande. Das Wort „Orient" heißt Osten; wohl, aber wenn damit mehr als eine bloße Windrichtung, nämlich ein erlebbarer Raum von eigenem Stile, gemeint wird, so ist es ein Raum, der anders ist als jener Ostraum. Die Rassenseelenforschung nennt ihn „das Wüstenland". Nicht weil der Raum als Ganzes aus Wüste bestünde; dann wäre er unbewohnbar und außer Beziehung zu den besonderen Auffassungsformen irgendeiner Menschenart. Der Raum ist von Wüsten — Stein oder Sand — durchzogen oder zersetzt; bewohnbar sind darin Steppengebiete von scheinbar grenzenloser Ausdehnung, und ferner die eingestreuten Brocken und Streifen fruchtbaren Landes. Die Farben sind flimmernd, grell, erregbar und erregend; die Ausdehnung wirkt nicht in unserem Sinn als rufende Ferne oder Weite, sondern drohend und verschlingend. Auch die fruchtbare Erde ist dort nicht der tragende, gütige mütterliche Grund, sondern ein geschenktes Wunder, umgeben von den kargen Weidegründen der wandernden Steppenkrieger. Würden z. B. nordische Menschen in diesen Raum verschlagen, so würden sie versuchen, ihn durch Leistung zu wandeln, bis er sich nordischem Sehen fügte: sie würden Brunnen bohren, würden den Boden zwingen, bis auch er vielleicht schließlich doch etwas „leistete". Der Mensch aber, dessen Sehen diesem Raume verpaßt ist, der Mensch, der aus ihm heraus lebt und mit ihm im Einklang ist: der wüstenländische Mensch, sieht diesen Raum und seine Dinge anders. Ihm ist der Raum ein Tummelplatz für ein

seinem Wesen nach immer flüchtiges Dasein. Alles, was ist, wird nicht als geworden erlebt, sondern als hingeworfen und zugefallen: alles ist Beute (und die höchste Form der Beute ist göttliche Offenbarung). „Sie säen nicht, sie ernten nicht ...": das gehört zur vollkommensten Daseinsweise des wüstenländischen Menschen.

Die Dinge, von denen hier gehandelt wird, sind freilich letzten Endes nicht mit Worten zu zeigen. Wohl, sie sind beschreibbar, aber es bleibt ein Rest, der in keine Beschreibung eingeht und der ein Letztes ist, das man sehen kann, aber nicht sagen; so wie man von Farben — rot, grün, blau — nicht anders ein Wissen gewinnen kann als durch Sehen: die bloßen Worte bleiben sonst leer. So ziehen wir denn wiederum das Bild als Hilfe heran. Was aber soll das Bild zeigen? Die Landschaft selbst? Das „Landschaftsbild", mit der Kamera aufgenommen, ist — an sich selber — doch nur ein Rohstoff für die Seele, die es sieht. Menschliches Sehen bedeutet Auffassen, und Auffassen ist Gestalten. Wir hatten auf unseren Tafeln 5—8 Nordmeer- und Mittelmeerlandschaft neben einander gestellt und mit einander verglichen; aber „Landschaft" geben solche Bilder letzten Endes doch nur dem, der auffassend gestaltet: dem, der zu *sehen* vermag, was darin an nordischer oder mittelmeerischer Linie jeweils für den auffassenden Blick bereitliegt. Der seelische Blick erst ist es, der das an sich selbst bedeutungsleere Gelände beseelt und zur Landschaft macht.

Vielleicht aber ist es möglich, gerade diesen Blick im Bilde aufzufangen. Daß Mensch und Mensch verschieden in die Welt schaut, sagen fast alle Bilder dieses Buches aus. Überall sehen wir den Menschen nicht als etwas, das ohne Beziehung wäre zu dem, was „draußen" ist, ohne Beziehung zur Welt. Vielmehr gerade die Wechselbezogenheit zwischen dem erlebenden Menschen und der in seinem Erleben sich ihm aufbauenden Welt war es, was wir ständig beachteten. Es bedarf nur weniger Fingerzeige, wenn wir in menschlichen Gesichtern und in ihrer Weise, in die Welt zu blicken, jetzt ihre Bezogenheit auf den Raum beachten, die sich in ihnen ausdrückt.

Tafel 41 zeigt eine junge Frau ostpreußischer Herkunft, deren Geschlecht dort vor dem Deutschritterorden herrschte und somit gewiß als altansässig gelten kann. Die Linienführung der Gestalt ist in wesentlichen Zügen nordisch, doch ist ein ostbaltischer Einschlag nicht verkennbar. Der Blick in die Welt ist „östlich" und zwar in jener Weise,

wie er dem Ostraum verfallenen Nordmenschen eigen sein kann: sie galoppieren gleichsam ständig unter sich selber fort ins Grenzenlose, weil ihre innere Landschaft eine Landschaft der Ferne ist: uferlose Ferne, nicht die gegliederte Ferne des Nordraums.

Die zwei nächsten Tafeln zeigen Kinderaugen: Tafel 42 ein nordisches Kind deutscher Eltern, Tafel 43 ein arabisches Stadtkind von wüstenländischem Blut. Schon Kinderaugen sind rassenverschieden: nicht nur an Form und Farbe, sondern in der Weise ihres Blickens. Vor nordischen Augen baut sich eine Welt, die sich von Ziel zu Ziel in die Ferne gliedert; vor wüstenländischen Augen zieht die Welt vorüber als ein flimmernder Tagtraum, in dem das Wunder selbstverständlich ist.

Das Bilderpaar 44/45 zeigt ein Antlitz mit wesentlichen Zügen mittelländischen Stiles. Aber ist es mittelländisches, darbietungsmenschliches Leben, das uns aus ihnen anspricht? — Ein Vergleich mit jener Dame aus Athen (Tafel 32) gibt Aufschluß. Bei der Athenerin stimmt alles zusammen: sie ist mittelländischer Mensch in mittelländischer Welt. Darbietung ist der höchste Wert in der inneren Wertordnung dieser Menschen: ihr Leben ist desto vollkommener, je mehr es in fein gezirkelter Bewegung abläuft, in einem gestochenen Spiele zwischen Partnern, deren jeder für den andern zugleich der Zuschauer ist. Das Leben dieser Athenerin spielt sich ab in jenem Raume, dem das Sehen dieser Menschenart verpaßt ist: dem Mittelmeerraume („Mittagsland"). Sie zeigt uns das Antlitz eines mittelländischen Darbietungsmenschen, der in seiner Landschaft lebt: äußere und innere Landschaft sind hier eines.

Nicht so auf unserem neuen Bilderpaare. Zwar auch hier ist ein Antlitz, das — körperbaulich — im wesentlichen von der Linienführung der mittelländischen Rasse bestimmt ist. Aber der Ausdruck ist anders, zumal auf dem zweiten Bilde (Tafel 45). Er zeugt von einem Erleben, dessen Bewegungsweise mit den Menschen des Ostraums zu tun hat. Dieses Mädchen lebt im Ostraum und stammt auch dorther, wennschon ferne Vorfahren einmal vom Mittelmeerraume hierher geraten sein müssen. Ein Einzelfall ist sie nicht: mittelländisches Blut findet sich da und dort im Ostraum eingestreut. Aber wiederum kann sie auch blutlich nicht rein mittelländisch sein, sonst könnte sie die Prägung des Ostraums nicht so tief empfangen. Im Seelischen ist hier das Blut des Ostraummenschen deutlicher da

als in der leiblichen Erscheinung, wo es hinter den mittelländischen Zügen zurücktritt. Diese sind geschaffen, ein Erleben ganz anderen Stiles auszudrücken als jenes ostraumhafte Erleben, das hier tatsächlich ausgedrückt wird.

Was aber ist es mit dem nordisch aussehenden Jungen, den Tafel 46 zeigt? Nordisch scheint ja der Körperbau zu sein, wenigstens in den wesentlichsten Zügen, und die hellen Farben. Aber der Blick ist nicht einer, der seine Welt sich gegenüberstellt und sie anpackt, um sie zu durchdringen und „etwas aus ihr zu machen", wennschon er deutlich auf einen Punkt gerichtet ist. Es ist ein Blick, der nichts erfaßt: ein schweifender Blick, nicht ein greifender. Er scheint dem Ausdruck in den Augen jenes arabischen Kindes wüstenländischer Rasse, das wir auf Tafel 43 zeigen, näher zu sein als nordischem Augenausdruck.

Zur Klärung der Sachlage ist etwas nachzuholen. Wir haben im Eingang dieses Kapitels das Wesen des nordischen Menschen nur von einer Seite beleuchtet. So, wie er dort gezeichnet wurde, konnte es scheinen, als sei eine gewisse Nutz- und Zweckbesessenheit ein wesentlich nordischer Zug, während sie doch offenbar überhaupt kein rassischer Zug, sondern eine Charaktereigenschaft einzelner Menschen ist, die sich überall findet, vielleicht bei allen Völkern jeder beliebigen Rasse. Darum sei hier dies eindringlich hervorgehoben: nicht durch Nutzbesessenheit kennzeichnet sich nordisches Wesen; es gibt sehr nordische Menschen, denen diese Eigenschaft fehlt. Aber wenn sie sich findet bei einzelnen nordischen Menschen oder ganzen Gruppen, dann wird sie in nordischer Bewegungsweise betätigt, d. h. in ausgreifender Planung, in leistender Eroberung und Beherrschung. Aber dieselbe nordische Bewegungsweise ist auch in völlig anderen Eigenschaften auswirkbar: in selbstloser Güte, im Drang zu träumendem Schauen, das zwar Ziele hat — ferne Ziele, die Willen und Sehnsucht wecken — aber keinerlei nützliche Zwecke. Und ferner: es gibt zwar viele nordische Menschen, deren Ziele ausschließlich in ihrer Außenwelt liegen, während ihr eigenes Innenleben niemals in ihr Blickfeld rückt. Aber es gibt auch nordische Menschen, die ganz nach innen leben, wennschon durchaus in der nordischen Weise des Ausgriffs: es gibt auch den leistenden Ausgriff nach innen zu. Wird der Blick solcher Menschen dann hinausgerichtet, so strahlt er diese nordische Innenwelt nach außen. Der Unterschied zwischen Außen-

weltbetontheit und Binnenweltbetontheit des Erlebens (Extraversion und Introversion im Sinne C. G. Jungs) ist nicht ein Rassenunterschied, sondern ein Unterschied des Charakters innerhalb der verschiedensten Rassen.

Es könnte doch also sein, daß der blonde Junge auf Tafel 46 ein rein nordischer Junge, aber eben ein Träumer wäre, dessen Blick nun seine Träume in die Welt strahlt? Aber das reicht zur Deutung dieses Blickes nicht aus. Träumen ist möglich in verschiedenstem Stile, und nordisches Träumen bleibt leistend und gestaltend. Der Blick dieses Jungen ist einer, der zum östlichen Raume gehört: ein Blick jener Art, wie der Ostraummensch in seine Landschaft schaut. Der Junge trägt in sich eine innere Landschaft, die nicht nordisch ist, sondern uferlos und verschwimmend. Und dies, obschon er in Schweden lebt, von einer schwedischen Mutter geboren. In seinem Blick meldet sich ein deutlicher Einschlag östlichen, nämlich ostbaltischen Blutes. Er ist auch sonst in seinen Zügen auffindbar. — Ein wesentlich ostisches Antlitz mit östlichem Ausdruck zeigt die nächste Tafel (47).

Das letzte Bild (Tafel 48) zeigt eine Frau, die deutlich Züge des Ostraummenschen hat, Züge ostbaltischer Rasse, vermischt mit nordischen Zügen. Die Augen sind ihrer Erscheinung nach Ostraumaugen und sehr dazu geschaffen, Erlebnis im Ostraumstile auszudrücken. Aber die Frau gehört einem Volke an, das nicht im Ostraum lebt und in seiner geistigen Haltung vom Osten her nicht wesentlich bestimmt ist, während „der Westen" von Paris bis U. S. A. dort noch immer Vorbildkraft ausübt. Es ist ein innerer und äußerer Widerstreit zwischen West und Ost, der sich in diesem Antlitz ausdrückt und es so seltsam macht.

Kein Zweifel, daß die seelische Wechselbezogenheit zwischen dem Menschen und seiner Landschaft schon mit der Entstehung der Rassen etwas zu tun hat. Doch diese Fragen überschreiten den Bereich des mit rein seelenkundlichen Mitteln Erforschbaren und bleiben deshalb aus diesem Buche fort.

15. Zu den Bildern.

Wir haben das Wort „Nordisch“ hier zur Bezeichnung einer vererbbaren seelischen Gestalt gebraucht und des in ihr waltenden Gesetzes seelischer Bewegung. In jeder seelischen Gestalt ist vorgezeichnet, in welcher Weise sie sich bewegen kann: das eben gehört zum Wesen seelischer Gestalt. Diese wesensgesetzlich vorgezeichnete Bewegungsweise einer gestalteten Seele nannten wir ihre Erlebensweise oder die seelische Gebärde. Die Bewegung der Seele kann sichtbar oder hörbar werden durch Ausdruck. Dazu bedarf die Seele sinnlicher Ausdruckfelder, in denen sie erscheinen kann. Das Urfeld erscheinenden Ausdrucks ist der Leib.

Gestaltete Seele braucht, um sich in der ihr eigenen Weise der Bewegung auszudrücken, einen Leib, dessen Gestalt ihrer eigenen Gestalt entspricht. Eine Seele von ausgreifender, raumüberwindender, schwingender Bewegung braucht einen Leib mit ragenden, schwingenden Linien: einen Leib, der mächtig ist und schlank zugleich. Und weiter: eine Seele, die ihrer Welt sich gegenüber weiß, die ihre Welt erlebt als das ihr Entgegengeworfene, das sie ergreifen soll, um etwas daran zu leisten; eine Seele, die von ihrer Welt geschieden lebt durch einen letzten Endes unüberschreitbaren Abstand: eine solche Seele braucht als ihre sichtbare Erscheinung einen Leib, dessen Umriß in schwingenden oder kantigen, schnittigen Linien vorstößt in den Raum und zugleich von diesem Raume klar sich absetzt.

Wörter der Sprache, auch wenn sie noch so wohlgewählt sind, vermögen hiervon kein eindeutiges, greifbares Bild zu geben. Darum geben wir diesem Buche Bilder bei als Augenhilfe. Diese Bilder sollen etwas deutlich machen oder vielmehr: noch deutlicher machen als das Wort es vermochte. Nicht aber sollen diese Bilder etwas beweisen. Unsere Forschung geht nicht von Bildern aus, sondern vom gesehenen und mitgelebten Leben. Unter den Bildern ist keines, dessen Urheber nicht der Verfasser selbst ist. Das bedeutet, daß von jedem der hier abgebildeten Menschen der Verfasser mehr kennt als nur dieses Bild. Es bedeutet auch, daß von jedem der hier abgebildeten Menschen der Verfasser mehr Bilder hat als nur das eine, das hier vorgezeigt wird. Jedes Bild ist Glied einer Reihe, und jede Reihe ist dazu bestimmt, den abgebildeten Menschen von möglichst vielen seelischen „Seiten“ zu erfassen. In anderen Büchern führen wir Reihen vor (z. B. in

„Rasse und Seele"), um einzelne Menschen in der Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksentwicklung zu zeigen. In diesem Buche bringen wir von jedem hier als Beispiel dienenden Menschen fast durchweg nur ein einziges ausgewähltes Bild. Diese aus Reihen ausgewählten Bilder ordnen wir mit Bildern anderer Menschen zu einzelnen Bilderfolgen, von denen jede einen bestimmten Gedanken darstellt, doch ohne den Anspruch, diesen Gedanken „systematisch" zu erschöpfen. Den ersten Bilderfolgen gemeinsam ist das Bestreben, die Spannweite der nordischen Seele in ihren oft sehr verschiedenen Erscheinungen zu zeigen, in deren Verschiedenheit doch immer ein und dasselbe artende Gestaltgesetz sich ausspricht.

Die erste Folge (Tafel 1—4). Tafel 1 gehört in dem Sinne zu Tafel 4, wie Tafel 2 zu Tafel 3 gehört. Beide Männerköpfe zeigen deutlich das, was wir als nordischen Stil in der Linienführung leiblicher Gestalt beschrieben: beide Köpfe sind stilgemäße, artrechte Ausdrucksfelder für nordisch erlebende Seelen. Aber jeder zeigt das Nordische in anderer Stammesprägung. Der eine ist Friese, Mensch des Tieflands und der See, mit einem Blick, der an ebene Weite gewöhnt ist. Der andere stammt aus dem Hochgebirge der Südostmark. Viel Unterscheidendes liegt im Schicksal beider Männer, und dieses Scheidende prägt sich in ihren Zügen aus. Aber alles Verschiedene, das von außen herandringt, wird doch von beiden mit gleichem Griffe gefaßt und im gleichen Sinne verstanden und erlebt als etwas, das im Abstand gehalten und auf mögliche Leistung befragt wird.

Tafel 2 und 3 stellen ein junges Mädchen einer reifen Frau gegenüber. Das Mädchen ist noch Schülerin, sie hat das Leben noch „vor sich". Dies eben gehört zur nordischen Weise des Jungseins: das Leben zu spüren als etwas, auf das man hinzu und in das man immer weiter hineingeht als in ein Feld, das sich zu dehnen scheint bei jedem Schritte. Zu nordischem Jungsein gehört die Möglichkeit, die Weite des „vor" der Seele liegenden Lebens als etwas Beglückendes, Beschwingendes zu spüren; dies nicht erleben zu können, heißt — im nordischen Bereiche — nicht gesund sein. Ob freilich der einzelne nordische Jungmensch dieses Beschwingtsein ungehemmt hinauslebt oder aber (wie auf unserem Bilde) es vor der Mitwelt in scheuem Trotze verbirgt, das ist Sache des einzelnen Charakters, nicht der Rasse: beiderlei Haltung ist in nordischem Stile möglich.

Nordisches Reifsein heißt: das Leben im Griffe haben. Für Menschen anderer Art gilt anderes: für manche kann es als artrecht, ja als „edel" gelten, sich an das Leben preiszugeben, sich treiben zu lassen, die Grenze zwischen Ich und Welt, zwischen Ich und Du zu verwischen. Für den nordischen Menschen sind dies Formen seelischer Erkrankung. Doch soll das nordische Im-Griffe-haben der Welt, das Grenzen-Ziehen, nicht heißen, daß der nordische Mensch ohne Rücksicht, ohne schenkende Güte oder gar, daß er gefühlskalt sei. Wohl gibt es nordische Menschen, die das alles sind; das aber ist Sache des einzelnen Charakters, nicht der Rasse. Das Antlitz unserer Tafel 3 zeigt nordisches Leben, das in reicher Fülle immer schenkend ausströmt, ohne sich zu verlieren: ein Leben, das in schwerster seelischer Bedrängtheit von einem ausgreifenden Glauben an den guten Sinn der Welt beherrscht wird und in diesem Glauben die drängende Welt bewältigt.

Die zweite Folge (Tafel 5—8) will in nordische und mittelmeerische Räume führen und sie als stilgemäße Hintergründe zeigen für nordisches und mittelländisches Erleben. Was darüber zu sagen ist, sagt unser Kapitel 6.

Die dritte Folge (Tafel 9—16) nimmt den Gedanken der ersten Folge wieder auf. Wer das, was wir dort vom Vor-sich-Haben des Lebens sagten, als blauen Dunst und Schwärmerei verstand, der wird durch Tafel 10 berichtigt. Dies Antlitz ist im besten nordischen Sinne jung, dabei aber nüchtern und sachlich. Das widerspricht nicht dem, was wir oben vom nordischen Jungsein sagten. Das Leben kann in seiner Tiefe auf schwingenden Saiten ruhen und dennoch dort, wo es sich „der Welt" zuwendet, abständig kühl, abschätzend nüchtern sein. Es ist Sache des einzelnen Charakters, der wiederum mitbestimmt sein kann vom Geiste einer geschichtlichen Wende, eines bewußt sich so und so erlebenden Geschlechtes, ob mehr das Schwingen der Tiefe betont wird oder die nüchterne Bewältigung des Alltags. Die Jugendbewegung der Jahre vor dem Weltkrieg hat das eine überbetont, die „neue Sachlichkeit" das andere. Das heute junge Geschlecht lebt beides gleichbetont. Das Antlitz unsrer Tafel 10 sagt deutlich genug, daß nordisches Jungsein nicht bedeutet, sich etwas vormachen zu lassen.

Wir eröffnen die neue Folge mit einer sitzenden Frauengestalt von unbedingt vollkommener nordischer Linienführung (Tafel 9). Klare Abhebung der Gestalt von dem Raume, in den sie gestellt ist,

bedeutet nicht an sich schon Kälte, Härte oder Schroffheit. Die Linienführung der beiden Gestalten auf Tafel 9 und 11 ist in einer Weise nordisch, die der Linienführung althellenischer Gestalten verwandt ist. In ihrer geschichtlichen Prägung aber sind sie beide germanisch. Das Augensenken des Jungmannskopfes auf Tafel 11 bedeutet nicht Müdigkeit oder Scham, sondern dies: daß ein Mensch hier innerlich Abstand nimmt, um eine herbe Erinnerung, die da an ihn herankommt, mit sich selbst abzumachen.

Die Köpfe auf Tafel 12 und 13 sind beide nicht rein nordisch. Der schwedische Nordseefischer hat zwar nordischen Umriß, aber schon sein dunkles Haar verrät, daß da Nordfremdes, und zwar in diesem Falle Mittelländisches, mit eingemischt ist. Das Nordische in der Haltung wird hier betont und dargeboten: dies eben beweist, daß es nicht völlig selbstverständlich ist (wie etwa bei dem rein nordischen Friesen auf den Tafeln 1, 22 und 34). Und wiederum: das in diesem Menschen eingemischte mittelländische Blut kann hier nur so, wie wir es zeigten, zur Geltung kommen: durch Darbietung nicht seiner selbst, sondern des Nordischen. Denn dieser Mensch lebt in einer nordisch geprägten Welt, in einer Welt mit nordischem Vorbild. Da wird fremdes Blut, wenn es im einzelnen Menschen nicht überwiegt, vom Vorbild der Gemeinschaft überprägt; wir könnten sagen: es wird eingenordet. (Das freilich betrifft nur das Erscheinungsbild. Im Erbe bleibt das Fremde unverändert und kann bei Abkömmlingen, die in südlicher Welt unter die Wirkung mittelländischen Vorbilds geraten, sich im Sinne des eigenen Gesetzes entfalten, also frei von nordischer Überprägung.)

Anders liegen die Dinge bei dem griechischen Bauern, den Tafel 13 zeigt. Zwar sein Haar ist blond, seine Augen sind hell und in seinen Zügen ist deutlich auch nordischer Schnitt zu finden. Und dennoch: wer nicht von Maß und Gewicht ausgeht, sondern unverbildet ein Antlitz als ein lebendiges Ganzes zu erfassen vermag, zu dem doch wesentlich auch Prägung und Ausdruck gehört, der sieht hier etwas anderes als ein nordisches Antlitz. Dies ist nicht ein Mensch, der sein Leben in den Griff nimmt, nicht einer, der „sein Schicksal zwingt“ und sich selbst auffaßt als etwas, woran er eine Leistung zu vollbringen habe. Damit ist nichts über den Wert dieses Menschen gesagt: nichts über seinen Wert *an sich*, sondern nur dies: daß sein Leben sich nicht nach nordischer Wertordnung abspielt. „Auf seinem

Leben liegt ein hartes Schicksal", würden wir sagen, denn durch Verbildung eines Hüftgelenks hinkt er von Jugend auf und leidet darunter sehr, zumal als Bauer. Aber dies Leiden nimmt er anders als ein nordischer Mensch. Ihm ist es nicht ein Schicksal, das er überwinden soll, indem er es gestaltet und an ihm reift. Für ihn ist dieses Leiden einfach da: von seinem Gott ihm hingeworfen, vielleicht als eine Prüfung. Er nimmt es hin mit der Demut des gläubigen Gottesknechtes und „trägt sein Kreuz" mit Anmut, ja mit fast freudiger Ergebung. Nicht innere Leistung ist seine Antwort auf das Leiden, sondern Gebet. Der Norde naht sich seinem Gott durch innere Leistung: da wird die Leistung selbst zum Gebete. Hier aber bedeutet Gebet etwas völlig anderes: es ist der höchste Ausdruck unbedingter Ergebung. Daher die Gelöstheit im Antlitz dieses Menschen, neben der sein Gegenstück auf Tafel 12 fast wie im Krampf erscheint. Dort alles unter Leistungswerte gestellt, der Ausdruck gerichtet und „versammelt" (um es in der Reitersprache zu sagen); hier alles in gelöster Bereitschaft, aufzufangen was kommt. Nicht Leistung ist der höchste Wert in der Welt dieses Menschen, sondern Offenbarung. Das ist die Wertordnung der wüstenländischen Rasse[1]). Sie ist es, die allem was wir unter dem Worte Morgenland befassen, seinen Duft und Reiz verleiht. Dieses Antlitz hier zeigt zwar, seiner Bauform und seiner Farbe nach, auch nordische Züge. Aber die Welt, in der es sich entfaltet hat, gehorcht nicht nordischem Gesetze: auch das Nordische ist hier in Morgenland getaucht. Unter nordisches Vorbild gestellt, wäre dieser Mensch wohl anders ausgewachsen: da hätten sich die nordischen Züge seiner Erscheinung, die ja auch da sind, mit artrechtem Sinn erfüllt. Er wäre nicht ein „besserer" Mensch geworden, wohl aber ein anderer. Mir war er auf mehrtägigem Ritt durchs Land, wobei er quer auf seinem Esel saß, ein guter Kamerad.

Ähnlich aufschlußreich ist auch ein Vergleich des nächsten Bilderpaares (Tafel 14 und 15). Links eine friesische Bäurin, auf einer Nordseeinsel aufgewachsen; rechts ein arabischer Bauer aus einem Bergdorf zwischen Hebron und dem Toten Meer. Dem Gesichtsbau nach sind die beiden einander so ähnlich, als ob sie Geschwister wären. Die Frau ist schon Greisin, der Mann dem Alter nah: auch in diesem

[1]) Vgl. m. Buch „Rasse und Seele", 4. Abschnitt: Der Offenbarungsmensch. Die wüstenländische (orientalide) Rasse; ferner: „Semiten der Wüste unter sich" (Berlin 1938).

Punkte sind sie durchaus vergleichbar. Und beide lächeln. Hier aber scheiden sich beider Erscheinungen: aus jedem dieser beiden lächelnden Gesichter spricht — gerade durch die verschiedene Weise des Lächelns — eine andere Welt. Worin liegt das Verschiedene?

Der Gesichtsbau der friesischen Greisin ist rein nordisch. Der unseres arabischen Bauern ist es in entscheidenden Zügen auch. Auf dieser gleichen Linienführung der erscheinenden Gestalt beruht die seltsame Ähnlichkeit. Aber jedes von beiden macht von diesen fast gleich geschnittenen Zügen anderen Gebrauch. Das Lächeln der Friesin erzählt von einem Leistungsleben, und auch dies Lächeln selbst ist etwas Erleistetes: etwas, das so, wie es hier erscheint, erst auf dem Grunde eines geleisteten Lebens möglich wurde. Daneben erscheint das Lächeln des andern gelöst: es kommt und geht, wie die Augenblicke fallen. Der leibliche Umriß dieses Mannes ist wesentlich nordisch, aber in seiner Seele gilt ein anderes Gesetz: das des wüstenländischen Offenbarungsmenschen. Die vorhandenen nordischen Züge der Erscheinung werden im Sinne wüstenländischen Menschentums gebraucht. Hier ist die Lösung des seltsamen Rätsels, das in diesem Antlitz spricht: es sind nordische Züge, in gelebtes Morgenland getaucht.

Wir fügen dieser Reihe noch ein nordisches Antlitz hinzu, das von dem inneren Verhängnis eines deutschen Denkers zeugt (Tafel 16). So, wie das Licht hier einfällt, erscheinen die Züge wie aus Stein gemeißelt: hart sich vom Raume hebend und zugleich ausgreifend hinausgerichtet in den Raum. Eine Welt liegt im Griffe dieses starken Geistes und fügt sich seiner denkerischen Gestaltung: wo sie sich wehrt, wird sie gezwungen, wird bewältigt oder vergewaltigt. Die reifste Frucht dieses schöpferischen Denkens aber ist das Wissen um die Fragwürdigkeit der denkerischen Haltung selbst. Der „Geist" wird abgelehnt aus geistiger Erkenntnis. Nordisches Denken, das gegen sein eigenes Gesetz sich auflehnt.

Die nächste Folge, Tafel 17—20, könnte als Ganzes den Titel tragen: Leib im Raume. Wir betrachten hier nicht allein das Antlitz, das der ausdruckshaltigste Teil des gesamten leiblichen Ausdrucksfeldes ist, sondern beachten das Zusammenspiel aller sichtbaren Ausdrucksfelder des Leibes. Auf den drei ersten Tafeln wird der Raum in bewußter Bewegung durchgriffen, und zwar zeigt Tafel 18 Bewegung in nordischem, Tafel 19 in fälischem Stile (vgl. S. 55). Tafel 17 zeigt eine leibliche Erscheinung, in der Nordisches und Fäli-

sches zu einer Einheit verschmolzen ist. Ausgreifende, schwingende Bewegung geht aus der so gewachsenen Gestalt als etwas Selbstverständliches hervor; insofern bleibt diese Gestalt geeignet für nordischen Ausdruck. Aber diese Bewegtheit der Gestalt kann nicht leicht und federnd sein, weil dieser Leib nicht rein auf Überwindung der Schwere gebaut ist; vielmehr bleibt deutlich eine fälische Betonung der Schwere. Wir haben uns gewöhnt, diese Verbindung von Ausgriff und Schwere, von raumüberwindendem Schwung und verharrender Wucht als „germanisch" zu bezeichnen: eine Verbindung, die in einzelnen Gestalten (wie in dieser) gelingt und in anderen einzelnen Gestalten ein Inbegriff von Widersprüchen bleibt: germanischen Widersprüchen. (Vgl. dazu Tafel 24, die das Antlitz dieser Gestalt für sich allein zeigt.)

Das Wesen des Germanentums ist aber, auch unter rassenkundlichem Gesichtspunkt, nicht in dem Sinne gleichzusetzen mit der Verbindung Nordisch-Fälisch, als ob es sich erschöpfe mit einer Beschreibung nordisch-fälischer oder fälisch-nordischer Verbindungsmöglichkeiten. Die Mädchengestalt auf Tafel 20 zeigt wesentlich nordische Züge und nordische Haltung und gar nichts Fälisches; dennoch ist sie durch und durch „germanisch". Dies Wort bezeichnet, wie wir schon zeigten, von Hause aus einen Kulturbegriff, und nur von diesem her ist auch sein rassenkundlicher Sinn zu verstehen. Nordisch und Fälisch haben manches Gemeinsame: beide Arten sind hochgewachsen, also „ragend" — und beide sind doch eben hierin wieder tief verschieden: der nordische Stil der Leibeshöhe geht auf Überwindung der Schwere, während der fälische Stil der Leibeshöhe gerade die Schwere betont. Nur in einem Punkte scheint sich das Wesen beider Gestalten rein zu decken: in den hellen Farben der Haut und ihrer Ausdrucksfähigkeit durch jähe Verdunkelung (Erröten[1])). In allen anderen Punkten tritt stets im Gemeinsamen auch ein wesentlich Unterscheidendes hervor. Aber in der geschichtlichen Schöpfung, die germanische Kultur heißt, hat sich beiderlei Art eine gemeinsame Form geschaffen, ohne freilich die Gefahr des Widerstreits beider Gestaltgesetze und seelisch-leiblichen Bewegungsweisen für jeden einzelnen Fall zu bannen[2]). Das aber bedeutet nicht, daß in die germanische Form nicht auch noch anderes eingehen könne als nur Nordisches und Fälisches. Zwar ohne nordische Art

---

[1]) Vgl. S. 33, 59, 61, 87 und „Rasse und Seele" S. 107 f.
[2] Vgl. S. 63.

ist germanische Form nicht denkbar, aber außer dem Fälischen hat sie sich auch noch anderes eingeschmolzen. Wir kommen bei Besprechung der nächsten Folgen darauf zurück. Dort soll auch wieder an dies österreichische Mädchen (Tafel 20) erinnert werden.

Zur Betrachtung der durch die germanische Form und der in ihr gegebenen geschichtlichen Prägung wollen die Bilder der Tafeln 21 bis 28 Stoff geben. Sie stellen (mit Ausnahme der Tafel 22) durchweg fälisch-nordische oder wesentlich fälische Menschen deutscher Prägung dar. Die hier gegebenen Beispiele sind westfälisch-niedersächsisch-friesischen Gebieten entnommen; Beispiele gleicher rassischer Beschaffenheit, wenn schon mit anderer Stammesprägung, lassen sich leicht auch aus anderen Teilen des deutschen Volksgebietes, z. B. aus dem Bereich des schwäbisch-alemannischen Stammes, bringen.

Sämtliche Bilder dieser Folge (mit Ausnahme immer der Tafel 22) lassen eine Betonung oder doch Mitbetonung waagrechter Linien erkennen, die in der Vorderansicht deutlicher erkennbar ist als in den Seitenrissen. Breite des Gesichts, zumal der Stirne, verbunden mit einer Haltung des Mundes, die erkennen läßt, daß er (wie besonders deutlich die Tafeln 26 und 27 zeigen) gebraucht wird, um eine Sperrung der Seele auszudrücken gegen alles, was von außen neu herankommt: dies ist es, was allen diesen Gesichtern gemeinsam ist. Linien anderer Art, soweit sie da sind, können in diesen Gesichtern nicht leicht zur Geltung kommen; wenigstens scheint es so auf den hier vorgezeigten Bildern, in denen das Fälische vor das Nordische tritt. Das bedeutet freilich nicht, daß dieses Überwiegen des Fälischen in diesen Menschen oder Menschen gleicher Artverbindung ein für allemal festgelegt sei. Innerhalb eines und desselben Erlebnisverlaufes, ja innerhalb eines und desselben Gespräches kann das Überwiegen in der Artverbindung wechseln, nämlich so, daß bald das Fälische in den Vordergrund tritt und bald das Nordische[1]). Ähnliches gilt auch für Verbindungen anderer Rassengestalten. Bei der rassenkundlichen, zumal der rassenseelenkundigen Beurteilung eines Menschen genügt es nicht, einen einzigen Erlebnisablauf oder gar nur ein einziges Bild dieses Menschen zu kennen. Bloße Eindrücke lassen sich so gewinnen und Schlüsse aus Eindrücken; aber diese werden oft einseitig sein und zu falschen Ergebnissen führen. Unter den hier in dieser Bilderfolge vor-

[1]) Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Charakter I (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1938) S. 48ff., sowie Rassenseele und Einzelmensch (München 1938), Abschn. 7.

geführten Menschen ist kaum einer, der neben dem Fälischen nicht auch anderes, meist Nordisches, zeigte, und nur eine Untersuchung, die das gesamte Eigenwesen eines Menschen im Auge hat, vermag es, die artverschiedenen Linien in ihrem Verlaufe reinlich zu verfolgen.

Solche Untersuchungen dürfen hier, schon mit Rücksicht auf die abgebildeten Personen, nicht vorgeführt werden. Es genügt hier, auf dies und jenes hinzuweisen, das in diesen Gesichtern leicht erkennbar ist. Das Zusammenspiel z. B. des Blicks auf Tafel 21, der ausgreift, aber am eigenen Ausgriff leidet, mit der — hier schmerzlichen — Gehaltenheit des Mundes zeugt von Möglichkeiten des Erlebens, die von einer krampfhaft sich sperrenden, sich stauenden Verharrung hinreichen bis zu einem plötzlichen und rücksichtslosen Über-die-Ufer-Treten. Auch die Möglichkeit des „Zweiten Gesichts", des „Spökenkiekens" scheint hier an sich gegeben, hier freilich gebrochen durch eine am „Vernünftigen" geschulte Erziehung.

Die Tafeln 22 und 23 stellen, wie Tafel 18 und 19, nebeneinander zweierlei Gestalt mit zweierlei Gesetz der Bewegung, das diesmal allein schon aus dem Antlitz erkennbar wird. Die Formen des nordischen Kopfes erscheinen wie von innen nach außen getrieben; die Linien umreißen die Gestalt mit harter Klarheit, aber so, daß sie doch alle über die Gestalt hinauszustreben scheinen, von einer inneren Mächtigkeit geschleudert. Der selbe Sinn, der aus diesen Linien spricht, spricht auch aus dem Blick dieses Auges: er greift hinaus. Wir können auch sagen: er strahlt hinaus. Denn dieses Wort „hinaus" soll nicht so verstanden werden, als bedeute es — im Sinne der tiefenpsychologischen Schule C. G. Jungs — soviel wie „extravertiert" (oder außenweltbetont, wie wir dieses Unwort verdeutschen, das keiner menschlichen Sprache angehört). Der ausgreifend erlebende nordische Mensch muß keineswegs in jenem Sinne außenweltbetont sein, er kann auch seine aus innerseelischen Bezirken aufsteigenden Träume und geheimsten, nur von ihm selber gebildeten und nur für ihn selber geltenden Bedeutungen ausstrahlen in die so von ihm geprägte Welt: auch dies kann in der seelischen Bewegungsweise nordischen Ausgriffs geschehen. Ausgreifend erleben und „introvertiert", also binnenweltbetont sein, schließt einander nicht aus. Es ist noch unerforscht, ob diese oder jene Rasse, ihrem seelischen Bewegungsgesetze nach, mehr zur Haltung der „Introversion" oder der „Extraversion" hinneigt; an sich haben beide Haltungen nichts mit Rasse zu tun.

Die Formen des fälischen Kopfes sprechen eine andere Sprache als die des nordischen: nicht Ausgriff ist ihr Gesetz, nicht Raumüberwindung, sondern Verharrung und Schwere. Der Kopf auf Tafel 23 ist nicht so eindeutig fälisch, wie der daneben stehende Kopf eindeutig nordisch ist. Dennoch: das soeben Gesagte geht aus der Gegenüberstellung beider Köpfe deutlich genug hervor. Das ergibt sich sofort, wenn wir uns die beiden Köpfe in der Bewegung denken. Der nordische Kopf kann mit einer leichten, federnden Bewegung in den Nacken geschleudert werden: sobald diese Bewegung geschieht, wird sie als sinnvoll und selbstverständlich erscheinen, weil sie ganz aus dem Gestaltsinn nordischer Leibeserscheinung fließt und in dieser gesetzlich vorgezeichnet ist. Wenn der fälische Kopf auf Tafel 23 diese selbe Bewegung auszuführen strebte, so würde dies, vom Triebwerk der Muskeln her gesehen, zwar gelingen; aber diese, mechanistisch gesehen, gelungene Bewegung würde sich, vom Gestaltgesetz der lebenden Erscheinung aus gesehen, als sinnlos erweisen, ja als sinnwidrig, sinnzerstörend und darum lächerlich: als spielte ein Elefant sich als Giraffe auf. Die fälische Gestalt hat ihr eigenes Gesetz, das anders ist als das nordische; darin ist auch eine andere Bewegungsweise vorgezeichnet[1]). Und in beiderlei Bewegungsweise kennzeichnet sich jeweils ein anderes Gesetz des seelischen Seins.

Tafel 24 und 25 zeigen mädchenhaftes Jungsein fälisch-nordischer Menschen; der Kopf auf Tafel 24 gibt den Seitenriß der Erscheinung, die schon von Tafel 17 her bekannt ist.

Auf den Bildern der beiden Tafeln 26 und 27 wird eine Haltung erkennbar, die als Ausdruck des Stolzes gedeutet werden kann. Diese Deutung ist richtig, falls der Sinn des Wortes „Stolz" so verstanden wird, daß er das hier Gegebene erfaßt. Stolz setzt ein inneres Stehen auf etwas voraus; darum sagt die Sprache, daß jemand stolz „auf" etwas sei. Dieses Etwas muß in den Augen des Stolzen einen bedeutenden Wert ausmachen; wohlgemerkt: in seinen Augen. Über den wirklichen Wert dessen, worauf der Stolze sich stellt, ist damit nichts gesagt: der eine kann stolz sein auf etwas, das dem anderen wertlos erscheint. Auch ist nicht gesagt, ob der Wert dessen, worauf der Stolze sich stellt, ein Wert auch für die Gemeinschaft sei, in der er lebt, oder nur für ihn allein. Manch einer, der die Gemeinschaft ab-

[1]) Vgl. L. F. Clauß, Rassenseele und Einzelmensch (Lichtbildervortrag) S. 17 f.

lehnt, steigert eben darum seinen Stolz: er betont den Wert dessen, worauf er steht, desto eifriger, je mehr dieser Wert von den Weltgenossen in Frage gestellt wird. Ein Stolz dieser Art kann leicht zum Krampfe führen.

Von den beiden Menschen, die unsere Tafeln zeigen, steht jeder innerlich auf etwas anderem. Zwar auch der Dithmarscher Großbauer auf Tafel 26 lebt aus dem Bewußtsein: „Ich bin ein Dithmarscher. Ich bin ein freier Bauer. Dies Land hier haben meine Vorfahren eingedeicht und wir halten es seitdem.“ Er fühlt sich dem, was hinter ihm steht, verpflichtet. In dieser sprachlichen Fassung „ich bin ein ...“ liegt beschlossen, daß hier ein Stolz sich ausdrückt, der sich bewußt ist, auf Gemeinsamem zu stehen: ein Stolz auf Werte einer geschichtlich so und so gearteten Gemeinschaft. Ein solcher Stolz verbindet. Aber in diesem Antlitz ist noch anderes zu lesen, und zwar noch ein anderer Stolz: nicht auf Geschichtliches, nicht auf Gemeinsames, das verbindet, sondern auf Besonderes, Einmaliges, das von der Gemeinschaft trennt. Die sprachliche Fassung solchen Wertbewußtseins lautet nicht: „Ich bin ein ...“, sondern: „Ich bin der und der. Ich bin ich und gleiche keinem andern.“ Dieser Mann steht innerlich auf seinem besonderen Teile, das ihn von seinen Weltgenossen unterscheidet, und hierauf ist er stolz. — Die Friesin, deren Bild daneben steht, hat nichts von diesem Stolze: sie stellt sich auf das Bewußtsein, „eine Friesin“ zu sein; dieser Stolz ist das einzige Gerüst ihres Selbstbewußtseins, das ihrem Wesen Halt gibt. Dem Bauern auf Tafel 28 bedeutet sein Friesentum vielleicht nicht den entscheidenden Untergrund seines Wertbewußtseins. Ihm ist es wichtiger, „wohlgestellt“ zu sein: er steht auf dem, was er besitzt.

Was bisher über das Wesen des Stolzes gesagt wurde, gilt vom Stolz überhaupt, ohne Rücksicht auf Rasse. Es gilt vom Stolze der wesentlich fälisch bestimmten Menschen dieser Folge so gut wie von dem des österreichischen Mädchens auf Tafel 20, das keinerlei fälische Linien zeigt. (Auch ihr Stolz sagt: „Was wollt ihr? Ich bin eine freie Bauerntochter“.) Das rassisch Besondere der Menschen dieser Folge liegt nicht im Stolzsein als solchem; Stolz findet sich bei Menschen allerverschiedenster Rasse. Nicht, daß er stolz ist, kennzeichnet einen Menschen rassisch, sondern die Weise, wie er stolz ist — wenn er es ist. Fälischer Stolz ist immer ein Stolz, der sich sperrt: ein Stolz, der sich gleichsam feststemmt auf etwas, um darauf zu verharren und

so einen Halt zu finden gegen die innere Gefahr, die wir unter dem Bilde des sich stauenden Stromes sahen, der plötzlich über seine Ufer tritt. Von dieser inneren Bewegung des Sich-Sperrens, Sich-Stauens und was daraus weiter folgt, zeigt Tafel 20 nichts.

Und auch die Bilder der nächsten Folge sagen davon nichts (Tafel 29—32). Gemeinsam ist den hier abgebildeten Menschen das mittelländische Blut; gestaltgesetzlich gesprochen: die mittelländische Linie im Bau der Ausdrucksfelder und im Ausdruck selbst. Ist die fälische Gestalt durch die Betonung ihrer Schwere bestimmt und ist ihre Bewegung ausgezeichnet durch Wucht, so ist die mittelländische Gestalt ganz ohne Wucht und Schwere (auch ohne die Mächtigkeit der nordischen Gestalt und Bewegung): in ihr vollendet sich das Leichte bis zur spielerischen Anmut. Wo nordisches Blut sich mischt mit mittelländischem Blute, da können Gestalten entstehen von solcher Lieblichkeit, wie sie das Antlitz jenes Mädchens zeigt, das wir auf Tafel 29 abgebildet haben. Das aber ist nun freilich kein Beweis, daß aus der Verbindung nordischen Blutes mit mittelländischem in jedem einzelnen Falle eine Wohlgestalt entstehen müsse: die beiden Arten sind in manchen Zügen einander verwandt und widersprechen sich in anderen. Der nordische Leib, so sagten wir, ist auf Überwindung der Schwere gebaut; aus jeder einzelnen Linie spricht eine überwindende Mächtigkeit. Überwindung der Schwere ist, streng genommen, nicht dasselbe wie Leichtigkeit. Leichtigkeit — wir sollten besser „Leichte" sagen — ist etwas, das einfach da ist, so wie Schwere da ist: es ist nichts darin, das über sich selbst hinausweist. Überwindung der Schwere ist Leistung, ihr Ergebnis etwas Erleistetes. Die Leichte der mittelländischen Leibeserscheinung ist etwas fertig Gegebenes, etwas — wenn wir so wollen — Geschenktes und darum Beglückendes. Ihre erste uns bekannte künstlerische Stilisierung hat sie in den Palastgemälden von Altkreta erfahren. Die wesentlichen Züge der altkretischen (minoischen) Kultur mit ihrer Frauenherrschaft und ihrem Zug auf ständige Verfeinerung des Lebens (auf Kosten seiner männlichen Wehrhaftigkeit, woran dann schließlich diese Kultur verging) scheint ein vollendeter Ausdruck mittelländischen Menschentums zu sein.

Wo Züge der Mächtigkeit auftreten in einem sonst mittelländisch geschnittenen Antlitz, da durchbrechen sie das Gesetz der mittelländischen Gestalt und tun damit kund, daß da ein Leben gelebt wird, in

dem auch nordisches Gesetz sich auswirkt. Ein solches Antlitz zeigt unsere Tafel 31. Von Ausdruckslinien, die überwiegend in mittelländischem Stile gebaut sind, wird hier ein Gebrauch gemacht, der wenig mehr von mittelländischem Leben zeigt: aus dem Ausdruck dieser Züge spricht die Mächtigkeit eines nordisch bestimmten Geistes, der ein weit ausgreifendes Wissen spielend beherrscht und Zielen zustrebt, die im Unendlichen, im Zeitlosen, fast im Unmöglichen liegen. Wir stellen daneben (Tafel 30) ein anderes Antlitz von mittelländischem Schnitt, das — was das rein Körperbauliche betrifft — leichter und „feiner" und also mittelländischer gebaut ist als das andere, obschon dieser junge Mann „einfacher Leute Kind" ist, während jener Denker aus italienischem Adel stammt, der seine Abkunft auf Normannen zurückführt. Mächtigkeit setzt der Verfeinerung eine Grenze: das Antlitz links ist in gewissem Sinne „feiner", weil kein mächtiger Geist es als sein Ausdrucksfeld gebraucht. „Feinheit" (im mittelländischen Sinne dieses Wortes) ist ein Wert, der in einer nordischen Wertordnung kein oberster Wert sein kann, ohne daß daran nordisches Leben sich verkehrte. Eine Herrschaft der Frau im altkretischen Sinne schafft Hochkulturen nur dann, wenn sie auf einer „Insel der Seligen" sich abspielt und dort es sich leisten kann, Verfeinerung als obersten Wert und um jeden Preis zu wollen.

Ob die vier Bilder der nächsten Folge (Tafel 33—36) ausreichen, um einen Einblick in die artrechte Ordnung ostischer Lebenswerte zu geben, hängt davon ab, wieweit der Betrachter darin geübt ist, aus dem Baugesetze einer lebendigen Gestalt schon zu erkennen, wozu diese Gestalt gebaut ist. Die Gegenüberstellung Tafel 34/35 zeigt je ein nordisches und ein wesentlich ostisches Antlitz in der Bewegung, und zwar in der Bewegung des Lachens. Die Vergleichung beider Köpfe sagt nichts darüber, daß die nordische Rasse durch die Eigenschaft „Heiterkeit" gekennzeichnet sei und die ostische auch, sich also beide Rassen des Besitzes dieser Eigenschaft erfreuten und somit einander (wenigstens in diesem Punkte) verwandt seien. Vergleichungen dieser Art gehören der Vergangenheit der Rassenkunde an und sind durch die Forschung längst überholt worden. Rassenseelenforschung bedeutet nicht Zuteilung von Eigenschaften an die einzelnen Rassen und schulmeisterliche Erteilung von Zensuren, sondern eine strenge Erfassung von Gestaltgesetzen. Nordische Heiterkeit, wenn sie im einzelnen Menschen da ist, folgt anderen Gesetzen als z. B. ostische Heiterkeit, und sie

erscheint auch anders in den leiblichen Ausdrucksfeldern. Nicht daß da gelacht wird, kennzeichnet nordische oder ostische Rasse, sondern wie da gelacht wird. Die Rassenseelenkunde darf nicht müde werden, diesen Unterschied zu betonen, weil von der Erkenntnis solcher Unterschiede die Einsichtigkeit aller ihrer Ergebnisse abhängt.

Die Züge der nordischen Gestalt kennzeichneten wir als klar gegliedert und abgesetzt vom Raume, doch deuten alle ihre Linien in den Raum, von innen nach außen getrieben. Auch nordisches Lachen ist eine Bewegung hinaus: die schnittigen, kurvigen Linien des nordischen Gesichtes werden auch bei dieser Bewegung in der in ihnen vorgezeichneten Weise gebraucht. Der nordische Mensch lacht „hellauf" und schleudert sein Lachen gleichsam hinaus, wenn er nicht „an sich hält", d. h. sich selbst gegenübertritt und im Gegenausgriff diese Bewegung aufhält oder zügelt. Tafel 34 zeigt, wie ein nordisches Antlitz aus sich hinauslacht.

Das ostische Antlitz zeichnet der entsprechenden Bewegung andere Bahnen vor. Seine Formen sind nicht klar vom Raume und von einander abgesetzt, sondern gehen in einander über und verschwimmen: sie meiden die scharfe Grenze. Alles rundet sich da, die ganze Gestalt erscheint da als ein Gefüge von Kugeln, wobei das Wort „Gefüge" schon eigentlich nicht mehr paßt, weil es die Vorstellung klar unterscheidbarer Teile enthält. Im Spiel der Bewegung tritt hier nicht die Gliederung der Gestalt hervor, sondern diese verwischt sich, und ihre Linien weisen dann nicht von innen nach außen, sondern umgekehrt: es sieht dann eher aus, als würden sie nach innen gezogen. Das wird ganz deutlich zumal beim ostischen Lachen. Tafel 35 zeigt ein wesentlich ostisches Antlitz, wie es in sich hineinlacht.

Die nächste Folge (Tafel 37—40) bietet einen Blick auf jenes Menschentum, das in der Rassenkunde oft „dinarisch" genannt wird. Das Wort weist auf die Dinarischen Alpen hin und soll besagen, daß dort das Kerngebiet dieses Menschenschlages sei. Von dort aus reiche sein Vorkommen weit in die Nachbargebiete hinein, auch in die der deutschen Südostmark. Die Rassenkörperkunde hat diesen Menschenschlag beschrieben, und manche Vertreter dieser Wissenschaft nehmen an, daß es sich in ihm um eine erbfeste Gestalt, also um eine eigene Rasse handle. Innerhalb der deutschen Lande sei diese Rasse zumal in Österreich zu finden; ihr Vorkommen nehme dort von Norden nach Süden zu.

Im Sommer und Herbst 1937 habe ich an Ort und Stelle versucht, diese Angaben, besser Annahmen, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Ich bewegte mich innerhalb des damaligen Österreichs von Norden nach Süden und hoffte, in Steiermark oder Kärnten oder Tirol ein Gebiet zu finden, wo dieser Menschenschlag in der Bevölkerung überwiegt und wo es sich also verlohnte, mit rassenseelenforschender Arbeit anzusetzen. Doch es ergab sich leider, daß es ein solches Gebiet nicht gibt. Nähme der „dinarische Einschlag" von Norden nach Süden zu (was zu erwarten berechtigt wäre, wenn die Voraussetzung stimmte, daß er mit dem Menschenschlag der Dinarischen Alpen gleichzusetzen sei), dann müßte er am stärksten etwa in den Karawanken vertreten sein. Aber gerade das ist nicht der Fall. Ich habe dort und in anderen Teilen der Südostmark reichlich Gelegenheit gefunden, deutsche Menschen wesentlich nordischen Blutes kennen zu lernen und auch abzubilden; „Dinarier", was die Rassenkunde so beschreibt, fand ich nur in seltenen Einzelfällen. Daß aber diese als Vertreter einer eigenen Rasse anzusprechen seien, das scheint mir seitdem fraglicher als je.

Wohl, es ist überall im Südosten des deutschen Volksgebietes unter dessen Bewohnern etwas zu finden, das in anderen Gebieten seltener ist. Alle vier Köpfe unserer letzten Folge zeichnet etwas aus, das sie von den übrigen hier abgebildeten Rasseköpfen unterscheidet. Die Linienführung und der Blick des Mannes aus dem Kapruner Tal (Tafel 37) ist so vielleicht nur im deutschen Südosten möglich. Und der Bauer aus dem Salzkammergut, den unsere Tafel 38 zeigt, ist wesentlich das, was von manchen als „dinarisch" beschrieben wird, und ist zugleich wesentlich deutsch. Die Linien erinnern in vielen Zügen deutlich noch an Nordisches, aber der Blick greift nicht hinaus. Er ist anders. Das bayerische Mädchen auf Tafel 39 könnte fast die Tochter dieses Mannes sein (in Wahrheit ist jenes uns schon bekannte, wesentlich nordische Mädchen von Tafel 20 seine Tochter). Das bayerische Mädchen hat in seiner Erscheinung etwas, das sie sofort als Kind des bajuwarischen Stammes erkennen läßt; und dieses Etwas liegt nicht allein in der geschichtlich bedingten Stammesprägung: es weist auf einen Blutseinschlag, der so vielleicht nur im deutschen Südosten vorkommt. Aber dieses Antlitz ist ja in vielen seiner wesentlichen Züge gerade besonders nordisch, wenn schon auch sein Blick nicht — im nordischen Sinne — hinausgreift. Was nun dieses Etwas, dieses Besondere sei, das diesen deutschen Menschen ihre Eigenart verleiht,

das ist — zum mindesten rassenseelenkundlich — bis heute unerforscht. Denn jene angeblich psychologischen Beschreibungen der „dinarischen Rasse“, die sich in der Aufzählung einiger Eigenschaften erschöpfen, wie man sie überall auf diesem Planeten findet (z. B. „rauhe Kraft und Geradheit“), haben mit diesen Menschen nichts zu tun. Kein Forscher, der sorgfältig zusieht, vermag bis heute zu sagen, ob das Besondere, das diesen Menschen eignet, aus dem Wesen einer anderen, nordfremden Rasse oder vielmehr aus einer Verschlingung von Zügen mehrerer Rassen kommt, in der die nordische Rasse vorherrscht. Denn außer den Eigenheiten, die jede Rasse als solche in die Mischung mitbringt, sind auch noch andere Eigenheiten zu beachten, die erst die Mischung selbst hervorbringt.

Und ob nun dieses Etwas, das dem Menschentum des deutschen Südostens eignet (doch ohne in irgendeinem Gebiete dort auch nur annähernd „rein“ für sich hervorzutreten), gleichzusetzen sei mit dem, was in den Dinarischen Alpen lebt und nach ihnen benannt wird, das muß nach dem heutigen Stande der Forschung eher bezweifelt werden als bejaht. Die Untersuchung von Gerhard Gesemann[1]), aber auch anthropologische Untersuchungen wie die von Hella Pöch, sprechen weit eher für das Gegenteil. Es wird noch manches Stück Arbeit kosten, bis in diesen „dinarischen“ Fragen Klarheit herrscht.

Was die Köpfe betrifft, die diese Folge zeigt, so ist zumal in dem Antlitz des Bauern auf Tafel 38 eine klare, feste geschichtliche Linie zu finden, die so gut germanisch ist wie irgend sonst ein deutsches Antlitz, wenn sie auch anders als niederdeutsch und auch anders als das ist, was die Geschichte als preußische Form geprägt hat. Die deutsche Südostmark ist — nicht nur dem Raume nach — Althellas näher als sonst ein deutsches Land, wenigstens jenem Althellas, das ewig geworden ist durch seine geistige Schöpfung, weil es vom spartanischen Krampfe frei blieb. Das Leisten-Müssen des nordischen Menschen ist hier gemildert: mehr als der Drang des ewigen Wollen- und Werden-Müssens gilt hier die Kunst, zu sein.

Was zu den Bildern der letzten Folge (Tafel 41—48) zu sagen ist, haben wir am Ende des vorigen Kapitels gesagt.

---

[1]) G. Gesemann, Der montenegrinische Mensch. Prag 1934.

Nachwort.

Als in den Jahren 1921/22 die erste Fassung dieses Buches geschrieben wurde, gab es noch keine Wissenschaft von der Rassenseele, noch keine Psycho-Anthropologie. Der Weg zu ihrer Begründung mußte erst freigelegt werden, und das geschah mit der Arbeit an diesem Buche, vielmehr: an jenem Buche, denn die jetzt vorliegende Fassung deckt sich nicht mehr mit der ersten. Mit Recht vermerkten die Beurteiler damals, daß darin mehr von den Grundlagen einer möglichen Wissenschaft von der gearteten Seele und ihrem gearteten Ausdruck die Rede war als von der nordischen Seele. Für jene Leser aber, die nicht wissen wollen, wie man dazu kommt, seelische Artgesetze zu erkennen, sondern nur nach dem nordischen Artgesetze fragen, bedeuteten zwei Drittel des Buches eine leidige Beschwerung: für sie gehörte gar vieles zum Schutt der Werkstatt, nicht zum Werke selbst.

Daher entschloß ich mich, den Stoff auf drei verschiedene Bücher zu verteilen, von denen dieses hier für alle jene bestimmt ist, die nichts andres wollen als ein Bild der nordischen Seele. Die Frage nach den Grenzen des Verstehens dient hier nur noch der Hinleitung. Umrisse anderer Rassen sind hinzugefügt; doch wird von fremder Artung nur soweit gehandelt, als es gilt, das Nordische dagegen abzugrenzen. Wer Aufschluß über fremde Artgesetze um ihrer selbst willen sucht, sei auf mein Buch „Rasse und Seele“ verwiesen, das gleichzeitig in neuer Bearbeitung erscheint. Alle jene Fragen aber, die der ersten Auflage des vorliegenden Buches im Vordergrunde standen — die Frage z. B. nach der Möglichkeit einer verstehenden Wissenschaft von Rassenseelen — werden in einem besonderen Buche behandelt, dessen Vollendung bisher zurückstehen mußte hinter dringlicheren Aufgaben unserer Zeit.

Denn auch die Wissenschaft gehört nicht mehr sich selber, sondern dem Volke, aus dem sie hervorgeht und dessen Geschichte sie dient. Das nordische Vorbild ist erwacht; es steht nun da und wirkt gestaltend und aufrufend in die deutsche Zukunft. Das legt uns die Pflicht auf, von Fall zu Fall zu zeigen, wie denn der einzelne Volksgenosse das nordische Vorbild in sich verwirklichen könne und wo die Grenze solcher Selbsterziehung sei. Der 8. Auflage wurden die Kapitel 13 „Die nordische Entscheidung“, 14 „Noch einmal: Seele und Landschaft. Der Ostraum“ und 15 „Zu den Bildern“ eingefügt; sie zeigen im

Umriß und an ein paar ausgewählten Einzelheiten, was hierüber zu sagen ist. Mehr ins Einzelne geht mein Buch „Rasse und Charakter“, dessen 1. Teil (Das lebendige Antlitz) schon vorliegt (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1938).

Etwa fünf Jahre lang konnte „Die nordische Seele“ nicht neu aufgelegt werden, da der Verfasser zu Forschungszwecken im Morgenlande weilte und dort — zeitweise als Beduine unter Beduinen Nordarabiens lebend — zu einer Bearbeitung nicht in der Lage war. Auch die jahrelange Forschungsarbeit im seelischen Fremdland mußte der Ergründung unserer Grenzen, der Abhebung des Nordischen von allem Nordfremden, dienen. Wir hoffen, daß auch dieses Buch davon gewonnen hat.

Von Vertretern älterer Schwesterwissenschaften ist die Rassenseelenkunde (Psycho-Anthropologie) — wie eben alles Neue in der Zeit seines Anfangs — zunächst mit Mißtrauen und Abneigung empfangen worden; später wurde sie von den einen freimütig anerkannt, von anderen heimlich benutzt, wenn auch öffentlich bisweilen noch verleugnet. Heute wünscht fast jede Statistik erblicher Eigenschaften als Rassenseelenkunde zu gelten. Der Klarheit des Gedankens und dem Werke der Volksgestaltung ist dies schädlich, aber solche Trübungen klärt zuletzt die Zeit. Mit der Wirkung meiner Arbeiten inner- und außerhalb der Wissenschaft darf ich zufrieden sein, da ich bei Freund und Feind ihre Gedanken und selbst ihre Wortprägungen in fruchtbarem Wachstum sehe. Es ist ja die Wahrheit, auf die es ankommt, und nicht der Name, unter dem sie umgeht.

L. F. C.

Stichwörter- und Namenverzeichnis

Ein Lichtbildervortrag von Dr. L. F. Clauß

Rassenseele und Einzelmensch.

Mit 39 Lichtbildern auf 20 Bildkarten für das Episkop nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 27 Seiten Text. Kartoniert Mk. 2.40. Hierzu 20 Diapositiv-Platten (Zelluloid leicht und unzerbrechlich) Mk. 22.—, Glasplatten Mk. 30.—. Leihgebühr (nur die Zelluloidplatten werden verliehen!) Mk. 10.—.
Der ausführliche Text des Vortrags umfaßt 27 Druckseiten in großer, gut lesbarer Schrift und kann von jedem Vortragenden unmittelbar verwendet werden. Die Darlegungen wirken überzeugend, weil sie auf eigenen Beobachtungen beruhen und durch zahlreiche Beispiele lebendig vor Augen geführt werden. Der Vortrag gliedert sich in folgende kurze Abschnitte:
Worin liegt das Rassenseelische? (Über die Verwechslung von Rassenseele und Charakter) / Gleiche Rasse, verschiedener Charakter / Gesetze der Gestalt / Gestalt und Bewegung / Verschiedenartiges Verhalten bei gleichem Anlaß / Rassenmischung.
Die beigegebenen Bildkarten, in denen zur Hauptsache die europäischen Rassen, vorwiegend die nordische, vertreten sind, zeigen die besondere Fähigkeit des Verfassers, die feinsten seelischen Regungen im Bilde festzuhalten.
Der Vortrag ist für alle mit der rassenpolitischen Schulung und Aufklärung Betrauten von außerordentlichem Wert.

★

Grundlegende Werke von Reichsernährungsminister und Reichsbauernführer R. W. Darré

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse.

45.—50. Tausend. Geh. Mk. 8.—, Lwd. Mk. 10.—.
„In schonungsloser, grausamer Folgerichtigkeit zeichnet Darré das Schicksal der Völker. Bauerntod ist Volkstod. Auf dem Ackerland wächst nicht nur das Brot, sondern es wachsen dort auch die Menschen. Das kann man nicht mehr vergessen, wenn man dieses Buch gelesen hat. Und man muß es lesen um zu wissen: Halt! Bis hierher mit dem deutschen Bauerntum und nicht weiter! Und dann zurück zu den tausendjährigen Gesetzen, nach denen allein Geschlecht um Geschlecht sich auf der Scholle wie eine Kette aneinanderreihen kann. — Dieses Buch muß gelesen haben, wer vom deutschen Bauerntum sprechen will.“ NS. „Landpost“.

Neuadel aus Blut und Boden.

56.—60. Tausend. Geh. Mk. 5.20, Lwd. Mk. 6.30.
„Mit tiefster Eindringlichkeit entwirft Darré praktische, unserem heutigen Dasein angepaßte, im innersten Wesen aber ewiggültige Vorschläge für den ‚Hegehof‘, den kommenden Edelmann und die Aufzucht eines neuen Geschlechts.“
Nationalsozialistische Monatshefte.

Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten.

Kart. Mk. 1.—.

Walther Rathenau und das Problem des nordischen Menschen.

Walther Rathenau und die Bedeutung der Rasse in der Weltgeschichte. Kart. Mk. —.50.

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

Nordische Schönheit. Ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst. Mit 165 Abb. Geh. Mk. 6.60, Lwd. Mk. 8.—.

„Das feingeistige und kluge Buch des alten nationalsozialistischen Kulturpolitikers wird sich viele Freunde erwerben. Selten ist so sehr gerade das Positive und Schöne in der Kunst der nordischen Völker herausgestellt wie hier. Das Buch ist eine wahre Seelenbefreiung. Der es geschrieben hat, ist wie kein anderer berufen, das nordische Schönheitsideal darzustellen. Das Buch sollte vor allem zur Kunsterziehung in den Schulen verwandt werden." Hakenkreuzbanner, Mannheim.

Kunst und Rasse. Mit 175 Abbildungen. 3., vermehrte Auflage. Geh. Mk. 5.50, Lwd. Mk. 7.—.

„Maßvoll im Urteil, sorgfältig in der Auswahl des ungeheueren Materials, das er meisterhaft beherrscht, zeigt der Leiter der Weimarer Bauschule an Hand von schlagenden Beispielen, wie ,unlöslich abhängig die Körperlichkeit des Künstlers zu seinem Werke' steht und wie umgekehrt das Werk Rückschlüsse auf die Rasse und damit auf die geistig-seelische Haltung des Künstlers oder des über ein Kunstwerk Urteilenden zuläßt." NS. Erziehung.

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Prof. Dr. H. F. K. Günther. 509 Seiten mit 29 Karten und 526 Abbildungen. 103.—113. Tausend. Geheftet Mk. 10.—, in Leinen Mk. 12.—, in Halbleder Mk. 15.—.

„Die vornehme und sachliche, sorgfältig abwägende Art der Darstellung, verbunden mit einem glänzenden Stil, macht das Studium des ausgezeichneten Buches zu einem Genuß." Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Die wesentlich gekürzte Ausgabe des großen Werkes — der „Volks-Günther": Mit 100 Abb. und 13 Karten. 206.—225 Tsd. Geh. Mk. 2.—, Lwd. Mk. 3.—.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Von Professor Dr. Wolfgang Schultz.

(14.—18. Tausend.) Mit 234 Abbildungen auf 112 Tafeln und 7 Karten. Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.50.

„Das Werk von Wolfgang Schultz gehört zu der kleinen Zahl von Büchern, die aus der Menge der über das gleiche Thema erschienenen Schriften herausgehoben und empfohlen werden können. Der Verfasser beschränkt sich auf eine großzügige und zusammenhängende Darstellung der sich aus den Funden ergebenden Entwicklung und verarbeitet die geschichtlichen Nachrichten und das, was wir aus den antiken wie aus den germanischen Quellen und Überlieferungen wissen, mit den Ergebnissen der Wissenschaft des Spatens zu einem einzigen Bild. Vorzüglich sind seine Ausführungen über die Dichtkunst und die Religion unserer Vorfahren. Das Einzigartige an dem Werk ist aber seine außerordentlich reichhaltige Ausstattung mit Bildern." Deutsche Allgemeine Zeitung.

Rasse und Humor. Von Studienrat Siegfried Kadner. 2., neubearb. und erweiterte Auflage. Mit 58 Abb. Geh. RM. 3.80, Lwd. RM. 4.80.

„Wissenschaftlicher Ernst und deutsche Gründlichkeit vermitteln in ergötzlicher Anschaulichkeit einen lehrreichen Streifzug quer durch alle Gattungen des Humors der Völker." Der Schulungsbrief, Berlin.

„Wie für die Artverschiedenheit der Menschen untereinander Landes- und Sprachgrenzen keine absolute Geltung haben, sondern das natürliche Erbgut der rassischen Eigenschaften und Anlagen Trennung und Bindung schicksalhaft bestimmt, so sind auch die mannigfaltigen Spielarten des Humors und der Komik von Grund auf nur zu verstehen, wenn sie nicht nur im nationalen, sondern im rassischen Zusammenhang betrachtet werden. Diesem Versuch dient das vorliegende Buch, das, durchzogen von zahlreichen Proben köstlichen Humors aller Zeiten, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd zu lesen ist." Geogr. Anzeiger.

Rasse, Volk, Soldatentum. Von Major E. Hundeiker. Mit 37 Abbildungen auf 16 Bildertafeln. Geh. Mk. 4.80, Lwd. Mk. 6.—.

„Der Offizier und der Rassenforscher haben sich in diesem vielseitigen Buch gefunden und zu einer nationalsozialistischen Volks- und Weltbetrachtung vereint, deren sowohl wehrgeschichtlich als auch nationalpolitisch erfahrungsreiche Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Vertiefung unseres neuen Weltbildes liefert. Nicht allein für den Truppenführer, sondern mehr noch für den Politiker, gerade für die Außenpolitik ist das Wissen um das Denken und die Seele anderer Rassen, Völker und Heere von ausschlaggebender Bedeutung." Schulungsbrief.

Aus dem Inhalt: Rassische Grundlagen / Was die Kriegsgeschichte lehrt / Eine Schlacht des Weltkrieges als Beispiel / Französische, russische und deutsche Generalstabskarten / Beobachtungen über die französischen Stellungen / Die Freischärler der Balkanvölker / Die ostische Rassenseele des bulgarischen Soldaten / Zwischen den Erdteilen / Gibt es eine „Schwarze Gefahr" / Der Soldat im gelben Rassenkreis / Das Geheimnis japanischen Soldatentums / Indiens Kasten-Kriegertum / Der nordische Soldat in der Geschichte / Volkstypus-Seelenbild-Soldatentypus / Der Sinn des Parademarsches / Die verschiedenen Rassen im französischen Soldatentum / Wie sich der Engländer zu seinem Heer stellt / Ist der russische Soldat besser geworden? / Einiges über die übrigen europäischen Völker / Das Soldatentum des Faschismus / Aus der Seekriegsgeschichte der europäischen Völker / Taktische Fragen unter dem Gesichtspunkt von Volk und Rasse / Weltkriegserfahrungen.

Musik und Rasse. Von Studienrat Rich Eichenauer. Mit 43 Abbildungen und 90 Notenbeispielen. 2., verb. Auflage. Geb. Mk. 7.50, Lwd. Mk. 9.—

„Das vortreffliche Werk liegt nunmehr in der 2. Auflage vor. ... Wir gestehen gerne, daß uns erst an der Hand dieses sachkundigen Führers das Gefühl für die Größe des gregorianischen Gesanges aufgegangen ist, wie der Verfasser überhaupt versteht — die zahlreichen Notenbeispiele unterstützen dabei das textlich Gebotene — auch spröde Stoffgebiete in anschaulichster Form zu behandeln. — Es soll nicht unterlassen werden, auf die beispielhaft schöne Bebilderung hinzuweisen." NS. Briefe, Darmstadt.

Ludwig Ferdinand Clauß: Die nordische Seele